

Inhalt

Editorial	667
Zum Tod von Johannes Hodek (Karen Ruoff und Wolfgang Fritz Haug)	669
Erinnerung an Joseph Wulf (Jo Rodejohann)	676
Günther Anders: Das perverse Gerät	678
Ruth Rehmann: Fortgehen	681

Feminismus in der Frauenforschung

Joan Acker	
Was wurde aus dem Paradigmenwechsel?	683
Frigga Haug und Kornelia Hauser	
Frauenerfahrung und Geschlechtsbegriff	695
Irene Dölling	
Marxismus und Frauenfrage in der DDR	709
Diemut Bubeck	
Marx' »Reich der Freiheit« und die Frauenarbeit	719
Annette Kuhn	
Vom schwierigen Umgang der Frauengeschichtsforschung mit dem Nazismus	733
Kornelia Hauser	
Wissenschaftlicher Feminismus als Befreiungsprojekt	741

* * *

Su Shaozhi	
Marxismus und Theoriepolitik in der VR China	747
André Gunder Frank	
Weltverschuldungskrise, Europäische Herausforderung und 1992	759
Dick Boer	
Thesen zur Intervention ins Religiöse	767
<i>Kongreßberichte</i>	
Volksuni West-Berlin; Nordsee-Tribunal; Ankündigungen	775
<i>Besprechungen</i>	
Brecht; Literaturgeschichte; Stadtsoziologie; Mädchen; Geschichts- wissenschafts-Geschichte; Trotzki, Stalin, Gorbatschow	779
Verfasser/innen; Zeitschriftenschau; Summaries	829

Besprechungen**Philosophie**

- List, Elisabeth, und Herlinde Studer (Hrsg.): Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik (K.Hauser)* 741

Sprach- und Literaturwissenschaft

- Lattmann, Dieter: Kennen Sie Brecht? Stationen seines Lebens (G.Berg)* . 779
- Kebir, Sabine: Ein akzeptabler Mann? Streit um Bertolt Brechts Partnerbeziehungen (G.Berg)* 779
- Fuchs, Peter: Bertolt Brecht. Der aufdringliche Dichter. Das Selbstverständnis Bertolt Brechts im Kontext der Moderne (G.Berg)* 779
- Wagner, Frank Dietrich: Bertolt Brecht. Kritik des Faschismus (G.Berg)* . 779
- Pietzcker, Carl: »Ich kommandiere mein Herz«. Brechts Herzneurose — Ein Schlüssel zu seinem Leben und Schreiben (G.Berg)* 779
- Wege, Carl: Bertolt Brecht. Lion Feuchtwanger. »Kalkutta, 4. Mai« (G.Berg)* 779
- Buhl, Barbara: Bilder der Zukunft — Traum und Plan. Utopie im Werk Bertolt Brechts (F.Vaßen)* 783
- Lucchesi, Joachim, und Ronald K. Shull: Musik bei Brecht (A.Dümling)* . 784
- Müller, Maria E. (Hrsg.): Eheglück und Liebesjoch. Bilder von Liebe, Ehe und Familie in der Literatur des 15. und 16. Jahrhunderts (R.Schlechtweg-Jahn)* 785
- Mahoney, Dennis F.: Der Roman der Goethezeit (R.G.Bogner)* 787
- Momberger, Manfred: Sonne und Punsch. Die Dissemination des romantischen Kunstbegriffs bei E.T.A. Hoffmann (R.Schmidt)* 788
- McGlathery, James M.: Mysticism and Sexuality: E.T.A. Hoffmann (R.Schmidt)* 788
- Berger, Renate, und Inge Stephan (Hrsg.): Weiblichkeit und Tod in der Literatur (H.Schwarz)* 790

Kunst- und Kulturwissenschaft

- Kausch, Michael: Populärkultur und Kulturindustrie (C.Ujma)* 792
- Lesle, Ulf-Thomas: Das niederdeutsche Theater. Von »völkischer Not« zum Literaturtrost (F.Vaßen)* 793

Soziologie

- Pirker, Theo, Hans-Peter Müller und Rainer Winkelmann (Hrsg.): Technik und Industrielle Revolution (W.van Treeck)* 795
- Prigge, Walter (Hrsg.): Die Materialität des Städtischen (E.Konter)* 796
- Deutsches Architekturmuseum Frankfurt a.M. (Hrsg.): Ernst May und das Neue Frankfurt 1925-1930 (E.Konter)* 796
- Prigge, Walter, und Hans-Peter Schwarz (Hrsg.): Das Neue Frankfurt. Städtebau und Architektur im Modernisierungsprozeß 1925-1988 (E.Konter)* .. 796
- Prigge, Walter, und Wilfried Kaib (Hrsg.): Sozialer Wohnungsbau im internationalen Vergleich (E.Konter)* 796
- Janssen, Helmut, Rainer Kaulitzky und Raymond Michalowski (Hrsg.): Radikale Kriminologie (Th.Tugendheim)* 799
- Schröder, Burkhard: Unter Männern (P.Hocke)* 800

(Fortsetzung auf Seite XII)

Editorial

»Ich glaube, wir müssen dieses Problem darin sehen, auf welche Weise unsere Arbeit zu den Erkennenden zurückkehrt, auf sie abzielt und von ihnen wieder in Besitz genommen wird ...« (Dorothy Smith, 403)

Teile der Intelligenz in der Frauenbewegung werden vom Staat bezahlt; u.a. dafür, daß sie darüber nachdenken, wie »die Frauenfrage« zu lösen sei. Mittlerweile kann es vorkommen, daß von seiten des Ministeriums bei Berufungen nachgefragt wird, ob es wirklich keinen einzigen weiblichen Bewerber gegeben habe. Besucht man Frauenforscherinnen an den Universitäten, klagen sie über die fehlende Bewegung in der Stadt. Die Frauenbewegung sei tot oder aber in Körpertherapien verstrickt. Die Aktiven in Frauenzentren und -büchläden in derselben Stadt bedauern, daß sich ihnen sowenig Theoretisches bietet, das größere Perspektiven erschließt. Praktisch stellt sich so das Verhältnis von Frauenforschung und Bewegung als ein Problem, ohne daß wir es theoretisch begriffen hätten. Ist die Institution Universität so mächtig, daß sie den Feminismus — verstanden als Bewegungskraft — aus der Frauenforschung verdrängt? Verunmöglicht sie die Ausbildung »organischer Intellektueller«, indem auf jeden Fall immer dort keine Bewegung ist, wo die Institution herrscht? Heute, da selbst staatlich gestützten Formen das Beiwort feministisch angehängt werden kann, ohne irgendein Staunen, geschweige denn Kampfesstimmung hervorzurufen, wird es allmählich unausweichlich, über Schicksal und Bedeutung dieses Begriffs nachzudenken. Größer wurde dieser Druck durch zwei Ereignisse, die gar nichts miteinander zu tun zu haben scheinen. Zum einen zeigt sich in den neuen Studentenaufbrüchen großes Engagement in bezug auf die Frauenfrage in Universität und Gesellschaft, verbunden mit Ungeduld zu erfahren, was eigentlich mit dem Zauberwort Feminismus gemeint sei. Die Sicherheit, darauf leicht Antwort geben zu können, wurde zerstört durch unser Projekt einer Frauenkrimireihe (Ariadne-Krimis). Wir hatten sie begonnen mit dem Anspruch, »Bausteine für eine feministische Kultur« zu liefern. Dies hatten wir uns vergleichsweise einfach gedacht: wo immer kulturelle Selbstverständlichkeiten, die Frauen klein halten, in Frage gestellt werden — in Symbolen, Bedeutungen, Werten, Vorbildern, Sprache, Verhalten, wo Schwächen sich in Stärken verwandeln, wächst das Gebäude der Frauenbefreiung, wird ein aufrechter Gang möglicher. Feminismus, so hatten wir hier implizit unterstellt — ist Weg und Ziel, nichts, das wir schon in Händen halten. Ganz anders die skeptisch-begeisterte Rezeption. Was immer die Kritik im einzelnen war, als sicher gewußt galt, was Feminismus ist: eine Essenz, die einzelnen Krimis anhaftet oder eben nicht. Der Gedanke einer Kulturzerstörung und Rekonstruktion war nicht einmal in Ansätzen akzeptiert. Die Sicherheit, mit der hier Feminismus bestimmt werden konnte, machte uns unsicher, was er sein könnte. Wir verbinden den Begriff Feminismus mit befreiender Praxis. Wir begannen, uns selbst als feministisch zu denken, sobald wir erkannten, daß die Geschlechterverhältnisse es notwendig machen, sich gegen bestimmte Männerformen zur Wehr zu setzen. Solche Einsicht mußte sich konkret verbinden mit kollektiver Arbeit, kultureller Abstützung unter Frauen. Die »eigene« Redaktion ist z.B. ein Ort, an dem Einsichten praktisch werden können und ihre Radikalität sich intensivierte. Zur Wehr gesetzt werden muß sich auf allen Gebieten, nicht zuletzt denen des kulturell Alltäglichen, in dem sich Herrschaft im Stellungskrieg fortsetzt. Die Einsicht in die Bedeutung der Geschlechterverhältnisse richtete unseren Forschungsblick nicht auf Männer, sondern

auf Frauen. Unsere Hauptfrage war und ist: warum ertragen Frauen Unterordnung, Diskriminierung, Erniedrigung? Was hindert sie, diese Geschlechterverhältnisse zu revolutionieren? Die Frage ist eine politische und eine sozialpsychologische. Sie richtet sich auf die Persönlichkeiten der Frauen und ihr Gewordensein wie auf die Strukturen, in die sie sich hineinarbeiten, auf Behinderungen und Stützpunkte von Befreiung. Analysen auf diesem Feld begreifen wir als feministisch. Der Gegenstand, auf den die Forschung gerichtet ist, sind Frauen; der Standpunkt von dem gearbeitet wird, ist subjektiv und steht in der Perspektive von Frauenbefreiung. Untersucht werden Strukturen, in denen Frauen sich bewegen, sich vergesellschaften. Politisch könnte Feminismus in der institutionalisierten Frauenforschung die Erarbeitung von Befreiungswissen in die Universität bringen, und zwar in der Perspektive, die Universitäten den Frauen für ihre Kämpfe um die Umgestaltung gesellschaftlicher Formen zur Verfügung stellen.

Im vorliegenden Heft untersucht *Joan Acker*, warum ein Paradigmenwechsel in den Sozialwissenschaften trotz zunehmender Frauenforschung nicht stattfinden kann. Sie arbeitet die Begrenzungen heraus, die sich Frauenforschung selbst auferlegt. — *Frigga Haug* und *Kornelia Hauser* prüfen den in der Frauenforschung gemachten Vorschlag, »Geschlecht« als »soziale Strukturkategorie« zu fassen. Nach einer theoretisch-erkenntniskritischen Diskussion untersuchen sie am Thema »Frauen und Angst« die empirische Tragfähigkeit dieser begrifflichen Fassung. — Die Hoffnung, daß auf veränderte Eigentumsverhältnisse auch andere Geschlechterverhältnisse folgen werden, ist schon seit Jahren zerschlagen. Allerdings zeigen DDR-Schriftstellerinnen zum Teil einen so leidenschaftlichen Feminismus, daß die Verhältnisse in der DDR offenbar eine größere Schärfe bei der Problemstellung ermöglichen. *Irene Dölling* führt vor, daß das »Verschwinden-Machen« eines großen Arbeitsbereichs eine männliche Aktivität ist. Die »typisch weiblichen« Arbeiten bei der Produktion des Lebens und seiner Erhaltung kommen nur als Stückzahl vor: geschrieben wird in der DDR z.B. über die Menge der gefüllten Einmachgläser; wie Obst und Gemüse hineinkamen, erhält keine gesellschaftlich hörbare Sprache. — Obwohl Marx begeistert von Fouriers Aussage über das Verhältnis von Mann und Weib war, ist seine Utopie männerzentriert, behauptet *Diemut Bubeck*. Sie trägt den Frauenstandpunkt nach und legt Ansätze einer allgemeinen Utopie vor, in der die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung auf eine Weise vorkommt, daß ihre Überwindung denkbar wird. — *Annette Kuhn* untersucht mit Kritik und Weiterentwicklung die von Frauen betriebene Faschismusforschung. Sie plädiert für eine Vorgehensweise, bei der Frauen als Subjekte ihrer Geschichte untersucht werden.

Europa-Diskussion: Seit die EG-Kommission — in Anlehnung an einen Vorschlag aus dem Philips-Konzern — der EG zu einer neuen »corporate identity« verholfen hat, indem sie mit der Operation »Binnenmarkt 1992« bereits vorliegende Trends aufgriff und öffentlichkeitswirksam verstärkte, ist allmählich auch bei linken und alternativen Kräften eine Debatte darüber in Gang gekommen, was da eigentlich auf uns zukommt und worauf demgegenüber Handlungsstrategien und Alternativkonzepte begründet werden können. Nach der Europa-Debatte der Hefte 161 und 162 und Lipietz' kritischer Analyse der weltwirtschaftlichen Bedeutung der herrschenden EG-Wirtschaftsstrategie (*Argument* 173) beginnen wir in diesem Heft eine Folge von Diskussionsbeiträgen zum Thema mit dem Beitrag von *André Gunder Frank* über die Weltverschuldungskrise, die Europäische Herausforderung und 1992.

Karen Ruoff

No Reprieve

for Johannes Hodek

No sleep tonight,
the clock is wound too tight
to tick again. A day
will dawn on sleeplessness
once more. Whatnot
will follow. Words and gestures,
sounds, activity.
A day on which
one thought will lead
not to the next but to
the last? Mornings come,
mornings keep coming. Like
breezes, spring and winter, like
headaches and despair, like
bills and cancelled checks,
stray cats and kids with
questions, like all the things
we name (we don't name things
that don't keep coming)

But then, no drummer starts
to wash his drum as drummers do
to stroke it gently with a fine steel brush
and without water, patiently, keeping time
swish tapping glide, more punctual than
kept appointments, easy, easy, easy now

Wolfgang Fritz Haug

Musik gegen die Dummheit

Erinnerungen an Johannes Hodek

Im Juli 1989 hat Johannes Hodek sich das Leben genommen. Warum bloß? Seine Freunde läßt er zurück voller Entsetzen und mit dem Gefühl von Versäumnissen, die nicht wieder gutzumachen sind.

Anscheinend zerstörte ihn jahrelange Schlafunfähigkeit. Wir haben darüber gesprochen, auch über die ultima ratio, den Notausgang in den Tod. Daß er diesen letzten Schritt tat, traf mich dennoch wie ein Blitz aus heiterem Himmel. In den Tagen davor hatte ich den Impuls verspürt, ihm eine Karte zu schreiben: Weißt Du, daß Karl Marx zehn Jahre lang unter Schlaflosigkeit gelitten hat?

Wir waren gute Freunde, wenn auch aus vorsichtiger Entfernung. Vielleicht überdauerte diese Freundschaft, die sich unterwegs und bei der Arbeit formte, gerade deshalb die Wendungen und Brüche der letzten 22 Jahre, wo so viele zeitweilige Weggefährten sich voneinander abgewandt haben. Die folgenden Erinnerungen sind entsprechend partiell: Erinnerungen an eine Zusammenarbeit, an Stationen einer Entwicklung, die uns immer wieder zusammenführten.

Hervorgetreten ist Hodek im historischen Moment der Studentenbewegung, als ASTA-Vorsitzender der Hochschule für Musik. Bei der Abschiedsfeier für Boris Blacher als Direktor der HfM charakterisierte er 1970 jenen historischen Moment rückblickend (unter wachsender Unruhe der anwesenden Vertreter des »Establishments«):

»Der 2. Juni 1967 war auch für Musikstudenten ein wesentliches Ereignis, das Konsequenzen erfordert hat. Der Mord an Benno Ohnesorg, quasi vor den Toren der Deutschen Oper, ausgerechnet bei den versöhnenden Klängen von Mozarts Zauberflöte, verwies uns zuerst auf allgemein gesellschaftliche Zusammenhänge.«

Nach einem Blick auf die Geschichte der Musik im Dienste der ideologischen Mächte Staat und Kirche forderte er die Aufnahme von Musiksoziologie ins Lehrangebot. So viel Aufwand für eine im nachhinein so bescheidene Forderung. Aber man muß sich vor Augen führen, daß unterhalb des spektakulärsten Nazismus und diesen tragend die herrschende Ideologie im wesentlichen dessen Ende überdauert hatte.

Als studentische Selbstorganisation gab es bereits, von Hodek mitbetrieben, Seminare über Musik und Gesellschaft. Ein Adorno-Arbeitskreis und ein *Kapital*-Kurs waren besonders folgenreich. Diese Bestrebungen brachten uns zusammen. Als 1969 die Hochschule für Musik ihren hundertsten Geburtstag feierte, organisierte der ASTA eine einwöchige »Gegenveranstaltung«, weil, wie es im Programmheft hieß, »die Hochschulleitung sich weigerte, kritische Reflexionen anzustellen über die heutige Situation des Kulturbetriebs und dessen gesellschaftlichen Stellenwert«. Das offizielle Festprogramm stelle »mit der Opernaufführung des *Figaro*, dem Kammermusikabend etc. einerseits das dar, was in der Hochschule produziert wird — nämlich Artisten, die möglichst

schnell und hoch singen oder spielen, also: musikalische Facharbeiter, die von ihrem Werkgegenstand ebensowenig verstehen wie ein VW-Arbeiter von der Konzeption des Produktionsplans«. Andererseits werde dadurch »die Konzeptionslosigkeit der Lehrenden, das fehlende theoretische Musikverständnis, der fehlende Sinn für gesellschaftspolitische Zusammenhänge vertuscht«. Der Zweck der einwöchigen Gegenhochschule sollte sein, »das zu tun, was den Lehrern der Hochschule angedichtet wird, was sie aber nicht leisten«. So wurden u.a. Boehmer, Metzger und Prieberg ans Werk gesetzt. Brinkmann sprach über Eislers Projekt einer »Musik, die dem Sozialismus nützt«. Hodek hielt einen Vortrag »Bemerkungen zum Beat«, um aus dem Gegensatz von »ernster« und »unterhaltender« Musik herauszukommen und »alternative Ansätze« zu diskutieren. Mir selber war der Eröffnungsvortrag zugehört, just am zweiten Jahrestag der Ermordung von Benno Ohnesorg, unter dem Titel »Stellung und Indienstnahme des Ästhetischen im Verwertungsprozeß des Kapitals«. (Daraus ging zwei Jahre später ein Abschnitt der *Kritik der Warenästhetik* hervor.)

Der Studentensprecher und -organisator Hodek hat jenen historischen Moment, von dem alle wachen Zeitgenossen mehr oder minder geprägt worden sind, auf seine Weise auch mitgestaltet, und wesentliche Elemente waren hier beisammen, die bis zu seinem Tod bestimmend bleiben sollten. Denn Hodek ging nicht nur *politisch* nach links, sondern *musikalisch und musiktheoretisch*, nicht ohne einen zeitweiligen Ausschlag ins antiästhetische Extrem, woraus er aber bald wieder in eine dialektische Haltung zurückfand. Zunächst ging der Trend in die »Politik«. War es doch eine Zeit rasender Politisierung, bei der oftmals gerade das Zurückhängende an die Front geschleudert wurde, was unvermeidlich zu Übertreibungen und Gegenfehlern führte. Was da nicht alles ins kurze gedrängt anzueignen war oder gewesen wäre! Ein ganzes Milieu junger Intellektueller lernte die historische Bedeutung der Arbeiterbewegung, vertreten durch die Gewerkschaften und »die Partei der Arbeiterklasse«. Aber das war nicht aus der konkreten Analyse der konkreten Situation gewonnen, eher aus dem Nein zu dem halben Dutzend »Kommunistischer Parteien«, die von Studenten gegründet wurden und eine Phänomenologie linken Sektierertums entfalten. So wandten wir uns in abstrakter Vernünftigkeit und mit desto größeren Illusionen dem zu, was uns demgegenüber als reale Arbeiterbewegung erschien. Im September 1970 veranstaltete das *Argument* ein »Schulungsseminar« über Lenin, an dessen Organisation Hodek leitend mitwirkte und zu dem auch Theoretiker der DKP und der SED eingeladen wurden. Eine aktualpolitische und eine literarisch-theoretische Komponente klappten auf eine Weise auseinander, die wir mehr fühlten als erkannten. Die Referate der Parteivertreter waren dürftig. Doch da ereignete sich etwas Bestürzendes: Unsere Gruppe von über 40 kritischen, aufbegehrenden jungen Intellektuellen verwandelte sich in ein Akklamationsgremium. Es war nicht zu fassen. Die Diskussion, die keine war, hielt sich auf dem Niveau einer RIAS-Schülerstunde. Aber andererseits, wenn dann jene Berühmtheiten gegangen waren, lasen wir miteinander Lenin, vertieften uns in die atemberaubenden historischen Erfahrungen, die in seinem Werk in immer neuen Anstrengungen und Wendungen durchdacht waren. Das war etwas ganz anderes. Dumpf übertrugen wir die Autorität Lenins auf diejenigen, die sich uns als

Leninisten vorgestellt hatten. Wir wußten nicht, wie wir zwischen Lenin und dem auf ihn sich berufenden staatsgewordenen »Leninismus« unterscheiden sollten, ohne sektiererisch zu werden. Aber doch ging da zunächst unmerklich ein Spalt durch diese Intellektuellengruppe. Einige traten »der Partei« bei, andere, zu denen Frigga und ich gehörten, hielten sich in »kritisch-solidarischem« Abstand, wobei sie ihr »theoretisches« Verhältnis zu Lenin desto intensiver gestalteten. Hodek ging in die erste Richtung. Es kam zu einer gewissen Entfremdung zwischen uns. Später würde er in heftiger Enttäuschung ins andere Extrem gehen. Aber wieder später würde er eine dialektische Haltung entwickeln und die widersprüchlichen Erfahrungen verarbeiten.

Seiner Dissertation von 1975, die der »Musikalisch-pädagogischen Bewegung zwischen Demokratie und Faschismus« galt, gab er den Untertitel: *Zur Konkretisierung der Faschismus-Kritik Th.W. Adornos*. Welch ein Anspruch! Der Tendenz Adornos zur abstrakt-totalen Negation setzte er auf dem Feld der Musikpädagogik nach zwei Seiten Konkretisierungsanstrengungen entgegen: nach der Seite der kritisierten Musikbewegung, der er mit einer Kritik begegnete, der es zugleich um Rettung der berechtigten Momente ging, und nach der Seite gesellschaftsverändernder Praxis. Hanns Eisler stand in gewisser Weise für beides.

Eislers Musik war wie ausgelöscht gewesen. Das gehörte zum Postfaschismus, in dem viele der von den Nazis bewirkten Zerstörungen weiterwirkten (und von den Herrschenden bewußt aufrechterhalten wurden). »Selbst während des offiziellen Musikstudiums an der Musikhochschule«, erinnerte sich Hodek 1981, »habe ich kaum von ihm gehört, geschweige denn eine Note von ihm zu Gesicht bekommen.« Der Chemiker Werner Haberditzl, der mit Havemann zusammengearbeitet hatte, brachte die Noten aus der DDR mit zu einer Sylvesterfeier, die, vermutlich 1967/68, in unserem Haus in der Altensteinstraße, wo damals noch das *Argument* untergebracht war, stattfand. Haberditzl spielte Eislers Lieder auf dem Klavier. Johannes probierte die Singstimme. Die Lieder elektrisierten ihn und ein ganzes Milieu. Von nun an würde Hans Hodek Eisler singen.

Seine ersten öffentlichen Auftritte als Sänger hatte er beim Eislerchor. Bei dessen Gründungskonzert am 6. Juli 1973, dem 75. Geburtstag Hanns Eislers, trug Hodek, als er Eislers Massenkampflieder sang, eine Perücke, denn damals begann gerade die Zeit der »Berufsverbote«. Als Konzertagentur fungierte übrigens der Argument-Verlag, der dann auch eine kleine Platte mit einem Stück des Live-Mitschnitts herausbrachte. Die Platte erschien zusammen mit dem Eisler-Sonderband (AS 5, 1975), dessen Redaktion sich aus je vier Vertretern des Eislerchors und der Argument-Redaktion zusammensetzte.

Im Vorgriff auf die Dissertation veröffentlichte Hodek im *Argument* (Heft 77/1972, 1006-1028) einen vorzüglichen Aufsatz »Zur Funktionsbestimmtheit der Musik« mit dem Untertitel »Musikpädagogik als Ideologie und Herrschaftstechnik«. Er endet mit Adornos vernichtender Diagnose des Zustands der Musikpädagogik und läßt die Frage nach einer sinnvollen Erneuerung offen. Genau diese Frage beantwortete Hodek wenig später durch die Tat. Nach der Promotion ging er als Lehrer an eine Bremer Gesamtschule. Seine vibrierenden Berichte habe ich noch im Ohr. Er schilderte die Schule als pädagogische Katastrophe, nicht zuletzt als Katastrophe für die Pädagogen, die im Zusammenstoß

mit einer bei den Schülern verbreiteten Mischung aus Konsumismus und Verweigerung zu scheitern drohten. Hodek erfuhr die Macht der Musik, ein anderer Orpheus, als Zählung der wildesten pubertierenden Flegel. Die Lehrer, die nach ihm die Klasse hatten, profitierten davon.

1978 wurde Hodek als Professor für Musikpädagogik an die Berliner Fachhochschule für Sozialarbeit und Sozialpädagogik berufen. Aber seine eigentliche Begabung zeigte sich in einer »Musikpädagogik« ganz neuer Art. Er trat mit einem Programm an die Öffentlichkeit, in dem er sang und erklärte, erzählte und spielte. Man kann sagen, daß er ein Paradigma revolutionärer Kulturarbeit ausbildete, das zur Sprache und zum ästhetischen Ausdruck der Linken beitrug, seinem Publikum Hörfähigkeiten anerkundete und Erfahrungen weitergab, dies alles mit großem Witz, Feuer und liebenswürdiger Heiterkeit.

1979 tritt er dem Gründungskuratorium der Volksuni bei. Auf der ersten Volksuni, 1980, bringt er sein Eisler-Programm: »Musik gegen die Dummheit«, von dem *Das Argument*, zum zweiten Mal als Plattenverlag agierend, eine LP mit einem Programmheft herausbrachte. Freundlichkeit und Witz Eislers vermittelte und übersetzte er unnachahmlich. Er führte Eislers Umgang mit musikalischem Material vor, unvergeßlich die Paraphrasen des Sehnsuchtsmotivs aus dem Tristan im »Lied eines Freudenmädchens«. Der Bildband der ersten Volksuni zeigt Hodek auf dem Eröffnungspodium im Audimax der FU (9), als begeisterten Zuschauer im Frauentheater (140) und bei seinem Auftritt (151). Zehn Jahre begleitet er die Volksuni als Planer, Kritiker, Diskussionsleiter. Deutlicher als andere nimmt er wahr, wie gegenkulturelle Formen und Gehalte der siebziger Jahre veralten, und drängt auf Erneuerung.

Im Rahmen des Projekts Ideologie-Theorie (PIT) sollte er ein Musik-Kapitel zur Studie über *Faschismus und Ideologie* (vgl. AS 60, 12) beisteuern. Daraus wurde nichts; theoretisches Schreiben faszinierte ihn ebenso, wie es ihn abstieß. Aber er hielt einen Vortrag vor der Forschungsgruppe, natürlich am Flügel, mit musikalischen Materialanalysen. Einiges davon ist eingeflossen in einen Aufsatz über »Sangeslust und Gewalt in Naziliedern«. ¹ Hier reflektiert er seinen eignen, in der Linie Hanns Eislers verfolgten »musikalischen Antifaschismus, der sich in gewisser Weise als hilflos herausstellen mußte«, solange »der Tummelplatz der Leidenschaften, der Faszination und Begierde, Lust und Spaß, Angst und Depression, der ganze Rausch subjektiver Emotionen in der Musik, ohne den auch die politische Macht und Gewalt des Faschismus nicht denkbar gewesen wäre«, tabuisiert bleibt (22). So spürte er nun der »verborgenen Dialektik von 'Erfüllung' und 'Erfassung' nach«, am Beispiel der Nazilieder, die der 1940 Geborene als Junge gesungen hat — denn der Kernbestand der Lieder »in den fünfziger Jahren in der Schule und 'auf Fahrt', in Gruppen des katholischen *Neu-Deutschland*« stammte von der »Hitler-Jugend« (ebd., 25).

Im Januar 1982 trug die *Argument*-Redaktionsversammlung Hodek den Status eines »Ständigen Mitarbeiters« an.

»Natürlich freue ich mich über Eure Wahl und weiß Euer Vertrauen zu schätzen, das Ihr meiner Mitarbeit entgegenbringt. Immerhin habe ich mir seit fast 15 Jahren manche Anregung aus dem *Argument* geholt und sicherlich auch manche Idee eingebracht, zuletzt wohl mit dem Eisler-Workshop und allem, was dranhängt,

mit der Platte usw. — Aber damit bin ich auch schon mitten drin: Ich meine nicht, daß mein Name im Impressum der Zeitschrift abgedruckt werden sollte, denn dadurch, daß ich mit Euch zusammen einen konzertanten Abend aufgezogen und eine Platte davon produziert habe, bin ich noch nicht ein Produzent der Theorie in einem Organ, das sich mit Recht in erster Linie als theoretische Zeitschrift begreift. Gegenüber den zum Teil doch hochkarätigen Theoretikern aus dem Impressum des *Argument* fühle ich mich eher als der 'erschöpfte Bote', um es mit der von Eisler gelernten Geste der Bescheidenheit zu sagen.«

Das war eine ambivalente Mischung aus Ironie und Ernst. »Erschöpfte Boten« konnten wir uns alle nennen. Aber da schwang die Vorstellung mit, daß er ein besonderes Gut abzuliefern hatte. Hodek war im Begriff, einen Beitrag zur alternativen Kultur zu entwickeln, der weit über die Grenzen des *Argument*, ja über die der Linken hinausreichte. Es war, als würde er den divergierenden Richtungen, mehr noch den vielen Enttäuschten und Vereinzelten, all denen, die zusammenkommen müßten, um eine gesellschaftsverändernde Handlungsfähigkeit entstehen zu lassen, als würde er all diesen ihre Utopie ästhetisch und gestisch vergegenwärtigen. Diese Tendenz verstärkten die aus der Bundesrepublik hinausführenden Tourneen. Zunächst kam er mit seinem Eislerprogramm in die DDR. Das muß im Mai 1982 gewesen sein, denn direkt vor seinem Auftritt erfuhr Hodek vom Tode von Peter Weiss.

1984 nutzte Hodek ein Forschungssemester für eine Eisler-Tournee in den USA. Die dort gewonnenen Erfahrungen verarbeitete er in einem neuen Programm »Mit Hanns Eisler in der Tasche am Grab von Elvis Presley«. Hier war die schon im Vortrag von 1969 angefangene Problematik eingeholt. Mit diesem Programm, das er 1986 bei der Volksuni darbot, gelang ihm der Durchbruch. Mehrere Male gastierte er damit in der DDR. Seinen größten Erfolg hatte er mit einer musikalischen Montage aus den beiden Nationalhymnen. Seine Erzählungen aus der DDR bekundeten bekümmerte Zuneigung, eine Mischung von Liebe und Schrecken.

Auch wenn er nicht im Impressum des *Argument* stehen mochte — für uns war er »Ständiger Mitarbeiter«. Unsere letzte »theoretische« Diskussion galt dem Stichwort »Dummheit in der Musik« für das *Neue Wörterbuch des Marxismus*. Sein letzter öffentlicher Auftritt, das war die Feier zum dreißigsten Geburtstag des *Argument*, am 11. Juni 1989 in der Theatermanufaktur am Halleschen Ufer. Hodek redete, spielte und sang, indem er durchs Programm führte. Das war ganz charakteristisch, denn er verkörperte, nicht ohne Spannungen, den Zusammenhalt auseinanderdriftender Elemente, zwischen Musik und Theorie, zwischen der Brecht-Eisler-Linie und neuen Formen der Subjektivität — auch zwischen auseinanderstrebenden Tendenzen beim *Argument*. Angesichts der historischen Zeitstrecke von dreißig Jahren der Zeitschrift widmete er den Herausgebern das Lied von die »haltbaren Graugans«. Die letzte Strophe, wo es heißt: »ostwärts ist sie gesehen worden«, bezog er auf unser (gemeinsames) Interesse an Gorbatschow und der sowjetischen »Perestrojka«.

Man merkte ihm nichts an. Seine Stimme tönte so wunderbar wie eh und je. Er gewann das Publikum, wie dieses sich selbst in ihm. Aber was weiß man schon voneinander. An seiner Hochschule fühlte er sich nicht integriert, dabei

integrierte er, wie Kollegen erzählen, gelegentlich die Hochschule. Wem wäre es sonst gelungen, mehr als die Hälfte seiner Kollegen nach Ost-Berlin zu bewegen, um bei seinem Auftritt dabei zu sein? Hat diese Diskrepanz zwischen dem, was er für andere repräsentierte, und seiner Selbstwahrnehmung zu seiner tödlichen Krise beigetragen? Daß er dünnhäutig und ungeschützt war, war wohl nur die andere Seite dessen, was ihn auf Menschen so offen zugehen und ihn den Kontakt zu seinem Publikum finden ließ, wobei er blitzschnell merkte, wenn etwas nicht ankam. So ausgestattet permanent gegen den Strom zu gehen, das zermürbt. Zu spüren, wo Theorien und Utopien die Menschen kaum mehr erreichen und ins Leere laufen, zugleich ihren Anspruch nicht aufgeben zu können, trug das zu jener Hölle bei, als die er die Folgen seiner Schlafstörung beschrieb? War er, der für die anderen das glückende Gemeinwesen ästhetisch vergegenwärtigte, von allen guten Geistern verlassen, wenn er mit sich allein war?

Ich erinnere mich an einen Impuls, der ihn nach einem Bild greifen ließ, das einen utopischen Reiz auf ihn ausübte. Und zwar hing über unserem Klavier in der Altensteinstraße ein kleiner Stich aus dem 18. Jahrhundert, einen schwebenden Hermes darstellend, der über die Schulter zum Betrachter zurücklächelte. Das war ein Bild des »nie erschöpften Boten«. Johannes wollte ihn sofort haben, was ganz ungewöhnlich war, aber ich hing daran. Jahre später, als die Schlafstörung ihren Schrecken entfaltet hatte, schenkte ich ihm den Hermes, der als Gott auch für den Schlaf zuständig war. Ach hätte der kleine Hermes doch geholfen!

Als ich die Trauergemeinde sah, trauerte ich um diese Gemeinde. Nach Hodeks Tod wird keiner sie mehr so zusammenbringen. Ich dachte an Peter Weiss und wie auch dieser Menschen zusammengebracht hatte. Aber es wird neue »Gemeinden« dieser Art geben. Die Sache, für die Hodek gelebt hat, lebt in anderen weiter, auch wenn sein Tod eine Lücke gerissen hat, die niemand schließen wird.²

Anmerkungen

- 1 In: H.W. Heister und H.-G. Klein (Hrsg.): Musik und Musikpolitik im faschistischen Deutschland. Frankfurt/M. 1984, 19-35.
- 2 Um dieses Weiterleben dessen, wofür Hodek eingetreten ist, geht es bei einem ihm gewidmeten Konzert. Am 19. November 1989, 19 bis 22 Uhr, wird es in der »Theatermanufaktur«, dem Ort von Hodeks letztem Auftritt, unter dem Titel *Musik gegen die Dummheit* stattfinden. Mitveranstalter sind das *Argument*, der Eisler-Chor, die Fachhochschule für Sozialarbeit, die Volksuni und andere Projekte, an denen Johannes Hodek mitgearbeitet hat.

Erinnerung an Joseph Wulf

»Ach, schenke mir für meinen letzten Gang Erkennen, das Wissen: schlimmstes Leid ist gut für den, der Hoffnung hat.«
Abraham Sutzkewer, Die letzte Stunde (1943)

Am 10. Oktober sind es fünfzehn Jahre her, daß Joseph Wulf in Berlin seinem Leben ein Ende setzte. Geboren 1912 in Chemnitz, wuchs der polnische Jude Joseph Wulf in Krakau auf, studierte Judaistik und Landwirtschaft und veröffentlichte 1939 in Warschau sein erstes Buch: »Kritische Miniaturen«, geschrieben in Jiddisch. Er überlebte kämpfend das Krakauer Ghetto und das Vernichtungslager Auschwitz. Sein letztes in Deutschland erschienenes Buch sind die 1964 veröffentlichten »Yiddish- Gedichte aus den Ghettos 1939-1945«. Die damals angekündigten »Tagebücher«, »Die Geschichte des Chassidismus« und »Solidarität und Hilfe während des zweiten Weltkriegs« fanden ebensowenig wie andere Vorhaben in Deutschland einen Verleger. Anfang August 1970 schrieb Wulf in einem Brief: »Wie Ihnen bekannt ist, habe ich bis heute 18 Publikationen über das Dritte Reich veröffentlicht. (...) Ich habe vor und während der Arbeit an diesen Büchern Vorschüsse von den Verlagen erhalten, um diese Bücher überhaupt schreiben zu können. Bücher dieser Art haben nur sehr kleine Auflagen und sind für den Verleger wie den Autor ein Defizit-Geschäft ... Seit über einem Jahr habe ich kein Einkommen. Nach 25 Jahren Arbeit stehe ich praktisch vor dem Nichts. Mein Thema — das Dritte Reich — ist heute nicht mehr gefragt und nicht aktuell. Ich stehe buchstäblich vor der Frage, wovon ich demnächst leben soll.«

Seine großen Dokumentationen über das »Dritte Reich« und die Juden, dessen Diener, Denker (diese zusammen mit Léon Poliakov) und Vollstrecker, über die Bildenden Künste, die Musik, Literatur und Dichtung, Theater und Film sowie Presse und Funk im »Dritten Reich« sind heute offensichtlich marktgängig: Im Gesamtverzeichnis des Verlags Ullstein werden sie neben den Erinnerungen des REP-Vorsitzenden Schönhuber: »Ich war dabei« in der Rubrik Politik/Zeitgeschichte angezeigt. Der Verlag nutzt die Konjunktur für NS-Themen zum Remake: Seine »Bibliothek zur Zeitgeschichte« startet der Verlag mit den fünf bereits 1984 veröffentlichten und ursprünglich in den sechziger Jahren beim sozialdemokratischen Arani-Verlag, bei S.Mohn und Rowohlt erschienenen Dokumentationen Wulfs zur Kunst und Kultur im Dritten Reich — zusammen mit den Bänden »Die Wüstenfuchse« von Paul Carell und »Hitler« von Joachim C.Fest.

»Wulfs politisches Anliegen«, berichtete Hildegard Brenner, »war vor allem ein moralisch-humanistisches, und in diesen moralischen Fragen war er unerbittlich.« Für ihn hatte die Kollaboration der Deutschen mit dem NS-System, zumal der Intellektuellen, Namen und Adressen, für ihn verschwand die Faschisierung des Subjekts nicht hinter der gesichtslosen Rede von der »nationalsozialistischen Herrschaft über Kunst und Kultur« (Ullstein). »Es ist keine Demokratie«,

sagte Wulf 1964 anlässlich der Verleihung der Carl-von-Ossietsky-Medaille in einem Interview, »wenn Herr Sündermann und ich gleichzeitig veröffentlichen können. Das genügt für Deutschland nicht.« Und zu Ossietsky, dem vor hundert Jahren am 3. Oktober 1889 geborenen: »Offiziell würde er totgeschwiegen. Aber er dürfte hier schreiben, genauso wie die 'Nation Europa' erscheinen kann.« Und weiter zum Fehlen des anderen Deutschland, das nach 1945 hätte geschaffen werden müssen: »daß nicht Carl von Ossietsky zu einem Symbol für die Jugend gemacht wird, ist für mich ein Symptom, wie es in der Bundesrepublik aussieht. Man hat das Glück, nach der fast totalen Kollaboration eines Volkes einen Ossietsky zu haben — und nützt ihn nicht aus.«

Es ist dieses Deutschland, in das er zurückkehren mußte, um den deutschen NS und seine Verbrechen in deutsch für die Deutschen dokumentieren zu können und weil die Dokumente hier liegen; es ist dieses Deutschland, das bis heute nicht die vorhandenen Dokumente zum NS zentral sammeln und der Erinnerung zugänglich machen will, wie es Wulf wünschte; es ist dieses Deutschland, das ihm zur Todesfalle wurde — und ihn heute als Ware vermarktet. Seinem Sohn David schrieb er zwei Monate vor seinem Tod: »Ich habe hier 18 Bücher über das Dritte Reich veröffentlicht, und alles hatte keine Wirkung.«

Literaturverzeichnis

- Broder, Henryk M., 1981: Wer war Joseph Wulf? In: Frankfurter Rundschau, 24.10., II
Huder, Walter, 1975: Remigration als Todesfalle. In memoriam Joseph Wulf. (Referat während einer Gedenkstunde im Jüdischen Gemeindehaus zu Berlin.) In: Nachrichtenbrief. Gesellschaft für Exilforschung, (9-10) 1988, 187-197 (mit Bibliographie der Buchveröffentlichungen)
Levinson, N.Peter, 1988: Dem Andenken der Gerechten. München, 73-77

Günther Anders

Das perverse Gerät

Dem genialen molussischen Erfinder Tubu, der sich seit Jahrzehnten um das Schicksal der Welt sorgte und sich in den Nächten schlaflos herumzuwälzen pflegte, war im Morgengrauen plötzlich eine ingenöse Idee zugeflogen: das Bild eines für den Weltfrieden nicht nur nützlichen, sondern diesen Frieden und das Wohlergehen der Elenden dieser Welt ein für alle Mal verbürgenden Geräts. »Aber wer«, fragte er sich freilich am Morgen ernüchtert, »wer um Gottes Willen wird mir ein derart perverses Gerät finanzieren?« Und er vertrödelte den Tag, unfähig, auch nur einen ersten flüchtigen Grundriß seiner Maschine zu skizzieren.

»Was ist los mit dir?« fragte ihn sein Freund, der nicht weniger klug als Tubu war, wenn auch auf eine völlig andere Weise. Tubu erklärte ihm die Kalamität, in der er steckte. Der Freund runzelte seine Brauen. »Sag mal«, probierte er dann langsam, »*könntest du nicht vielleicht das Positive als etwas Negatives ausgeben?*«

Tubu verstand nicht.

»Könntest du nicht vielleicht dein nützliches *Friedensgerät* als ein nützliches *Kriegsgerät* ausgeben?«

»Was heißt das?«

»Wäre das nicht eine nette Abwechslung?«

»Abwechslung?«

»Wo es uns doch schon längst zum Hals heraushängt, mit welcher Selbstverständlichkeit man uns täglich *Kriegsgeräte* als *Friedensgeräte* offeriert? Und die bösesten als die friedlichsten.«

»Und?«

»Könntest du diesen Schwindel nicht einmal auf den Kopf stellen?«

»Wie meinst du das?«

»Könntest du nicht der Regierung unter vorgehaltener Hand einreden, daß durch die Fernwirkung deines Geräts ... wie willst du dein Baby eigentlich nennen?«

»'Paxo' vielleicht.«

»Ausgerechnet! Daß durch die Fernwirkung von 'Paxo' die völlig überflüssigen Bevölkerungen der Südseeinseln, die breitärschig auf den Bodenschätzen sitzen, die ja schließlich *uns* zustehen ...«

»Uns? Warum?«

»Dreimal darfst du raten.«

»???«

»Weil *sie* sie nicht verwenden. Also vergeuden. Also uns stehlen.«

Tubu verstand.

»Also: Könntest du nicht der Regierung einreden, daß diese völlig überflüssigen, daher schädlichen Bevölkerungen durch die Fernwirkung von 'Paxo' peu à peu ... zum Verschwinden gebracht werden könnten?«

Tubu schluckte. Selbst als Trick widerstrebte ihm diese Anregung.

»Mein Gott, wie zartbesaitet du bist!« stöhnte sein Freund. Und nach einer Pause: »Also gut, bei den guten Beziehungen, die ich zu denen und jenen habe, könnte *ich* das für dich übernehmen.«

Und so geschah es. Nach drei oder vier geheimen Besprechungen mit den »richtigen Leuten« war die Finanzierung der Produktion von »Paxo« gesichert. Jahrelang überwachte Tubu nun täglich den Zusammenbau seines ingeniiösen Gerätes. Und die Teamarbeit mit den für ihn Arbeitenden, die nur ungenau wußten, was sie da eigentlich zusammenbauten und auch niemals danach fragten, ging aufs reibungsloseste und freundschaftlichste vor sich. Als dann schließlich nach zehn Jahren das erste Exemplar, das eigentlich sogar bereits reif war für die Serienproduktion, von Menschenmassen umsäumt, auf den Marktplatz von Molussien gerollt und dort montiert wurde, und als das Gerät dann, umjubelt von einer dicht sich drängenden Menge — man munkelte von einer Wunderwaffe — diskret und süß zu surren begann, zuweilen sogar, trotz des Verstummens der Tausende, lautlos zu laufen schien, und als sich diese nun vorstellten — denn sie ahnten sonderbarerweise mehr als die Arbeiter, die »Paxo« hergestellt hatten —, daß nun die viele tausend Meilen entfernten Südseeinsulaner, ohne irgendetwas zu spüren, durch die Emissionen der Maschine zugrundegehen, da war die Bewunderung allgemein. Und die Fotos der zwei einander anlachenden und ineinander eingehakten Freunde schmückten bereits nach einer Stunde die Titelseiten der am Markt verkauften Zeitungen.

Nach ein paar Tagen wurden aber sonderbarerweise doch hie und da erste Zweifel laut, nein, laut noch nicht, anfangs wurden diese nur geflüstert — gleichviel: da man (was natürlich war) trotz des ununterbrochenen Surrens nicht wußte, ob der versprochene Effekt: das Zugrundegehen der tausende von Meilen entfernten Bevölkerungen und deren Sterilwerden wirklich schon eingesetzt hatte und solide fortschritt, tauchten doch schon erste Skeptiker auf, vermutlich zersetzend jüdische, die namentlich durch die Verbreitung des lächerlichen, aber kaum widerlegbaren Slogans »*Surren beweist nichts*« das Vertrauen des Volkes untergruben, bis es nach einiger Zeit tatsächlich unvermeidlich wurde, Kontrolleure in den Archipel zu schicken, um offiziell den Stand des Bevölkerungsschwundes zu überprüfen.

Was diese freilich nach ihrer Rückkehr berichteten — anfangs natürlich nur der Regierung, aber die Geheimmitteilungen verbreiteten sich in Windeseile —, war allerdings haarsträubend. Einen so kolossalen Schwindel hatte es in der Tat noch niemals in Molussin gegeben. Nicht nur hatte seit dem Tage, an dem »Paxo« zu surren begonnen hatte, die Bevölkerungszahl auf den Zielinseln nicht abgenommen, umgekehrt hatten sich die Millionen der Gebrechlichen und Kranken, deren schnelles Absterben der Erfinder Tubu als Ergebnis seines Strahlen ausstrahlenden Gerätes versprochen hatte — und nur weil man diesem Schwindler blindlings vertraut hatte, hatte man ihn ja so generös finanziert —, umgekehrt also hatten sich diese Millionen von Insulanern von Tag zu Tag erholt: alle sähen sie aus, als kämen sie direkt von einem Skiurlaub im Engadin. Darüber hinaus, berichteten die Kontrolleure, wimmelten die Inseln nun von schönen Babies — die Bevölkerung habe sich gewiß mehr als verdoppelt.

Einen so gigantischen Schwindel und eine so gewissenlose Gefährdung der

Gefährdung der Welt hatte es in der langen Geschichte Molussiensi noch nie gegeben; die Kolossalität des Betrugs war trotz der berühmtesten und als »klassisch« geltenden Verbrechen und Mafiosi, die die Geschichte Molussiensi zum Funkeln brachten, beispiellos. Und beispiellos empörend. Wenn man addierte, was die armen, sogar die reichen Steuerzahler für den Bau von »Paxo«, für dessen tägliche Instandhaltung, für dessen pausenlosen Energieverbrauch, für die, wie sich nun endlich herumsprach, skandalös hohen, von den beiden Freunden an jedem Monatsersten frech im voraus eingetriebenen Millionenhonorare und, last not least, für die Gesundheit der sie einen Dreck angehenden Insulaner gegeben, also ausgegeben, also eingebüßt hatten —, ja, dann ist es wahrhaftig begreiflich, nein geradezu moralisch tröstlich, daß die Volksempörung in hellen Flammen aufloderte. Und ebenso begreiflich und ebenso tröstlich ist es zu wissen, daß die so Betrogenen nach der äußersten und namentlich sichtbarsten Bestrafung der Betrüger schrien; nach der sichtbarsten, weil ja der Skandal durch nichts anderes ermöglicht worden war als durch das Unsichtbarbleiben der Effekte der Schwindelmaschine. Kurz: noch ehe man den zwei Verbrechern einen Prozeß wegen volksschädigenden Betruges hatte anhängen können, hatte man sie dem betrogenen Volke freigegeben und auf jenen Marktplatz bringen lassen, auf dem vor Jahren das Surren so süß, diskret und vielversprechend begonnen hatte, damit ihnen kurzer Prozeß gemacht werde. Was mit ihnen geschehen ist, war schon nach wenigen Minuten nicht mehr festzustellen. Denn es war einfach nichts von ihnen übrig geblieben, noch nicht einmal ein Blutfleck auf dem Pflaster — also genau das, was im Erfolgsfalle von den Insulanern hatte übrigbleiben sollen.

Ruth Rehmann

Fortgehen

»Geht nur!« sagte sie, »geht ruhig fort, ich bin gern allein!« mit einer halben Wendung ins Innere des Hauses, als wollte sie den Abschied beschleunigen: »Nun geht schon!«

Dann gingen wir, die Kinder zu ihren Spielgefährten, auf Reisen, zum Studium, zum Heiraten, der Vater in die Gemeinde, zu Freunden. »Willst du nicht mitkommen?« fragten wir und ernteten wie erwartet ein Kopfschütteln, ein schauerndes »ach nein«, das zu unserer Entlastung diente, als hätten wir die Mutter gern mitgenommen, aber sie wollte ja nicht. Wie hätten wir es aufgenommen, wenn sie Ja gesagt hätte? »Unsere Mutter ist gern allein«, sagten wir zu unseren Freunden, stolz, daß unsere Mutter nicht wie ihre Mütter unser Fortgehen mit schlechtem Gewissen belastete. »Sie ist froh, wenn alle aus dem Haus sind«, sagten wir, »dann kann sie in Ruhe tun, wozu sie Lust hat.«

Wozu hatte sie Lust? Wir wissen es nicht. Sobald die Haustür hinter uns zugefallen war, vergaßen wir sie. Keine Vorstellung, was sie allein in dem leeren Haus anfang. Kein Versuch, sich eine Vorstellung davon zu machen. Wir sahen sie nur in der Beziehung zu uns, unsere Bedürfnisse erfüllend oder verweigernd. Daß sie selbst Bedürfnisse haben könnte, kam uns nicht in den Sinn. »Geht nur, ich bin gern allein.«

Bei einer der Lesungen aus dem Buch, das ich über meinen Vater geschrieben habe, fragte eine Zuhörer: »Warum schreiben Sie nicht über ihre Mutter?« Ich sagte, daß ich über meinen Vater geschrieben hätte, weil er Pfarrer im Dritten Reich war, Repräsentant einer Kirche, deren politisches Verhalten zur Durchleuchtung und Klärung reizte. Meine Mutter sei in dieser Weise nicht hervorgetreten.

Aber auch meine Mutter hat sich politisch verhalten, wenn auch nicht mit Worten. Sie war es, die die Hitlerbüste in meines Vaters Studierzimmer nicht ertrug. Ihn störte sie nicht. Er übersah Kleinigkeiten, sie nicht. Sie hat den tönerne Kopf heimlich in den Heizungskeller getragen und mit der Axt in Stücke geschlagen — eine gewaltsame Handlung, die wir mit belustigtem Erstaunen zur Kenntnis nahmen: Sieh mal an, unsere Mutter! Was hat sie sonst noch getan? Was ging in ihr vor? Gab es Meinungsverschiedenheiten, Streit, Entfremdung? Wir wissen es nicht. Eltern- und Kinderbereich waren hermetisch getrennt. Nie hätte sie vor uns eine Meinung geäußert, die der des Vaters widersprach. »Ich schreibe nicht über meine Mutter, weil ich nichts von ihr weiß«, hätte ich der Fragerin antworten sollen.

In letzter Zeit, Jahrzehnte nach ihrem Tod, träume ich manchmal von ihr und erwache mit einem wehen Gefühl, das ich meiner lebendigen Mutter gegenüber nie empfunden habe. Die Träume rufen Verdrängtes zurück: In der Zeit, als ich nach dem Tod des Vaters mit meiner Mutter allein war, sind wir einmal miteinander den Bonner Venusberg hinaufgegangen. Damals gab es noch keine Autostraße, noch keine Ministerien, nur einen Wiesenweg zwischen Gärten. Wir

haben über die Zäune in die Gärten hineingeschaut, in denen die Obstbäume blühten, Salat sich in Mistbeeten kröpfte, Menschen mit Jäten und Gießen beschäftigt waren. Meine Mutter war freudig erregt und ungewöhnlich gesprächig. Immer wieder blieb sie stehen, entzückte sich an der Pracht der Apfelblüte, kommentierte die Anlage der Rabatten und den Zustand des Gepflanzten, erinnerte sich mit Wehmut an die Pfarrgärten, die sie früher allein bearbeitet hatte. Nun hatte sie keinen Garten mehr, nur einen kleinen Balkon im dritten Stock eines Mietshauses, auf dem sie Petunien und Tomaten zog.

Auf diesem Spaziergang muß ich ihr versprochen haben, öfter mit ihr zu den Gärten zu gehen, um zu sehen, wie das Gepflanzte wuchs und reifte. Wir sind aber nie mehr dort gewesen, und sie hat mich nie an mein Versprechen erinnert. Nur einmal, viel später, als ein Gast von den Neubauten am Venusberg berichtete, sah sie mich plötzlich an und sagte: »Nun sind wir nie mehr zu den Gärten gegangen, und jetzt sind sie fort.«

Ich weiß nicht, was ich darauf geantwortet habe: Tut mir leid! oder Warum bist du nicht allein hingegangen? oder: Es gibt ja noch andere Gärten. Daß es ihr wichtig gewesen sein könnte, mit mir, ihrer Tochter, dorthin zu gehen, ist mir damals nicht eingefallen. Im Winter darauf ist sie gestorben.

Nun, da ich selbst alt bin, haben die Träume ihre Stimme zurückgeholt und den Blick, der damals wahrscheinlich nur kurz war — oder habe ich schnell weggeschaut? — und der jetzt ständig auf mich gerichtet ist mit einer Frage, die mir niemand beantworten kann: War sie wirklich gern allein? oder war die stolze Distanz, die uns das Fortgehen erleichterte, eine Fiktion, um uns den Anblick der Verletzungen, die wir ihr zufügten, zu verbergen?

In ihrer Kindheit hat sie sich oft gefürchtet, hat sie uns einmal erzählt. Wenn der Vater schimpfte, die Brüder stritten, habe sie sich ins Bett verkrochen und die Decke über den Kopf gezogen, damit nur niemand ihr Zittern bemerkte. Als Kind sei sie immer allein gewesen. Hat sie auch bei uns Angst gehabt? War sie auch in unserer intakten Familie allein? Ihr Blick voll leidenschaftlicher Trauer zerreißt das idyllische Erinnerungsbild, das wir uns von ihr gemacht haben. Das Herz tut mir weh vor Sehnsucht, sie besser zu lieben, aber sie steht nicht mehr zur Verfügung. Geht nur! sagt sie, geht ruhig fort! und wendet sich ab und verschwindet im Dunkeln.

Joan Acker

Was wurde aus dem Paradigmenwechsel?*

Judith Stacey und Barrie Thorne (1985) kommen in ihrer Arbeit über das Verhältnis von feministischer Forschung und Soziologie zu dem Ergebnis, daß die feministische Theorie nur geringe Auswirkungen auf die »Mainstream«-Soziologie gehabt habe. Ihre Fragestellungen und Forschungsstrategien seien vereinnahmt oder ghettoisiert worden. Ein Paradigmenwechsel, wie ihn Wissenschaftlerinnen in den frühen siebziger Jahren vorausgesagt hatten, habe nicht stattgefunden. Diese Entwicklung setzt sich m.E. fort, d.h. relativ isoliert von der herrschenden Soziologie, die in ihrer »präfeministischen« Form weiterbesteht, werden in großer Zahl neue empirische und theoretische Arbeiten angesammelt, die die Frauen und die Geschlechterverhältnisse zum Gegenstand haben.

Die neue Forschung hat viele Widersprüche aufgedeckt, Enthüllungen, die durch die alten theoretischen Rahmen nicht erklärt werden können und die nach Kuhn (1967) als Vorläufer einer fundamentalen Veränderung anzusehen sind. Möglicherweise steht ein Paradigmenwechsel gerade bevor, ist aber noch nicht vollzogen. Ein wesentlicher Grund scheint mir darin zu liegen, daß es uns nicht gelungen ist, unseren Anspruch zu realisieren, die Frage der Geschlechterverhältnisse als unbedingte Notwendigkeit in eine soziologische Theorie einzuschreiben, die die Struktur einer Gesellschaft erklären und Perspektiven aufzeigen will. Die von uns entwickelten neuen Fragen sind weder in die alten »allgemeingültigen« Theorien über Gesellschaft integriert worden, noch haben sie diese verändert. So ist die von Stacey und Thorne aufgeworfene Frage nach den Bedingungen, die diese Entwicklung begründen, immer noch relevant.

Der Begriff des Paradigmas

Für unsere Frage nach den Bedingungen eines Paradigmenwechsels sind zwei Bedeutungen des Begriffs wesentlich: zum einen geht es um den Begriffsrahmen, in dem zentrale Fragestellungen einer Disziplin gefaßt sind; zum anderen um die Anordnungen, in denen diese Fragen beantwortet werden können, und die auf bestimmten methodologischen und erkenntnistheoretischen Annahmen gründen, auch wenn diese nicht immer expliziert werden.¹ Obwohl die heutige Soziologie aus einem Nebeneinander von konkurrierenden Paradigmen besteht, nimmt in der amerikanischen Soziologie das positivistische Modell der naturwissenschaftlichen Forschung eine dominante Stellung ein. Quantifizierbare Daten werden zu Variablen definiert und dienen zur Prüfung von Hypothesen. Dieses methodologische Paradigma läuft quer durch konkurrierende Begriffsrahmen, z.B. durch marxistische ebenso wie durch strukturfunktionalistische

* Der Beitrag lag der Mini-Konferenz zur Gesellschaftstheorie der jährlich stattfindenden Tagung der Amerikanischen Gesellschaft für Soziologie 1988 vor. Ich möchte Joke Esveld meinen Dank für ihre hilfreiche Kritik zu diesem Papier aussprechen. Dem Werk von Dorothy Smith verdanke ich ebenfalls mehr, als ich hier ausdrücken konnte.

Ansätze. Alternative Methodologien, die von feministischen Theoretikerinnen entwickelt wurden und vorhandene, von Männern entwickelte kritische Ansätze anwenden, aber zugleich darüber hinausgehen (Stanley/Wise 1984), sind zu einer Vielfalt von Begriffsrahmen vermischt worden. Wann immer Soziologinnen einen Paradigmenwechsel erörtern, gehe ich davon aus, daß sie über Paradigmen in zumindest diesen beiden Bedeutungen sprechen, die beide konkurrierende und gegensätzliche Formen beinhalten.

Ein neues Paradigma würde demnach einen neuen methodologisch-erkenntnistheoretischen Ansatz und einen neuen oder veränderten Begriffsrahmen für die Beschreibung der empirischen Welt bedeuten. Es würde zumindest einige der Fragen, die in den alten Paradigmen behandelt wurden, einschließen und wahrscheinlich neu definieren; es würde für eine angemessenere Darstellung der Phänomene sorgen sowie Möglichkeiten einschließen, die Fragen zum Gegenstand zu machen, die in den alten Denkmustern ausgelassen wurden. Wie Stacey und Thorne (1985, 311) zeigen, brächte ein Paradigma, das die Geschlechterverhältnisse einbezieht, ein besseres Verständnis z.B. der Klassenstruktur, des Staates, der Revolution und des Militarismus und auch eine genauere Einsicht in die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, in die männliche Dominanz in der Familie und in die sexuelle Gewalt. Frauen und ihre Lebenserfahrungen wären in einem feministischen Paradigma der Standpunkt, von dem aus das gesamte System gesellschaftlicher Beziehungen erforscht werden könnte. Ein derartiges Paradigma würde also nicht nur neue Fragen über Frauen und Geschlecht aufwerfen, sondern auch dazu dienen, eine komplexere und angemessenere Darstellung der industriellen kapitalistischen Gesellschaft zu ermöglichen. Ein feministisches Paradigma würde darüber hinaus eine Methodologie beinhalten, die Wissen *für* Frauen und nicht nur *über* Frauen produziert (vgl. Harding 1987; Smith 1987). Die Aufgabe, sowohl ein neues methodologisches Paradigma als auch einen neuen Begriffsrahmen zu bilden und gleichzeitig die gegenseitigen Implikationen herauszuarbeiten, erscheint gigantisch, und doch sind die Größe und die Komplexität dieses Vorhabens nicht die einzigen Probleme.

Die Hartnäckigkeit der »alten« Paradigmen

Stacey und Thorne erörtern unterschiedliche Gründe für das Fehlen einer feministischen Transformation in der Soziologie einschließlich der »begrenzenden Annahmen funktionalistischer Begriffsvorstellungen von Geschlecht, der Einbeziehung von Geschlecht als einer Variablen anstelle eines zentralen theoretischen Begriffes und die Ghettoisierung feministischer Kenntnisse, insbesondere innerhalb der marxistischen Soziologie« (1985, 306). Sie behaupten ferner, daß dies mit der dominanten Stellung des Positivismus in der Soziologie, der sozialen Organisation dieser Disziplin und mit der Unterentwicklung feministischer Theorie zu tun hat. Die Dominanz des Positivismus war einer der Faktoren, der eine feministische Transformation behindert hat. Dies bedarf, ebenso wie der Widerstand gegen feministische Einsichten, wie wir ihn in grundlegenden Begriffspaaren vorfinden, einer Erklärung.

Es gibt in der Soziologie wie in den politischen Wissenschaften und den Wirtschaftswissenschaften einen grundlegenden, tief in der Struktur der Disziplin verwurzelten Widerstand, feministische Kritik und mögliche neue feministische Begriffsrahmen zu akzeptieren. Dieser Widerstand bezieht sich auch auf Probleme bei der Bildung neuer feministischer Paradigmen. Eine akademische Disziplin ist eine Anordnung, in der die Diskurse und die zugelassenen Teilnehmer festgelegt sind. Soziologie kann sowohl als Diskurse erzeugend als auch als Diskurs selbst betrachtet werden. Beide Wege der Betrachtung offenbaren unterschiedliche Aspekte von Macht. Soziologie als Diskurs, der innerhalb der herrschenden Formen von Wissenschaft gebildet wird, in denen sein Inhalt und seine Argumente definiert und rediniert werden (ich beziehe mich hierbei auf das Werk von Smith 1979; 1987a; 1987b) steht auf der Seite der gesellschaftlichen Macht. Die fast ausschließlich von Männern beherrschte Domäne der akademischen Gedankenwelt entspricht den abstrakten intellektuellen und sprachlich vermittelten Prozessen des Organisierens, Leitens und Regierens (vgl. MacKinnon 1982). Diese Prozesse bestimmen in unserer Gesellschaft den Ort, von dem aus eine »objektive«, »rationale« und »wissenschaftliche« Soziologie Einblick in die Gesellschaft und ihre Struktur gewährt. Nach Smith haben die Begriffe und Definitionen in der Soziologie ihren Ursprung in den Fragen derer, die über die Art und Weise der Regelung der Gesellschaft und der Herstellung der herrschenden sozioökonomischen Strukturen entscheiden. Der Standpunkt des »Knowledge-Creators« befindet sich daher nicht außerhalb der sozialen Beziehungen, die er erforscht, er ist nicht objektiv, sondern tief mit diesen verwurzelt. Wohlbekannt ist die Heftigkeit der Reaktion auf die Erkenntnis, der Standpunkt des Soziologen oder irgendeines anderen »Knowledge-Workers« sei nicht objektiv im Sinne einer Wertfreiheit (für die feministische Diskussion vgl. Harding 1987); weniger heftig wird über Forschungsparadigmen diskutiert, deren Begriffe und Fragestellungen zur Erhaltung bestehender Herrschaftsstrukturen beitragen. Ihr Erfolg ist ungebrochen, auch wenn er von denen in Frage gestellt wird, die sich außerhalb der herrschenden Strukturen von Wissenschaft befinden (wie z.B. den Feministinnen) und sehr wohl die dort produzierten Erkenntnisse in ihrer Verkürzung und in ihrer gesellschaftlichen Funktion erkennen. Einer der Gründe, weshalb kein Paradigmenwechsel stattgefunden hat, ist in diesem Erfolg dominanter Paradigmen zu sehen, wobei ich auch solche marxistischen Versionen miteinbeziehe, die die konkreten Menschen mit ihren geschlechtsspezifischen Erfahrungen aussparen und das in den Naturwissenschaften übliche Forschungsmodell übernommen haben.

Die Diskurse über die bestehenden Strukturen helfen, die von ihnen beschriebene Welt zu organisieren und zugleich zu formieren. Darin liegt eine weitere Begründung für die Hartnäckigkeit der etablierten Paradigmen: sie tragen zur Reproduktion der Strukturen bei, die sie erforschen. Wie Giddens (1987) zeigt, haben die Vorstellungen davon, wie Gesellschaften funktionieren, eine reflexive Beziehung zu den sozialen Prozessen, die sie zu beschreiben und zu erklären suchen. Soziologische Erklärungen werden aufgegriffen und liefern Informationen für die Praxis derjenigen, die politische Handlungsrahmen bestimmen. Ich will damit verdeutlichen, daß z.B. Politik bis zu einem gewissen Grad in der

Terminologie formuliert wird, die in der Sozialwissenschaft entwickelt wurde, die dann das gleiche Phänomen, von dem sie einst ausging, wieder zum Gegenstand von Forschung machen kann.

Ein Beispiel ist der neuerdings populäre Begriff einer Unterklasse, der Sozialhilfe beziehende Mütter, Süchtige, Obdachlose, geistig Kranke und andere Menschen mit existentiellen Problemen zusammenfaßt. Aus der Sicht einer Obrigkeit ergibt der Gedanke einer Unterklasse einen Sinn, obwohl er z.B. aus der Sicht sozialhilfeunterstützter Mütter wenig Sinn ergeben mag. Die Probleme der Betroffenen sind nicht identisch mit denen der Behörden. Die Art und Weise, wie Frauen öffentliche Hilfe erhalten und ihre Beurteilung der Situation ist höchstwahrscheinlich sehr verschieden von den Erfahrungen Süchtiger, außerdem sind nicht alle Mütter, die Sozialhilfe empfangen, gleich. Obwohl es sich hierbei nicht um ein neues Argument handelt, weist es auf die Erfolge alter Paradigmen hin: sie stellen Begriffe für das Verständnis, das Verorten und die Organisation von Aspekten gesellschaftlicher Prozesse zur Verfügung, die vom Standpunkt der Herrschenden problematisch sind. Soziologische Begriffe können auch den Erfahrungen gewöhnlicher Leute innerhalb bürokratischer, institutionell differenzierter und komplexer Gesellschaften Gestalt geben; die Erfahrungen werden durch sprachlich vermittelte Bedeutungen organisiert und koordiniert. Ich denke, daß dies den weiterhin dominanten Gebrauch des Rollenbegriffs erklärt. »Schon frühzeitig haben zeitgenössische Feministinnen den Einfluß und die Grenzen des Funktionalismus als Rahmen zum Verständnis des Geschlechts erkannt.« (Stacey/Thorne 1985, 307) »Vieles in der feministischen Soziologie wird in der Sprache der Rollentheorie formuliert« (ebd.) mit all ihren impliziten funktionalistischen Annahmen. Die Sprache der Rollentheorie ist den Herrschaftsstrukturen gut angepaßt, in denen die einzelnen in vielfältiger Weise instruiert, verleitet und genötigt werden, den Anforderungen verschiedener Organisationen und Institutionen zu entsprechen. Obwohl individuelle Erfahrungen von Frauen nicht auseinandergerissen werden können, wird die Frau von Schulen als Mutter angesprochen, von Kreditinstituten als Schuldner und von ihrem Chef als weibliche Angestellte. Auch wenn er bestehende Strukturen festigt, kann der Rollenbegriff sinnvoll sein. Zum Beispiel kann damit gegen die Psychologisierung von Konflikten gearbeitet werden, die nicht in den Individuen, sondern in Herrschaftsstrukturen begründet sind. Begriffe, die als androzentrisch oder unangemessen für feministische Theoriebildung kritisiert worden sind, überleben hartnäckig selbst in Arbeiten feministischer Forscherinnen. Um das verstehen zu können, müssen wir uns die Widersprüchlichkeit dieser Begriffe vor Augen führen: sie haben einen Realitätsgehalt und mystifizieren zugleich die ihnen zugrundeliegenden Zusammenhänge von Diskurs und Herrschaft.

Die bestehenden Paradigmen finden ihre Unterstützung auch im System der Universitäten, der Fachbereiche, der Verbände, der Zeitschriften und Finanzierungsagenturen, die fast ausschließlich von Männern in Spitzenpositionen dominiert werden, die die Macht der Verteilung von Geld, Sicherheit des Arbeitsplatzes und den Status organisieren. Soziologie zu sein bedeutete und bedeutet, Überlebensstrategien innerhalb dieses Komplexes zu erlernen und anzuwenden (Smith 1979). Dies schließt auch den Lernprozeß ein, wie man innerhalb dieser

Disziplin zu denken habe, die schon in ihrer Entstehung Frauen und deren Angelegenheiten ausschloß.² Zum Überleben gehört viel mehr als nur das Erlernen angemessener Denkmuster. Dies wurde mir kürzlich in einem Gespräch mit einem Soziologen klar, der mir von einem Kollegen berichtete, der es nie gelernt habe, »wie man eine Karriere verpackt«. Dieser Kollege, ein sehr kompetenter Mann, hatte nicht verstanden, daß »eine Karriere« Veröffentlichungen an richtigen Stellen sowie eine Schwerpunktverlagerung weg von Lehre und gemeinnütziger Arbeit erfordert. Weil er dies nicht erkannte, wurde ihm gekündigt. Es handelt sich hierbei um eine bekannte und zugleich alarmierende Begebenheit, die von allen verstanden wird, die »überleben« wollen. Wir beschäftigen uns allzu oft mit dem Aufbau einer Karriere statt mit den Inhalten unserer intellektuellen Arbeit.

Einigermaßen widerspruchsfrei gelingt dies durch die Anwendung alter Paradigmen, deren Aneignung mit dem Prozeß des Erlernens des Handwerkszeugs der Soziologie in den bestehenden institutionellen Rahmen von Wissenschaft einhergeht. Sie sind deshalb funktional für die Ausblendung von Widersprüchen, weil das positivistische Prinzip mit der statistischen Abbildung konkreter Phänomene von Gesellschaft auskommt, ohne diese mit theoretischen Begriffen zu analysieren. Mit anderen Worten kann man Forschung immer weiter fortsetzen, ohne sich z. B. mit Fragen konfrontieren zu müssen, die durch die feministische Kritik in der Soziologie aufgeworfen werden. Ein Ergebnis ist die fortwährende Legitimation einer atheoretischen Soziologie, die Stacey und Thorne als eine der Barrieren für eine weitere feministische Theorieentwicklung identifiziert haben. Ein großer Teil der massenhaft erschienenen neuen Arbeiten über Frauen und Geschlecht wurde innerhalb dieses impliziten Verständnisses der Soziologie verfaßt. Die Thematisierung von Frauen und Geschlecht hat neue Möglichkeiten eröffnet, sich in der Soziologie zu behaupten, allerdings mit weitaus geringeren theoretischen Ergebnissen, als wir uns wünschen. Dies ist ein Ausdruck der Wirksamkeit der Machtstrukturen, in denen die Soziologie organisiert ist und deren Aufrechterhaltung für sie notwendig scheint, um sich gegenüber anderen Disziplinen zu behaupten. Ich denke, man sollte nicht unterschätzen, wie stark diese Machtstrukturen der Einführung neuer Gedankenwege entgegenstehen. Auch Männer erleben es manchmal als Zwang, ihre Karriere mit Hilfe »normaler Wissenschaft« weiterführen zu müssen. Ich bin jedoch der Auffassung, daß Männer wohl kaum derartig radikale Veränderungen, wie sie in der feministischen Kritik postuliert wurden, vorschlagen, da ihre Stellung in den historisch von Männern geschaffenen Strukturen weniger widersprüchlich ist als für Frauen, die lange Zeit aus diesen gänzlich ausgeschlossen waren. Vom Standpunkt der Männer ist das Geschlecht in den sozialen Beziehungen kein Problem. Auch dies ist ein Grund für die geringe Wirksamkeit feministischen Eingreifens: Weshalb sollten Wissenschaftler ihre Praxis in der Soziologie aufgeben, wenn diese zu funktionieren scheint, wenn die Fragen beantwortet oder auch nur behandelt werden, die sie und die Disziplin (als Organisatorin von Ressourcen und Macht) als relevant definieren?

Die »Unterentwicklung« feministischer Theorie

Obwohl wir sehr schnell Theorien über Frauen in der Gesellschaft entwickelt haben, ist es uns bis heute nicht gelungen, auf theoretischer Ebene die Frage zu klären, wie die Geschlechterverhältnisse die gesellschaftlichen Regelungsprozesse grundlegend bestimmen und welche weiterführenden Perspektiven sich daraus ergeben könnten. Wir wissen zwar, daß die jeweilige Form der Kapitalakkumulation die Klassenstrukturen beeinflusst, also auch Einfluß auf das Leben der Frauen nimmt, aber wir wissen wenig über den *Zusammenhang* von Geschlechterverhältnissen und diesen Prozessen. Wie stützen sich diese beiden Faktoren gegenseitig und wo befinden sich die Umbruchstellen, die Veränderungen ermöglichen? Notwendigerweise begannen wir damit, weibliche Unterordnung begrifflich zu fassen und zu erklären. Wir schufen neue innovative Begriffsrahmen zur Theoretisierung von Frauenunterdrückung und männlicher Vorherrschaft, die aber die alten begrifflichen Rahmen über die Strukturen des politisch-ökonomisch-gesellschaftlichen Systems grundsätzlich unberührt ließen. Dieses Vorgehen ist unbefriedigend, weil genau die Theorien, die wir als Bestandteil männlicher Herrschaft erkannt haben, von der feministischen Erkenntnis, daß alle sozialen Beziehungen durch die Geschlechterverhältnisse bestimmt sind, unbeeinflusst blieben. Ferner hatten wir bei der Entwicklung einer Methodologie, die der von uns vorgebrachten Kritik (Acker/Esseveld/Barry 1983) entspricht, mit erheblichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Mit Ausnahme weniger Arbeiten (Smith 1979; 1987; Esseveld 1988) reichten die meisten Vorschläge für eine feministische Methodologie nicht über die von männlichen Kollegen bereits vorgebrachte Kritik am Positivismus hinaus. Es stellt sich die Frage nach den Gründen für diese Schwierigkeiten. Eine Antwort liegt m.E. darin, daß wir zumindest teilweise die bereits vorhandenen, im herrschenden Diskurs erfolgreichen Begriffsrahmen anwenden bzw. von ihnen ausgehen müssen. Auch wenn wir uns dessen bewußt sind und den Versuch unternehmen, von »der Arbeit und den artikulierten Erfahrungen konkreter Individuen« auszugehen statt von einem allgemein anerkannten Diskurs (Smith 1987, 165), kommen wir nicht umhin, unsere Interpretationen in den Begrifflichkeiten dieses Diskurses vorzunehmen.

Zweifelsohne stellt sich das Problem aus der Sicht verschiedener theoretischer Standpunkte unterschiedlich; einige der existierenden Ansätze eignen sich für unsere Fragestellungen besser als andere.³ Die marxistischen Begriffe scheinen für feministische Theorie nützlich, weil sie die Überwindung von Unterdrückung zum Ziel haben und somit auch die Unterdrückung von Frauen begrifflich faßbar sein müßte. Das aber heißt zugleich, daß wir uns mit Klasse, Staat, Kapitalismus unter Berücksichtigung der Geschlechterverhältnisse auseinandersetzen müssen.

Die vorhandenen Denkmodelle, die wir verändern wollen, von denen wir aber immer noch ausgehen müssen, sind nur *scheinbar* geschlechtsneutral; tatsächlich sind sie geschlechtsbestimmt. Der Diskurs, der Frauen ausschließt, ist ein männlicher. Darüber hinaus basiert dieser Diskurs auf allgemeinen Vorstellungen rationaler, objektiver und organisierender Regelungen und auf Grundsätzen einer zunehmend abstrakt werdenden Form von Management und Regierung

(Smith 1987a; 1987b). Dies gibt der sogenannten geschlechtsneutralen Position ihre Autorität, den Anschein, die Realität zu erklären und sie genau wiederzugeben. Obwohl die feministische Kritik sehr schnell erkannt hat, daß die herrschenden Theorien durch männliche Wahrnehmungsmuster bestimmt sind, beginnen wir erst jetzt zu begreifen, wie fundamental dies für die zentrale soziologische Begriffsbildung ist. Es wird noch viel Anstrengung kosten, den weiblichen Standpunkt explizit und bewußt in diesem Bezugsrahmen durchzusetzen und die vermeintlich geschlechtsneutralen Begriffe über die Menschen und die Gesellschaft als männliche zu entlarven. Über »Geschlecht« (damit meinen wir viel zu häufig Frauen) zu forschen, bedeutet eine Theoretisierung weg vom Allgemeinen und hin zum Besonderen. In der Logik des herrschenden Diskurses wird dies als Trivialisierung ernsthafter theoretischer Fragen angesehen oder einfach als nicht zur Sache gehörend. All dies beruht darauf, daß die Geschlechtsbestimmtheit grundlegender Begriffe verschleiert wird (Acker 1988). Die Arbeit Carole Patemans (1983a; 1983b) über Demokratietheorien veranschaulicht den Versuch, sich mit diesem Problem auseinanderzusetzen. Sie untersucht den Begriff des Individuums und kommt zu dem Ergebnis, daß das Individuum als geschlechtslos hervorgehoben werden muß, da sonst deutlich würde, daß es maskulin ist und nicht alle Menschen repräsentieren kann. Folglich gebe es keine für alle Menschen anwendbare, allgemeine Theorie. Daß Frauen innerhalb der Demokratietheorie nicht den gleichen Stellenwert wie Männer haben können, weil sie nicht denselben Zugang zu Politik und Macht haben, wird deutlich, wenn man das abstrakte Individuum mit einem Körper versieht. Das Argument, Frauen sollten die Rechte und Verantwortungen eines abstrakten Individuums fordern und ergreifen, würde bedeuten, sie sollten wie die Männer werden; hierbei wird ignoriert, daß sich ihre alltägliche Wirklichkeit von der der Männer unterscheidet, und daß dies für die meisten Frauen so bleiben muß, bis eine fundamentale Veränderung in den Lebenserfahrungen der Männer und der gesamten Struktur unserer Gesellschaft stattgefunden hat. Dies ist zwar der radikale Standpunkt des liberalen Feminismus (Eisenstein 1981), das ändert aber nichts daran, daß das abstrakte und ideelle Individuum weiterhin Bestandteil der Theoriediskussionen in den Sozialwissenschaften bleibt, und das nicht nur in den liberalen Demokratietheorien. Ein anderes Beispiel für die Schwierigkeiten, Begriffe zu transformieren, die unter ihrer scheinbar neutralen Oberfläche einen geschlechtsspezifischen Unterbau aufweisen, werden durch die Bemühungen der Feministinnen deutlich, eine Theorie über den Zusammenhang von Klasse und Geschlecht zu entwickeln. Zahlreiche Theoretikerinnen sprechen seit langem von der Notwendigkeit der Entwicklung einer feministischen Klassentheorie (Acker 1988), dennoch tauchen in der Forschungspraxis Klasse und Geschlecht immer noch als getrennte Begriffe auf (Cockburn 1986). Und diese Aufgabe ist nicht leichter geworden, seit über den Zusammenhang von Klasse, Geschlecht und Rasse geforscht wird (Acker 1980; 1988; Beechey 1987).

Beim Rückgriff auf die marxistische Klassentheorie besteht ein Problem darin, daß »die zentralen marxistischen Kategorien, die sich auf Produktion, Arbeit und Klasse konzentrieren — wie sie durch die Beziehung der Menschen zu Produktion und Arbeit definiert werden — ... auffallend androzentrisch sind«

(Stacey/Thorne 1985, 308). Die Begriffe befinden sich auf einem Abstraktionsniveau, auf dem die »Körper« und die »Frauen« nicht erscheinen, das »Geschlecht« unsichtbar bleibt. Amerikanische neo-marxistische Akademiker z.B. verwenden den Klassenbegriff häufig im Kontext abstrakter Produktionsverhältnisse, jener Domäne ökonomischer Beziehungen, die den Prozeß der Kapitalakkumulierung begründet. Der abstrakte Arbeiter ist in dieser Domäne genauso immateriell wie das abstrakte Individuum einer liberalen Theorie und genauso fundamental maskulin. Die theoretische Behandlung der kapitalistischen Prozesse verbleibt unbeeinflußt von den Bemühungen feministischer Forscherinnen, in die allgemeine Kapitalismustheorie die Erkenntnis einzuschreiben, daß die Organisation der Arbeitsmärkte auf geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung und unbezahlter Frauenarbeit im Reproduktionsbereich aufbaut. In dieser Version marxistischer Klassentheorie wird »Geschlecht« nur auf der Ebene eines niedrigeren Abstraktionsniveaus sichtbar, und zwar auf der Ebene der Gesellschaftsformation, wenn gegenwärtige, konkrete Gesellschaften analysiert werden. Aber auch dann ist die Arbeit der Männer privilegiert, weil die Theorien von dem allgemeinen, vermeintlich geschlechtsneutralen Arbeitsbegriff ausgehen. Diese theoretischen Verdrehungen werden oft — und vielleicht klugerweise — von Feministinnen stillschweigend ignoriert; sie arbeiten mit einem allgemeinen, recht nebulösen Klassenbegriff, wobei sie die Prozesse und Verbindungen von Berufstätigkeit und Hausarbeit hervorheben. Dies ist jedoch kein Weg zur Entwicklung eines feministischen Paradigmas, das die bestehenden marxistischen Klassentheorien vom Frauenstandpunkt aus neu formuliert. Eine Lösung kann nur darin liegen, Ökonomie und Klassenbeziehungen vom Standpunkt einer gesellschaftlichen *Gesamt*arbeit neu zu definieren und nicht bloß die Reproduktion der Produktion hinzuzufügen. Dies ist insofern schwierig, als die Veränderungen in den alten Formen, die diese zugleich verhindern, stattfinden müssen. So gesehen, sind die Probleme einer feministischen soziologischen Theorie, die von einem marxistischen Verständnis ausgeht, gleichbedeutend mit den Widerständen der alten Strukturparadigmen gegenüber feministischer Kritik und führen auf den widersprüchlichen Charakter dieser alten Begriffe zurück; sie erhellen kapitalistische Prozesse, können aber ihren eigenen geschlechtsspezifischen Unterbau nicht berücksichtigen. Die Unzulänglichkeit dieser Paradigmen wird immer deutlicher, je auffälliger sich die Widersprüche der Situation der Frauen in den heutigen Gesellschaften zeigen und sich als politisch problematisch erweisen.

Auf der Suche nach Alternativen

Einige Theorien bieten bessere Voraussetzungen als andere, um ein feministisches Paradigma zu entwickeln. Strukturfunctionalistische Annahmen verhindern, daß Feministinnen grundlegende soziologische Annahmen neu durchdenken (Stacey/Thorne 1985, 307). Eine feministische Theorie, die Befreiungsperspektiven aufzeigen will, muß meiner Auffassung nach bei Denkweisen beginnen, die Möglichkeiten von Veränderung und Überwindung von Unterdrückung als zentrale Fragen aufwerfen. Die marxistische Theorie, mit all ihren Problemen, stellt weiterhin einen naheliegenden Ausgangspunkt dar.

Eine ganze Anzahl von Entwicklungen innerhalb feministisch-sozialistischer Denkprozesse geben Anlaß zu Optimismus. Vielpersprechend sind z.B. die Diskussionen um die Entwicklung von Theorien des feministischen Standpunkts. Insbesondere halte ich die Arbeiten von Dorothy Smith für wegweisend (1979; 1987a, 1987b). Sie schlägt vor, die Machtbeziehungen vom Standpunkt der Frauen aus zu untersuchen, von ihren konkreten Erfahrungen auszugehen, die sie an vielen Orten ihrer Alltagswelt innerhalb der bestehenden Strukturen machen. Meiner Meinung nach vermeidet sie einige der Probleme anderer Theorien, die sich einer inter- und intrapsychischen (oder häufig einer Freudschen) Analyse u.a. nähern. Smith geht von wirklichen anstatt von sprachlich konstituierten Menschen aus und konzentriert sich auf die Prozesse und Beziehungen, die über ihren Alltag hinausgehen und die Bedingungen ihrer Existenz schaffen. Sie ist auch in der Lage, die Handlungen von Frauen und Männern, wie sie mit den Machtbeziehungen umgehen und manchmal opponieren, miteinzubeziehen. Auf diese Weise bietet sie eine Methode zum Verständnis der Machtbeziehungen an, die vom Frauenstandpunkt aus die Problematik so beschreibt, wie sie vom Standpunkt derjenigen, die die sozialen Beziehungen organisieren und managen, nicht gesehen werden können. Weiterhin könnte die in neueren Arbeiten immer häufiger vertretene These, daß alle sozialen Beziehungen geschlechtlich sind (Smith 1987; Flax 1987), einen bedeutenden Beitrag für ein neues Paradigma leisten.

Damit verschiebt sich die Diskussion von der ausschließlichen Konzentration auf Frauen zu der Frage, in welcher Weise die Geschlechterverhältnisse die unterschiedlichen sozialen Phänomene formieren (vgl. Scott 1986). Allerdings stehen wir erst am Anfang, wenn wir versuchen zu verstehen, was es bedeutet, daß soziale Beziehungen und Prozesse »geschlechtsspezifisch« sind. In allen Disziplinen ist eine Neuorientierung der Bedeutung von »Geschlecht« in Arbeit, in der Soziologie könnte uns dies zu einer durchdringenderen Kritik unserer Begriffe und Rahmen verhelfen.

Eine weitere vielversprechende Richtung ist die Entwicklung des Reproduktionsbegriffs als versteckte Substruktur, von der Produktionsbeziehungen abhängen; nicht eng gefaßt, als politische Ökonomie häuslicher Arbeit oder Theorie der Reproduktion von Arbeitskraft oder Theorie pflegender und fürsorgender Tätigkeiten, sondern als Organisation von Tätigkeiten und Beziehungen, die ein menschliches Überleben ermöglicht. Studien über Entwicklungsländer machen deutlich, wie alltägliches Leben und die Reproduktion zerstört und manchmal durch eine kapitalistische Transformation neu gebildet werden, und rücken die Reproduktion ins Zentrum der Analyse (Redclift/Mingione 1985). Andere feministische Analysen konzentrieren sich auf die Reproduktion im Wohlfahrtsstaat, hierbei zunehmend auf die Widersprüche der Reproduktion als Anzeichen einer tiefen Krise des Kapitalismus (vgl. z.B. Sassoon 1987). Daß der Wohlfahrtsstaat mit der Reproduktion zusammenhängt, hat sogar ein nicht-feministischer Marxist wie Therborn (1986) erkannt, obwohl er es unterläßt, eine offensichtliche Verbindung zum Geschlecht und der Unterordnung von Frauen zu ziehen.

Die Bedeutung eines Paradigmenwechsels ist nicht nur im Kontext der Umgestaltung existierender, sondern auch in der Akzeptanz neuer Begriffsrahmen zu sehen (Stacey/Thorne 1985, 302). Wie von Kuhn (1967) festgestellt wurde, voll-

zieht sich historisch eine Veränderung nicht einfach, weil die neue Perspektive überzeugender ist und »besseres« Wissen als die alte vermittelt, sondern die Veränderung ist das Ergebnis eines Kampfes um organisatorische Macht und intellektuelle Dominanz. Frühere Paradigmenwechsel fanden immer innerhalb gesellschaftlicher Strukturen statt, die von Männern dominiert waren. Hier drängt sich ein Problem für Feministinnen und ihre Theorien auf. Welche Überlebenschancen bestehen eigentlich für kritische feministische Theorien, wenn ein Paradigmenwechsel nur mit einem Machtwechsel einhergehen kann, und wenn dieser mit der Bedingung verbunden ist, Macht in den Institutionen zu ergreifen, die als Ergebnis historischer Entwicklungen von herrschaftsförmigen Geschlechterbeziehungen durchstrukturiert sind? Kann sich ein fundamentaler Wechsel überhaupt vollziehen? Oder ist ein Paradigmenwechsel Teil eines Prozesses, der diese Herrschaftsbeziehungen verändert, und somit ein sich lang hinziehendes Projekt? Wie wird eine neue Theorie aussehen? Wird sie sich zu einer neuen »Grand Theory« entwickeln? Wie kann man die vielzähligen feministischen Standpunkte miteinander verbinden? Ist eine solche Integration unmöglich — und wird uns dies nicht, wie einige Feministinnen vermuten, an das Ende von Theorie und aus einer Denkart führen, die konkurrierende Paradigmen postuliert? Sind unsere Erwartungen zu hoch oder sind sie falsch, wenn wir nach einem Paradigmenwechsel als einer vollendeten Transformation suchen?

Aus dem Englischen von Elka Blumenberg

Anmerkungen

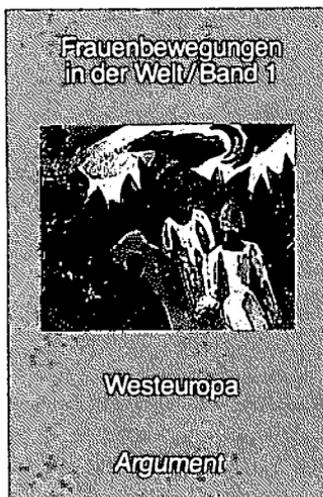
- 1 Hier meine ich mit dem Terminus »Methodologie« beides: paradigmatische Modelle, wie Forschung zu betreiben sei, als auch die erkenntnistheoretischen Implikationen derartiger Modelle, mit Ausnahme der Methode der Datensammlung.
- 2 Für eine komplexe Erörterung der Verbindungen zwischen der Schaffung soziologischen Wissens und der »abstrakten, intellektuellen Domäne der Herrschaft in kapitalistischen Gesellschaften« siehe Dorothy Smith (1979).
- 3 M.E. entstanden die kreativsten feministischen theoretischen Gedanken aus den mannigfaltigen Versuchen heraus, Marxismus und Feminismus zu verbinden. Ein neueres Beispiel innerhalb kritischer marxistischer Tradition stellt das Buch von Benhabib und Conell dar (1987).

Literaturverzeichnis

- Acker, Joan, 1980: Woman and Stratification: A Review of Recent Literature. In: Contemporary Sociology 9
- dies., 1987: Hierarchies and Jobs: Notes for a Theory of Gendered Organizations. Working Paper. Stockholm, Arbetslivcentrum
- dies., 1988a: Class, Gender and the Relations of Distribution. In: Signs 13, 3
- dies., 1988b: Doing Comparable Worth: Gender, Class and Pay Equality. Philadelphia
- Acker, Joan, Kate Barry und Joke Esseveld, 1983: Objectivity and Truth: Problems in Doing Feminist Research. In: Women's Studies International Forum 6, 4
- Beechey, Veronica, 1987: Unequal Work. London
- Benhabib, Seyla, und Drucilla Conell (Hrsg.), 1987: Feminism as Critique. Minneapolis
- Bernard, Jessie, 1987: Re-viewing the Impact of Women's Studies in Sociology. In: C. Farnham (Hrsg.): The Impact of Feminist Research in the Academy. Bloomington

- Cockburn, Cynthia, 1986: *The Relations of Technology: What Implications for Theories of Sex and Class*. In: R. Crompton und M. Mann (Hrsg.): *Gender and Stratification*. Cambridge
- Connell, R.W., 1987: *Gender and Power*. Stanford
- ders., 1983: *Which Way Is Up? Essays on Class, Sex and Culture*. Sydney
- Eisenstein, Zillah, 1981: *The Radical Future of Liberal Feminism*. New York
- Esseveld, Johanna, 1988: *Beyond Silence: Middle-aged Women in the 1970s*. Ph.D. Diss. Lund
- Giddens, Anthony, 1987: *Social Theory and Modern Sociology*. Cambridge
- Giddens, A., und J. Turner, 1987: *Social Theory Today*. Oxford
- Flax, Jane, 1987: *Postmodernism and Gender Relations in Feminist Theory*. In: *Signs* 12, 4
- Harding, Sandra, 1986: *The Science Question in Feminism*. Ithaca. Erscheint in Deutsch im Frühjahr 1990. West-Berlin
- dies., 1987: *Introduction: Is There a Feminist Method*. In: dies. (Hrsg.): *Feminism and Methodology*. Bloomington
- Hartsock, Nancy, 1983: *Money, Sex and Power*. New York
- Kuhn, Th., 1967: *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt/M.
- Lamphere, Louise, 1987: *Feminism and Anthropology: The Struggle to Reshape Our Thinking About Gender*. In: C. Farnham (Hrsg.): *The Impact of Feminist Research in the Academy*. Bloomington
- Lewis, Jane, 1985: *The Debate on Sex and Class*. In: *New Left Review* 149
- MacKinnon, Catherine, 1982: *Feminism, Marxism, Method, and the State*. In: *Signs* 7, 3
- Morgan, D., 1981: *Men, Masculinity, and the Process of Sociological Enquiry*. In: H. Roberts (Hrsg.): *Doing Feminist Research*. London
- Pateman, Carole, 1983a: *Feminist Critiques of the Public/Private Dichotomy*. In: S.I. Benn und G.F. Gaus (Hrsg.): *Public and Private in Social Life*. Bechenham, Kent
- dies., 1983b: *Feminism and Democracy*. In: G. Duncan (Hrsg.): *Democratic Theory and Practice*. Cambridge
- Redclift, Nanneke, und E. Mingione (Hrsg.), 1985: *Beyond Employment: Household, Gender and Subsistence*. Oxford
- Sassoon, Anne Showstack, 1987: *Women's New Social Role: Contradictions of the Welfare State*. In: dies. (Hrsg.): *Women and the State*. London
- Scott, Joan, 1986: *Gender: A Useful Category of Historical Analysis*. In: *American Historical Review* 91
- Smith, Dorothy E., 1979: *A Sociology for Women*. In: J.A. Sherman und E. Torton Beck (Hrsg.): *The Prism of Sex: Essays in the Sociology of Knowledge*. Madison. Deutsch: *Eine Soziologie für Frauen*. In: List/Studer (Hrsg.), 1989: *Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik*. Frankfurt/M.
- dies., 1987a: *The Everyday World as Problematic*. Boston
- dies., 1987b: *Feminist Reflections on Political Economy*. Unveröffentlichtes Manuskript
- Stacey, Judith, und Barrie Thorne, 1985: *The Missing Feminist Revolution in Sociology*. In: *Social Problems* 32, 4
- Stanley, Liz, und Sue Wise, 1984: *'Back into the personal' or: our attempt to construct 'feminist research'*. In: G. Bowles und R. Duelli Klein (Hrsg.): *Theories of Women's Studies*. London
- Therborn, Göran, 1987: *Welfare States and Capitalist Markets*. In: *Acta Sociologica* 30, 3/4
- Thompson, E.P., 1987: *Die Entstehung der englischen Arbeiterklasse*. Frankfurt/M.
- ders., 1978: *The Poverty of Theory*. London

Frauenbewegungen in der Welt



Küche und Staat

Politik der Frauen

Frigga Haug/K. Hauser (Hg.)

AS 180, 170 S., DM 18,50

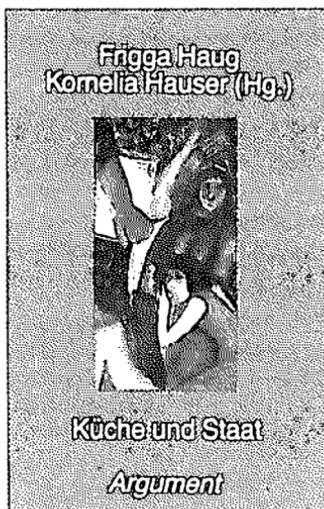
Perspektivische politische Handlungsfähigkeit erfordert nicht nur, daß Frauen die Dimensionen ihrer Erfahrungen einbringen, sondern daß sie diese Erfahrungen auch in politische Artikulation und in neue Formen politischer Handlungsfähigkeit übersetzen. Aus dem Inhalt: Rosa Luxemburg und die Frauen/Vom Mitopfer zur Selbstäterin/Fraueninteressen — Durchsetzungsstrategien/Politische Diskurse um Verantwortung/Frauen und Berufsverbote u.a.

Frauenbewegungen in der Welt

Band 1: Westeuropa

Hrsg.: Autonome Frauenredaktion
AS 150, 176 S., DM 18,50

Der erste Band der vierbändigen Enzyklopädie der *Frauenbewegungen in der Welt* gibt Auskunft über die Geschichte und Gegenwart der westeuropäischen Frauenbewegungen, über ihre Ziele und Bündnisse, über das Verhältnis zu anderen politischen Gruppen und gegenüber dem Staat. Die Autorinnen analysieren die verschiedenen Strömungen innerhalb der jeweiligen Frauenbewegung und Frauensolidarität. Die Gemeinsamkeiten und Unterschiede der weltweiten Frauenkämpfe werden erkennbar.



Argument

Rentzelstraße 1 2000 Hamburg 13

Frauenerfahrung und Geschlechtsbegriff*

Über die Rolle der Erfahrung für die Frauenforschung nachzudenken, macht eine Reflexion über die Begriffe im Umfeld und ihre Anordnung notwendig. Spontan drängt sich der Begriff des Geschlechts in den Vordergrund. Es ist offensichtlich, daß die Erfahrungen von Frauen sie als soziales Geschlecht treffen. Vieles spricht also dafür, dem Geschlechtsbegriff einen zentralen Stellenwert einzuräumen. Wir möchten im folgenden zunächst die Kategorie des Geschlechts problematisieren und ihre Verwendung in der Frauenforschung überdenken; im Anschluß soll der noch recht vage Begriff der Erfahrung in seiner Bedeutung für eine Soziologie vom Standpunkt der Frauen entfaltet und unsere Arbeit damit an einem Beispiel vorgeführt werden.

Zunächst einige Bemerkungen über eine neuere Entwicklung in der internationalen Frauenforschung, die einen Weg einzuschlagen scheint, zu dem wir uns als Frauenforscherinnen verhalten müssen. Wir meinen die Verwandlung von Frauenforschung in Geschlechterforschung — women research into gender research. Mit diesem Umbau geht die Zentralisierung des Begriffes »Geschlecht« einher, Geschlecht als Platzanweiser für Privilegien, Chancen, Karrieren in einer Gesellschaftsstruktur: Geschlecht als soziale Strukturkategorie.¹ Für ein Nachdenken über diesen Vorschlag treten wir einen Schritt zurück und erinnern den Weg, der zu dieser Kreuzung führte, auf der wir uns jetzt befinden.

Nur einige wenige Marksteine: Als eine erste Zusammenfassung von Frauenforschung in der BRD kann die Berliner Sommer-Uni »Frauen und Wissenschaft« von 1976 gelten, mit ihrer kühnen Erwartung, aus gemeinsamer Zugehörigkeit zur »Klasse« Frau Forderungen für feministische Arbeit in den Universitäten gegen männlich/bürokratische/staatliche Machtmittel durchzusetzen. Frauenforschung war Widerstand in Inhalt und Form. Sie knüpfte an die Kämpfe der Frauenbewegung an. Sie war getragen von der Hoffnung, daß alle Frauen zu Forscherinnen ihres eigenen Alltags werden könnten und so ein Wissen erlangt werde, daß auch allen Frauen zur Verfügung stünde. Dem Anspruch nach sollten weibliche Lebensrealität und persönliche Erfahrung, sollten Widersprüche in der eigenen Existenz gegen »fremde Theorie« zur Grundlage von Theoriebildung und politischer Praxis gemacht werden.

Dem stürmischen und vielfältigen Beginn folgte der lange Prozeß der Institutionalisierung, der Hereinnahme von Frauenforschung in den Wissenschaftsbetrieb, wenn auch als Randerscheinung. Das anrühige Zeichen des Widerstands wurde teilweise ausgewechselt gegen die Biederkeit anerkannter statistischer Erhebungen zur Lage der Frauen, die zwar nützlich sind als Orientierung, aber auch unpraktisch, da sie der Praxis der Bewegung verlustig gingen. Daß das Institut »Frau und Gesellschaft« von einer CDU-Politikerin geleitet wurde, ist symptomatisch. Zugleich wurden die Kämpfe in der Frauenbewegung weniger und weniger sichtbar. Immerhin blieb bis Mitte der achtziger Jahre als Forderung,

* Vortrag, gehalten auf der Jahrestagung der Sektion Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Würzburg 23.-25.6.1989.

daß Frauenforschung mit Kämpfen gegen Frauenunterdrückung verbunden sein sollte, so daß der Einschluß gesellschaftlicher Analysen zwingend war.²

Inzwischen ist Frauenforschung in den USA ein möglicher Studienschwerpunkt — dessen Etablierung in der BRD in den Anfängen steht. Die Integration in die Universitäten braucht weiteren Umbau. Um allgemein zu werden, verwandelt sich Frauenforschung, erklimmt eine höhere Abstraktionsstufe, wird Gender-research. Der Vorteil der englischen Sprache, das soziale und das biologische Geschlecht mit gesonderten Begriffen ausweisen zu können, hat zum einen den Blick auf die ungeheure soziale Arbeit geschärft, die nötig ist, bis wir zur heutigen Gestalt der Frau gelangen. Jetzt haben wir die Möglichkeit, die Konstruktionsarbeit bei beiden Geschlechtern ins Zentrum der Analyse zu rücken und damit das Gemachte scheinbarer Natur allgemein zu untersuchen. Eine Gesellschaftsanalyse scheint unvollständig, wenn nicht auch das Geschlecht Strukturkategorie wird.

Ist es möglich, durch die Hineinnahme des Geschlechtsbegriffs in die Gesellschaftsanalyse mehr über Frauenunterdrückung und die Bedingungen ihrer Abschaffung zu erarbeiten? Was gewinnen wir, wenn wir uns auf gender-research einlassen, und was verlieren wir? Gewiß verliert Frauenforschung als Gender-research das »Sektiererische«, den Anstrich, daß hier nur etwas Partielles erforscht werde; zudem wird die scheinbare Natürlichkeit auch männlicher Subjekte gleichermaßen zur Disposition gestellt. Damit kann das Vorläufige beider Subjektwerdungen kritisch dargestellt werden. Kurz, es kann eine größere Allgemeinheit der Forschung gelingen, gerade indem eine gleichartige Besonderheit der Geschlechter verkündet wird.

Auch ist ja die Bedeutung des Geschlechts für die Einordnung in Gesellschaft evident. Tagtäglich begegnen uns Hunderte von Phänomenen, die als Beweis herhalten können. Ganze Bibliotheken sind inzwischen mit Zahlen und Daten zu diesem Sachverhalt gefüllt. Aber was wissen wir eigentlich, wenn wir wissen, daß Lage und Position in unserer Gesellschaft geschlechtlich bestimmt sind? Wir kennen die soziobiologischen Theorien, die aus eben dieser Phänomenologie ihre Erklärungen über die Natürlichkeit der Ungleichheit zimmern. Unsere heftige Kritik an solchen Ideologien führte ja zu den Bemühungen, die soziale Konstruktion des scheinbar Natürlichen in den Vordergrund zu rücken. Aber die Erhebung der Konstruktion »Geschlecht« in den Rang einer sozialen Strukturkategorie gibt uns keinen Raum, über die Reproduktion dieser Phänomenologie nachzudenken, über ihre Begründung und über Befreiungsmöglichkeiten. Statt dessen finden wir uns in einer Weberianischen Welt struktureller Ungleichheit, wo die schreienden Gegensätze in ihren Resultaten gewissermaßen entschärft zu Unterschieden koexistieren. Geschlecht ist zunächst nichts weiter als ein Sortierbegriff wie Obst oder Gemüse. Nach bestimmten Merkmalen werden Mitglieder einer Gesellschaft nach Geschlecht (oder Rasse) sortiert und zugeordnet. In der Zuordnung selbst findet sich Herrschaft; die Anordnung der Merkmale folgt bestimmten Interessen.

Es leuchtet ein, daß das Geschlecht nicht zugleich der Ort der Entstehung von Herrschaft, ihrer Austragung und Reproduktion ist. Man kann vom sozialen Geschlecht zum biologischen als dessen Grundlage zurückschreiten; wie aber

führt eigentlich der Weg von der Analyse des Geschlechts weiter in irgendeine Form von Befreiung? Um voranzuschreiten brauchen wir Bestimmungen, die die Verwandlung vom biologischen in soziales Geschlecht begreifbar machen. Sie sind aus dem Begriff des Geschlechts nicht zu entwickeln. Dieser beginnt gewissermaßen mitten in einem Diskurs, der selber in Frage zu stellen war.

Sollten wir bei solchen Zweifeln auch auf die von Marx bereitgelegten Produktivkräfte des Denkens zurückgreifen? In seiner Kritik der Politischen Ökonomie finden wir wiederholt Hinweise für den Aufbau von Begriffen, die uns auch für die Frage des Zusammenhangs von Frauenunterdrückung und Gesellschaftsorganisation elementar scheinen. Marx schreibt:

»Um den Begriff des Kapitals zu entwickeln, ist es nötig, nicht von der Arbeit, sondern vom Wert auszugehen ... Es ist ebenso unmöglich, direkt von der Arbeit zum Kapital überzugehen, als von den verschiedenen Menschenrassen direkt zum Bankier oder von der Natur zur Dampfmaschine«. (MEW 19, 170)

Übertragen wir solche Überlegungen auf unsere Fragestellung, so kommen wir von der biologischen Menschnatur nicht auf ihre soziale Natur ohne die anfängliche Analyse der praktischen Verhältnisse, in denen die Transformation vor sich geht. Das Praxisfeld, in dem Frauen als Unterdrückte auftreten, ist nicht das Geschlecht, sondern es sind die *Geschlechterverhältnisse* als Teil der Produktionsverhältnisse. Die Anordnung, Entwicklung und Bewegung der Merkmale, die zur Phänomenologie von Geschlechtern gebündelt sind, zu entschlüsseln setzt voraus, daß die Ebene des Begriffs Geschlecht verlassen wird, daß die Praxen, in denen solche Zuweisung von Merkmalen geschieht, aufgesucht und zum Gegenstand der Kritik gemacht werden.

Bei der Produktion und Reproduktion der Menschheit geht es um beides, um die Produktion der Menschen selbst als Reproduktion der Gattung und um ihre Erhaltung durch die Produktion von Lebensmitteln. Für beides müssen die Menschen zueinander in Beziehung treten, die Produktion organisieren, die Arbeiten verteilen, entwickeln usw. Produktionsverhältnisse entstehen, die in der Geschichte der Menschen von ihnen nicht bewußt geplant, gemacht, horizontal geregelt werden. Dies gilt ebenso für die Geschlechterverhältnisse bei der Produktion des Lebens. In ihnen positioniert finden wir Männer und Frauen. Diese sind wiederum nicht einfach natürliche Geschlechtswesen, sondern als Männer und als Frauen sozial konstruiert. In den Geschlechterverhältnissen können sie außerordentlich verschieden sein. Man kann Kämpfe um die sozialen Formen von Weiblichkeit und Männlichkeit bei allen gesellschaftlichen Umbrüchen studieren. So z.B. in den durch die Veränderung der Arbeitstätigkeiten in der industriellen Produktion und Verwaltung ausgelösten Krisen um das, was Arbeit überhaupt ist und ihre Verknüpfung mit männlichen und weiblichen Identitäten.

Wie stark die Geschlechterverhältnisse die jeweiligen Produktionsverhältnisse mitbestimmen, ist kaum erforscht und in den Umbrüchen studierbar.

Zunächst sprechen wir Geschlechterverhältnisse als einfache Arbeitsteilungen: Da sind die einen zuständig für die Reproduktion der Art, dann für die der Individuen, für alles, was der Lohnform nicht unterliegt, nach Tauschverhältnissen nicht zählt, und daher als gesellschaftlich marginal gilt, während Religion und Politik zugleich das Gegenteil behaupten; die anderen sind zuständig für die

Bereiche, die gesellschaftlich als zentral gelten, die profitbringenden mit den dazugehörigen Formen von Herrschaft und Unterwerfung. Freilich gibt es Überschneidungen, Überdeterminierungen. Und es gibt Bruchlinien, in denen plötzlich als Krise eines ganzen Zivilisationsmodell aufscheint, als katastrophaler Umgang mit Natur und Leben, was als sogenannte geschlechtsspezifische Arbeitsteilung begann.

Als biologischer Grund, auf dem die Frauenkonstrukte artikuliert werden, wird ihre Fähigkeit und Tätigkeit des Gebärens behauptet. Frühzeitig finden wir die Aneignung weiblicher Arbeitskraft und die Haltung von Frauen zum Vergnügen von Männern als zentrale Dimensionen in den Geschlechterverhältnissen. Für diese gilt im übrigen, was für die Verhältnisse der gesellschaftlichen Produktion im allgemeinen gilt: sie bestimmen die in ihnen agierenden Individuen, die gleichwohl selbst als Tätige nur zu denken sind. Das Ziel, daß die Menschen beiderlei Geschlechts diese Verhältnisse selber bestimmten, ist so fern am Horizont, daß es kaum Sprache und Vorstellungen dazu gibt. (Daher trifft der Einbruch der Gentechnologie aus dem Bereich der einigermaßen bekannten politischen Ökonomie in dieses Dunkel auch weitgehend auf sprachlose Empörung.) Auf dem Wege müssen praktisch alle Formen, durch die sich die Geschlechterverhältnisse artikulieren und festhalten, umgestürzt werden.

Kategorien, mit denen wir arbeiten könnten, wären also die Geschlechterverhältnisse und in ihnen die bestimmten sozialen Konstruktionen von Mann und Frau als Lösungsformen für gesellschaftliche Widersprüche. Dazu gehören die verschiedenen Machtagenturen, die Institutionen, ebenso wie die gesellschaftlichen Erwartungen, Normen und Werte und die zu Wegweisern verdichteten Normalitätsvorstellungen. Hinterfragt werden auch kulturelle Muster in ihrer Funktion für die Frauenvergesellschaftung; Sprache und ihre Bedeutungen.

In einer Gesellschaft, die dem Offizialdiskurs nach keine herrschaftlichen Geschlechterverhältnisse mehr kennt und gleichwohl durch und durch patriarchalisch organisiert ist, brechen die Widersprüche überall auf. Sie zu begreifen, bedarf der Forschung mit den *Erfahrungen* von Frauen.

Nachdem wir bisher versucht haben, die Kategorie des Geschlechts zu entwickeln, finden wir uns mit der Erfahrungsebene wieder am Ausgangspunkt: In ihrer Erfahrung fühlen sich Frauen doch offenbar wegen ihres Geschlechts unterdrückt. Nehmen wir dieses Paradox als Herausforderung auf. Erfahrung ist ja ein ganz schwieriger Begriff, findet er sich doch selbst auf der Ebene der Phänomene, auf denen nichts begreifbar ist und die dennoch die Ebene ist, von der allein zu begreifender Erkenntnis gelangt werden kann. Auf der Erfahrungsebene, im Alltag, ist Frauenunterdrückung lebendig, sprechbar und zu Lösungen verdichtbar. Hier vollzieht sich Vergesellschaftung als widerständige Anpassung. Gesellschaftliche Erwartungen, Normen, Werte, Ideologien werden angeeignet — widersprüchlich, zerreißen, verführerisch und lähmend. Erfahrung ist die Stätte kultureller Kämpfe um Befreiung, da in der Aneignung von Gesellschaft zugleich der Wunsch und Wille steckt, im Leben einen Sinn zu finden. In unterdrückerischen Verhältnissen sind in den Erfahrungen Fesseln und Stützpunkte für und von Befreiung zusammengeschmolzen. Solch widersprüchliche Verknüpfungen gilt es ans Licht zu heben, zu skandalisieren, d.h. mit Erfahrungen zu arbeiten.

Für die Soziologie ist es eine besondere Herausforderung, daß der Ort, von dem die Frauen in die Wissenschaft kommen müssen, erst noch erarbeitet werden muß. Frauenforschung hat es also mit dem zweiten Paradox zu tun, daß sie in eine Disziplin die Ausgeschlossenen so hineinbringen muß, daß damit zugleich die Grundlagen dieser Disziplin, die ja eben diesen Ausschluß mittragen, erschüttert werden. Daß Frauen in der Sprache der Wissenschaften, in den Symbolen, in den Apparaten und Institutionen bislang nicht auftraten, bestimmt auch deren Form und Inhalt. Da alle Probleme, die mit der Reproduktion der Gattung oder der Individuen unmittelbar befaßt sind, im Bereich der materiellen Produktion und ihrer Aufrechterhaltung und Kontrolle nicht existent sind, finden sie auch keine theoretische Verarbeitung, keine Verbegrifflichung, keine Verwissenschaftlichung. Ja, wir können davon ausgehen³, daß die herrschenden Wissenschaften und ihre Abstraktionen, ihr System und ihre Klassifikationen sich u.a. eben jener Absehung von der eigenen Körperlichkeit ihrer Träger verdanken, und daß die Frauen an diesem Zustand mitarbeiten, weil und soweit sie ihre eigene Arbeit unsichtbar machen. Sobald sie anfangen, sich im Wissenschaftsbereich zu bewegen, treten sie in eigentümliche Widersprüche ein. Man kann dies am Beispiel der Moral verdeutlichen: Frauen wissen aus Welterfahrung, daß Moral mit ehrenhaftem Handeln in Ökonomie und Politik zu tun hat, daß sie den gesellschaftlichen Zusammenhang unterhalb der Gesetzebene reguliert. In dieser Weise finden wir Moral in die Wissenschaft (etwa die Philosophie) eingeschrieben. Aber Frauen wissen auch aus ihrem alltäglichen Bereich, daß Moral mit ihrem Verhalten zum Körper zusammenhängt, in den Geschlechterverhältnissen Kraft erhält. Erfahrung tritt hier in eigentümlicher Doppeltheit auf. In ihr zeigt sich die Einrichtung in den gesellschaftlichen Strukturen, denen die Frauen nur vermittelt über Männer angehören und die gleichwohl den allgemeinen offiziellen Kanon über die Erfahrung halten. Darunter ist halbwissend zugleich eine Praxis gespeichert, die dazu im Widerspruch stehen kann, jedenfalls unvereinbar ist.⁴ In dieser Weise finden sich Frauen als Mitglieder unserer Gesellschaft auch in Theorien gefangen, in denen sie nicht wirklich produktiv sein können. Es gibt also einen Bruch zwischen der Erfahrung von Welt und den bereitgestellten Mitteln des Denkens. Die Bemächtigung der durchschnittlichen Denkmittel bedeutet eine Emigration aus dem bisher Bekannten, wie man das sehr gut erfahren kann, wenn man als Frau mit dem Wissen um die geschlechtsspezifischen Tugenden der Frauenmoral versucht, ein philosophisches Werk zur Moral wirklich zu verstehen.

In der alltäglichen Erfahrung von Frauen und von ihrem Standpunkt aus wird das Beziehungsnetz erst sichtbar, das die Geschlechter- und die Produktionsverhältnisse zusammenhält. Erst die Verknüpfung von geschlechtsspezifischer Erfahrung mit den Geschlechterverhältnissen gibt den Erfahrungen selbst eine neue Bedeutung und ermöglicht zugleich Erkenntnis. Der Forschungsweg führt uns weiter zur Verknüpfung mit den Produktionsverhältnissen. Dieser Schritt kann den Blick freigeben auf die Art und Weise, wie die existierenden Geschlechterverhältnisse und die Verhältnisse des gesellschaftlichen Produzierens einander abstützen und befestigen. Die so gewonnene Erkenntnis kann theoretische Sprengkraft haben.

Frauenforschung muß also subjektiv vorgehen, von den Tätigkeiten der Frauen,

von den Beziehungen und Verhältnissen aus, die die Menschen zueinander eingehen. Diese Anforderung scheint noch ganz innerhalb der Feuerbachthesen von Marx gesprochen, deren Verallgemeinerung auf die Soziologie noch aussteht. Ihre Anwendung auf die Frauenfrage gibt dem Vorhaben eine zusätzliche radikale Wendung. Vom Standpunkt der gesellschaftlich verschwiegenen, aber zum Überleben der einzelnen und der Gattung notwendigen Bereiche, fällt auf die herrschenden Arbeits- und Verkehrsformen ein anderes Licht. Den Menschen ihre Verhältnisse durchsichtig zu machen und von ihnen handhabbar, verlangt, daß sie umfassend begriffen sind. In dieser Weise wäre die radikale Artikulation der Frauenforschung der Beginn einer allgemeinen Wissenschaft der Menschen in ihren Lebensverhältnissen. Hierfür ist noch eine Unmenge an Arbeit zu leisten, da die Verbegrifflichung, die Verarbeitung, die Theorisierung der Erfahrungen aus den verschwiegenen Bereichen noch aussteht. Hier sind die Sozialwissenschaftlerinnen gefragt.

Erfahrung und Handlungsfähigkeit

Für den Umgang mit Erfahrung — also für den Vorgang, der aus Erlebnissen Erfahrungen werden läßt, wie umgekehrt Erfahrungen als Auswertungen von Erlebtem und Baustein von Identität veränderbar macht, um größere Handlungsfähigkeit zu ermöglichen, entwickelten wir *Erinnerungsarbeit* als Methode. Dieser Versuch hat selbst ein eigentümliches Schicksal erfahren. Erinnerungsarbeit ist inzwischen vielfältig aufgegriffen und angeeignet, modifiziert und wird benutzt, wo Gruppen von Frauen in individueller und kollektiver Befreiungsabsicht zusammenkamen und -kommen. Dies über Europa hinaus in Australien, Afrika, den USA. Ohne nennenswerte Diskussion und kritische Rezeption findet sie sich dagegen in der bundesrepublikanischen universitär betriebenen Frauenforschung. Dabei scheint uns bislang, als ob dieser methodische Zugang zur Empirie zwar nicht ausgereift und auch nicht ohne Tücken ist, gleichwohl aber für Frauenforschung spezifisch geeignet. Dies, weil der konkrete Ausgangspunkt (der Erfahrungsansatz) für Frauen nicht so ungewöhnlich und daher unmöglich ist wie für männlich betriebene Wissenschaft, und weil die Zurücknahme des Anspruchs auf die einzige und einmalige Individualität zugunsten kollektiver und also verallgemeinerbarer Linien eine Bescheidenheit verlangt, die wiederum unter männlichen Wissenschaftlern selten ist.

Unter Erinnerungsarbeit verstehen wir eine Arbeit mit Erfahrungen, eine Theorisierung, die Widersprüche zur Selbsttätigkeit nutzt. Hier wird nicht nur versucht, Theorien im Wechselspiel mit Erfahrungen zu entwickeln und zu verschieben; weibliche Erfahrungen kommen überhaupt so erst in den Rang, Grundlage von theoretischer Erkenntnis zu werden; zugleich wird die Trennung von Subjekt und Objekt der Forschung tendenziell aufgehoben. Daß Frauen gleichzeitig in den verschiedenen Positionen in der Gesellschaft auftreten können, ist eine Grundlage für die Erkenntnis der Verhältnisse, da sie die Trennungszusammenhänge als Widersprüche erfahren müssen. Das Schweigen über die Welt der Reproduktion von Menschen und Gattung macht unhörbar, daß die Trennung selbst ein Teil unserer Produktionsverhältnisse ist. Die Einschreibung

in den gesellschaftlichen Zusammenhang muß von diesem Ort her geschehen. Feminismus in der Wissenschaft bezieht sich für uns also auf den Standpunkt, den Gegenstand, die Perspektive, die Methode der Erkenntnisgewinnung und Theoriekritik und — ironisch genug — auf die Allgemeinheit des Anspruchs.

Die Methode der Erinnerungsarbeit ist selbst auf einem komplexen Feld von sozialwissenschaftlichen Methoden und Theorien angesiedelt: sehr allgemein gesprochen kann man sagen, sie bewegt sich quer zu deterministischen und voluntaristischen Ansätzen. Positiv soll mit ihr der Vorgang des Selbst-Konstruierens und des Konstruiert-Seins, soll die Produktion von Bewußtsein und Gefühl begriffen werden. An diejenigen, die an dem Prozeß beteiligt sind, ergeht die hohe Anforderung, nicht nur wie Theoretikerinnen zu denken, sondern auch wie Aktivistinnen zu handeln — wie der Kulturtheoretiker Willis dies nannte.

Eine unserer theoretischen Voraussetzungen begründet auch, warum die Arbeit mit Erfahrungen nicht nur sozialwissenschaftlich nützlich, sondern auch für die Frauenbefreiung notwendig ist. Theoretische Voraussetzung ist, daß das Verhältnis von individueller Vergangenheit—Gegenwart—Zukunft ein dynamischer Prozeß ist. Die Selbstbewegung der Persönlichkeit findet darin statt. Das Gedächtnis ist geronnene Aktivität zu einer Struktur, durch die hindurch ich mich — und andere — erkläre bzw. begreife. Aus der Vielfalt von Erlebnissen, realen Ereignissen werden einige zur subjektiven Biografie verarbeitet, zur eigenen Vergangenheit verdichtet, sie bestimmen die Gegenwart und durch sie gestaltet sich Zukunft. Das individuelle Verhältnis zwischen subjektiver Biografie und den realen Bedingungen ist nicht statisch; es verändert sich durch gegenwärtige neue Kenntnisse, Erfahrungen, Positionen usw. Liegengelassene Möglichkeiten werden als solche erkannt, z.B. können Zustimmungen zu einengenden Verhältnissen deutlich werden. Die Dynamik wirkt so nicht nur in die individuelle Vergangenheit, sondern auch in die eigene Zukunft: eine veränderte Selbstsicht erweitert oder verengt die Sicht auf eine »zukünftige Vergangenheit« (Holzkamp 1983, *Grundlegung der Psychologie*, 340). Mit Erinnerungsarbeit versuchen wir u.a., die Arbeit am Gedächtnis der eigenen Persönlichkeit sichtbar zu machen bzw. aufzuspüren, welchen Blockierungen sie unterliegt.

Erfahrungen mit Angst

Wir möchten diese Herangehensweise aus einem aktuellen Forschungsprozeß zum Thema »Frauen und Angst«⁵ exemplarisch skizzieren und nehmen dabei in Kauf, daß die Forschungsfragen im Verhältnis zu den Lösungen überwiegen werden.

Wir gehen nicht unbelastet in die Untersuchung. Neben eigener Angsterfahrung ist das Feld bestellt mit höchst unterschiedlichen Theorien. Wir studierten die drei Angsttheorien von Freud, der uns mit der ursächlichen Verknüpfung von gestörter Sexualität und Angst sowie seiner Einteilung der Phänomene in neurotische und reale Ängste in eine Dunkelkammer des Wissens schickte. Unsere eigenen Erfahrungen (die in der Forschungsgruppe) waren kaum belichtet.

Eine — vom Umfang an finanzierter Forschung her — große Macht stellen die Behavioristen dar. Zwar lassen sich die experimentellen Reiz-Reaktions-Anordnungen von ihren theoretischen Voraussetzungen her leicht kritisieren. Seine

Überlegenheit erhält dieser Ansatz jedoch durch die einfache praktische Frage: Wann funktioniert der Mensch? In der Beantwortung wird zugleich Abhilfe versprochen für allerlei »Funktionsstörungen« wie in einem Fitness-Training. Wir konnten zwar lernen, daß Angst selbst in die Herrschaftsreproduktion eingelassen ist, nicht aber das Phänomen erklären, daß jemand gerade dann handlungsfähig sein kann, wenn sie nicht funktioniert. Die Frage nach dem Funktionieren von Menschen und die nach ihrer Handlungsfähigkeit geben unterschiedliche und inkompatible Antworten.

Die erste Folgerung aus dieser Lektüre war, daß die Forschungsanordnung, innerhalb derer die Frage nach dem Verhältnis der Frauen zur Angst gestellt werden kann, so gebaut sein muß, daß das Bedeutungsnetz, durch das sie sich artikuliert, sichtbar wird. Die einfache Frage, die wir zunächst an die aufgezeichneten Angsterinnerungen stellen, lautet: Mit was verknüpfen Frauen Angst? Die nachfolgende Szene ist eigentlich untypisch für unsere Arbeit, da die Autorin beim Schreiben schon die eigene Erfahrung bearbeitet. Zugleich eignet sie sich aber in dieser Besonderheit für die an dieser Stelle gebotene Kürze eines Einblicks.

Szene: Waldwanderung

Statt des erhofften schmalen Waldweges, war es eine breite Schneise, wie eine rostige Wunde in das Gehölz geschlagen, gewalzt, hart, lang, endlos. Rechts und links nur Gestrüpp und die ständige Mahnung, daß diese Straße ein Vorhaben war, vermutlich eine Feriensiedlung vor der Entstehung, Bauplatz erleichterung zunächst.

Es war unser erster großer Spaziergang auf Teneriffa und es war schon nachmittag, so daß jeder Schritt einer in die falsche Richtung war, ein verpaßtes Versprechen, unwiederholbar für diesen einen von 13 Tagen. Meine Schritte waren widerständig, mißmutig, gedrückt. Da, nach fast einer Stunde tauchte nach einer Biegung plötzlich ein hoher Wald auf. Märchenhaft verwunschen ragten lange silbrig schimmernde Eukalyptusstämme. Der Wald wirkte monddurchglänzt, überraschend dunkel und der Weg, der sich hineinschlängelte, war mir irgendwie bekannt. Und richtig entdeckte ich am Ende des Blickfeldes einen Mann, der, sich von uns entfernend, mit langen Schritten bergauf strich. Wir konnten nicht in den Wald gehen, obwohl ein Mensch schon in ihm war. Es stand da ein Schild: Privat — kein Eintritt. Ausgerechnet hier — ein ganzer Wald. Wir zögerten. Vor uns war jetzt eine saftige Wiese ganz mit gelben schlüsselblumenartigen Pflanzen bestanden — auch Orchideen drückten sich aus dem Erdreich. Ich wollte ein Foto machen von Fritz in den Blumen — weil ich nicht sehen wollte, was ich wußte, daß nämlich der Mann uns inzwischen erspäht hatte, umgekehrt war und jetzt mit langen Sprüngen von Baum zu Baum setzte, um zu uns zu gelangen, ohne daß wir ihn bemerken sollten. Fritz wollte nicht fotografiert werden, aber ich überredete ihn und blickte doch hoch und sah, daß der Mann jetzt schon ganz nah war. Ich mußte es sagen: Da kommt ein Mann! Das hörte sich nicht richtig an. Er hat seine Richtung geändert! Na und? Ich konnte ihm die Gefahr nicht vermitteln. Sie betraf ihn ja auch nicht. Denn jetzt begann der Mann, der nur noch wenige Meter von uns entfernt war, Kußhände nach mir zu werfen. Er wirft Kußhände nach mir! Das klang fast weinerlich. Kußhände verletzen nicht. Der Mann, der mit mir ist, soll etwas tun. Ich sehe ihn an, versuche zu denken, daß mir mit ihm nichts passieren kann. Er sieht freundlich und harmlos aus. Ja, harmlos. Unglücklicherweise erinnere ich mich ausgerechnet jetzt an Verwunderungen im Frauenseminar, warum eigentlich Frauen annehmen, ein männlicher Begleiter könne sie wirklich schützen, wenn es darauf ankäme? Der riesige Stock in der Hand des fremden Mannes läßt den anderen Mann, mit dem ich

zusammen bin, ungeheuerlich schrumpfen. Nein, er wird überhaupt kein Schutz sein, zumal er die Gefahr einfach nicht erkennen will. Mit einem Schlag wird er ausgeschaltet sein, und der Mann sich mir ungehindert nähern können. Eigentümlicherweise kommt es mir nicht so vor, als ob dieses Niedergeschlagenwerden eine Gefahr für Fritz bedeuten würde; sie ist es für mich, da er der Schutz war. Der Mann wartet jetzt und macht immer heftigere Gesten in meine Richtung, wendet sich dann und setzt sich etwa sechs Meter von uns hinter ein Gesträuch. Ausgerechnet in diese Richtung zieht Fritz mich, um ins Tal zu blicken. Ich bin jetzt vollkommen angespannt, möchte nicht, daß er dem Mann den Rücken zukehrt, muß daher selbst immer dahin sehen. Der Mann ist uns nun wieder auf etwa drei Meter nahe und Fritz sagt: Du hast recht, er ist wirklich komisch, und wendet sich wieder der Landschaft zu, die in großen Abhängen mit Maurenfeigen bestanden, wild blühend in die Ferne bis zu den winzigen weißen Häusern in der Ebene sich vor uns erstreckt. Ich mache noch ein Foto, um in die harmlose Welt von Fritz zu kommen. Umsonst. Endlich sagt er: Wollen wir nicht diesen Weg ins Tal herabsteigen, wohin geht er wohl? Aufatmend behaupte ich, er winde sich direkt zu unserem Ausgangsdorf — obwohl er dies nicht tut und hoffe so, noch zu entkommen. Ich stürze einen Schritt nach unten. Der Mann schnalzt mit der Zunge, macht heftige Zeichen, deutet auf den Fotoapparat. Fritz strahlt: Er will ein Foto von uns beiden machen. Komm. Er kann ihm doch den Fotoapparat nicht ausliefern, ein Pfand von uns. Fritz geht zu dem Mann, sagt, ich will es ihm richtig einstellen, stell Dich dahin und ich weiß, daß der Mann jetzt auf mich zuspringen wird. Mit einem Satz ist er neben mir, und Fritz arbeitet verblüfft an der richtigen Einstellung — Meter, Blende. Es geht langsam. Der Mann drängt sich an mich, greift nach mir — ich überlasse ihm meine Hand, um ihn von meinem Körper wegzuhalten. Er drückt und preßt meine Hand mit schnellen drängenden Bewegungen — ich stehe ganz starr, rufe: mach doch schnell! Es ist mir klar, daß ich durchhalten muß, daß das Foto gemacht werden muß, daß es mit der richtigen Meterzahl und Beleuchtung sein muß. Endlich. Fritz nimmt die Kamera von den Augen, der Mann versucht einen Arm um meine Schulter zu legen, ich ducke mich. Ich kannte den Schmerz schon, bevor er nach mir schlug. Ich sprang auf den Weg und lief und erlaubte nicht, daß Fritz wie gewöhnlich vor mir ging. Ich hatte Angst und ich konnte meine Hand als einen großen Fremdkörper an mir fühlen. Sie schwoll an und wollte nicht zu mir zurückkehren, bis ich sie abends, zu Hause, lange und viele Male mit Seife gewaschen hatte.

Und unterwegs dachte ich plötzlich daran, warum ich das Foto überhaupt zugelassen hatte, warum ich so sicher war, daß es richtig gemacht werden müßte, warum man also in diesen Geschlechterverhältnissen niemals erwachsen wird.

Und ich dachte, daß ich keinen Moment geglaubt hatte, daß der Mann, der bei mir war, mich in der Gefahr hätte schützen können, sondern daß ich von ihm erwartete hatte, daß er mich davor schützt, daß solche Gefahren überhaupt auftreten.

Der Weg von der Angst zu ihrer Wahrnehmung ist lang. Vor was hat die Autorin Angst? Im Nachvollzug — oder in der Einfühlung — gelingt es wahrscheinlich jeder, das unbestimmt-bestimmte Gefühl, bedroht werden zu können, herzustellen. Die Suche nach der in der Szene vorgeschlagenen Verknüpfung, also die Untersuchung des Materials ohne die Hineinnahme von mehr oder minder selbstverständlich Gewußtem, erbringt, daß die Autorin nicht unmittelbar vor dem Angst hat, wovor sie Angst haben könnte. Diese Eigentümlichkeit fand sich in vielen Angstszenen. Die Autorin legt nahe, daß nicht der fremde Mann mit mehr oder weniger eindeutigen Avancen zum Problem wird. Angsterzeugend wirkt die Notwendigkeit, überhaupt etwas als Bedrohung wahrnehmen zu müssen. Indem das Selbstverständliche — ein »eigener« Mann schützt vor einem fremden

Mann — nicht wirksam wird, entziffert sich erst, daß dies nicht das Selbstverständliche war. Der »eigene« Mann soll vielmehr vor der Wahrnehmung »fremder« Männer schützen als solchen, die bedrohlich sein können. Der eigene Drache schützt also nicht vor fremden Drachen, sondern vor der Wahrnehmung der anderen als Drachen. Das Resultat gewinnt an Bedeutung, wenn wir einbeziehen, daß Frauen zunehmend alleine bzw. mit anderen Frauen die Welt erkunden und durch die Abwesenheit »eigener« Männer sich ein unentwegtes Bedrohtseingefühl einstellt. Bisher haben wir das mögliche Bedroht-Werden nur als Handlung von Männern gegen Frauen abgebildet. Daß wir uns sozial und physisch überhaupt bedroht fühlen können, daß die Grenzen zwischen Schutz und Bedrohung ungeheuer fragil sind, gehört als Problem in die Untersuchungen zur weiblichen Vergesellschaftung.

Die Zuspitzung der Situation ist in der Szene als doppeltes Erfahrungsproblem artikuliert: Dem »eigenen« Mann fehlt die Erfahrung mit dieser Art von Bedrohung. Seine »Welt« gliedert sich anders, in ihr bleiben andere Dimensionen zentral. Er ist — im Sinne des Wortes — nicht berührt. Sie kann ihre Erfahrung nicht sprechen, ohne sich selbst zu verkindlichen, d.h. sie muß entweder an der Bedeutung des Wahrgenommenen zweifeln oder selbst handeln in einer Anordnung, in der sie sich als Behandelte sehen soll. Die Kußhand ist nur von ihrem Standpunkt bedrohlich, von seinem ist sie kein Vergehen. Die Sprachlosigkeit wird überlagert durch die Freilegung eines Wissens, das die Situation erkennbar macht. Die Autorin arbeitet doppelt: sie versucht, das Wissen zu greifen (sie entschlüsselt ihren Mann als Nicht-Beschützer, sie hört ihre Sätze als solche, die etwas falsch benennen) und ist bemüht, gleichzeitig nicht zu begreifen, was sie weiß, indem sie ihre Kräfte darauf richtet, sich der Ordnung zu unterwerfen (es muß ein Bild gemacht werden).

Ist das Problem dieser Szene — legt man sie sich so auseinander — dann ein Wahrnehmungsproblem? Das hört sich harmlos an und zudem nicht neu. Alle »wissen«, daß Frauen sich selbst z.B. nicht ihren Fähigkeiten angemessen wahrnehmen, daß sie sich häufig kleiner machen als sie sind, oder machtvoller imaginieren, als ihre objektiven Handlungsräume ihnen Schranken setzen. Zentral scheint uns die Aussage über Wahrnehmungen. Sinngemäß wird gesagt: Frauen haben ein Recht auf Schutz vor der Wahrnehmung von Gefahren, die sie betreffen, z.B. wenn sie vom anderen Geschlecht ausgehen.

Wir haben die Angstforschung auch mit Schulkindern begonnen. In Szenen von 10- bis 11jährigen Mädchen taucht da dieses »Recht« auf Schutz vor Wahrnehmung schon auf. In einem Fall ist eine Spinne im Schlafzimmer der Anlaß. Das Mädchen fürchtete sich und verließ schreiend den Raum. Der Bruder trat auf und erschlug das Tier. Interessant erscheint uns daran, daß das Mädchen die schützenden Aktivitäten ausschließlich auf sich bezog und das Wovor ganz unbefragbar (unhinterfragbar) blieb. Die Aktivitäten der Erwachsenen bzw. halbwüchsigen Geschwister richteten sich auf die Produktion dieses Schutzes und nicht auf die Herstellung von Bedingungen, unter denen die Angst zugunsten eines anderen Verhältnisses gegenüber dem Bedrohlichen aufgegeben oder verkleinert werden kann.

Zu irgendeinem Zeitpunkt können in dieser eingeübten Haltung die Geschlechterverhältnisse unmittelbar wirksam werden, so daß Männer gleichzeitig

als Schutz und als Bedrohung auftreten und der Widerspruch nicht mehr deutlich wird. Mit dieser Haltung Hand-in-Hand geht — wie in der Szene »Waldwanderung« vorgeführt — das selbstverständlich gewußte Wissen, daß man Bestimmtes nicht wissen sollte, weil sich die Lage sonst verschlimmert.

Als ein erstes Resultat formulieren wir thesenartig: Im individuellen Vergesellschaftungsprozeß von Frauen wird eine Haltung erworben, die sie als konkrete Frauen in ein konkretes Verhältnis zu einem abstrakt Männlichen setzt. Bei dem »frei« gewählten Mann verwandelt sich das Männliche in Schutz, bei dem fremden Mann in Gefahr. Die Nähe zum Mann schützt und setzt gleichzeitig ein nicht-gewußtes Delegationssystem der Wahrnehmungen in Gang; die Abwesenheit des Mannes ermöglicht oder erzwingt, daß dieselbe Situation, die zuvor gleichgültig war, als Gefahr wahrgenommen wird. Die Zumutung an Frauen ist nicht die Gefahr, sondern deren Zurkenntnisnahme. Sie kann sich auch als einfache Beschwerde äußern, etwa, daß der Mann abwesend ist. Mit der angeeigneten Haltung ist die Bearbeitung der Gefahr blockiert; bearbeitet wird die Wahrnehmung, die nicht zum Wissen aufsteigen darf, da dies auch ein Ausstieg aus den Sicherheiten der vorstrukturierten Geschlechterverhältnisse bedeuten würde.

Die neue Frage, die es weiterzubearbeiten gilt, widersetzt sich allen rationalistischen Konzepten, in denen Angst immer dann geringer wird, wenn ausreichend über ihre Erzeugung gewußt wird. Ganz anders schließt uns Erinnerungsarbeit das Problem auf: Es gibt bei Frauen weniger Angst vor dem Nicht-Gewußten als vor dem Wissen. Wie wird Angst vor Wissen angeeignet?

Wir haben bis hierher ein Stück Arbeit mit individueller Erfahrung vorgeführt mit dem Ziel, auf ganz verschiedenen Ebenen Diskussionen zu eröffnen:

- eine Bearbeitung unserer Erfahrungen ermöglicht zugleich die — wenn auch vorläufige — Formulierung theoretischer Erkenntnisse. Diese zeigen eine eigentümliche Spannung zu herrschenden Theorien. Erinnerungsarbeit ist in dieser Weise auch eine Grundlage von Theoriekritik.
- Der Umgang mit unseren Erfahrungen gibt uns auch einen Einblick in die Brauchbarkeit der Werkzeuge des Begreifens. Zumindest in der vorgeführten Szene wird deutlich, daß die verschiedenen Konstruktionen, Erfahrungen, Wahrnehmungen auf die Autorin als Frau, nicht als Geschlecht verweisen und daß dieses Frausein Sinn und Bedeutung erhält, ja erst verständlich wird, wenn wir es als eingelassen in Geschlechterverhältnisse begreifen.

Wie aber können wir in der Analyse fortschreiten zur Bedeutung solcher Geschlechterverhältnisse in den Produktionsverhältnissen?

Wir nehmen nicht an, daß in jeder Erfahrung sich Gesellschaft in ihrer Vielfältigkeit aufschließen läßt, daß wir also eine Gesamtheorie erarbeiten könnten, in denen die individuellen Erfahrungen allesamt verständlich und bedeutsam werden. Aus unserer bisherigen Forschung mit Erinnerungen aber wissen wir, daß die Suche nach den Verknüpfungen von Herrschaftslinien, nach dem Zusammenwirken von Produktionsverhältnissen und Patriarchat lohnend ist, uns zu neuen Erkenntnissen gelangen läßt. Überraschend ist dabei der Status der neuen Einsichten. Sie sind immer gewußt, wenn auch noch nicht bewußt zur Kenntnis genommen. Im hier vorgeführten Beispiel wählen wir für die weitere Bearbeitung einen neuen Zugang.

Materialwechsel: Literatur

Auch Literatur ist Bearbeitung von Erfahrung. Für den Zusammenhang von Frauen und Angst lasen wir u.a. Christa Wolfs »Störfall«. Ihr Material ist zum einen der »Fall Tschernobyl«, die eingetretene Unmöglichkeit zu überleben, zum anderen der Prozeß des Lebbar-Machens einer kaum faßbaren Bedrohung.

Wie Ernst Bloch⁶ arbeitet Christa Wolf mit der Gegenüberstellung von Angst und Hoffnung: Hoffnung ermöglicht, daß Angst nicht zum Tragen kommt. Anders als bei Bloch wird jedoch die in die konkreten Verhältnisse eingelassene Hoffnung »trügerisch« (68), wenn das Gefühl von Angst erlaubt wird. Angst wird zum Transmissionsriemen für die Erkenntnis, daß »nichts mehr geht«. Vor dieser Erkenntnis hat sie Angst.

»Das Buch habe ich beiseitegelegt und habe nach einer Zeitschrift gegriffen. Darin ein Artikel, den jemand mir zu lesen empfohlen hat, nicht ohne mir gleichzeitig Angst davor zu machen. Ein Jemand, der jetzt nicht einmal hier ist, wohin er gerade heute gehörte; der sich statt dessen in entfernten Gegenden der dort zufällig — angeblich! — stärkeren Strahlung aussetzt, ein Beweis mehr, daß man auch kurzfristig Trennungen heutzutage tunlichst vermeiden soll. Auf den ich also wütend geworden bin, den ich aber trotzdem nicht habe anrufen wollen, damit meine Stimme, die ich nicht so würde verstellen können, daß er ihren Unterton nicht sofort heraushören würde, ihn nicht beunruhigen konnte. [Viermal «nicht» in einem Satz.] Das hatte er nun davon, daß ich also jetzt, ungeschützt und immer noch wütend, allein diesen Artikel lesen würde, in einem Anfall von traurigem Mut oder Masochismus, denn seine Überschrift war schon ermunternd genug, sie lautete: Die Wissenschaftler von 'Star Wars'. Die Angst vor dem Artikel hat sich sehr schnell als berechtigt erwiesen, allerdings hat sie sich dann übertragen auf jene sehr jungen Wissenschaftler, von denen er handelte und die er, in ihrer Heimatsprache, 'starwarriors' nannte« (69).

Wir finden »das Recht auf Schutz« vor Einsicht und Erkenntnis hier ähnlich wieder, wie in unserer eigenen Erinnerungsarbeit. Wir stellten fest, daß dieses Motiv die gesamte Erzählung bestimmt. Daß C. Wolf also versucht, sich die Vorgänge von Tschernobyl zu erklären, indem sie etwas, das wir als Resultat weiblicher Vergesellschaftung herausarbeiteten, als allgemein menschlich behauptet. Diese Wendung macht, daß wir diese Erzählung unmittelbar einleuchtend fanden, sie nachempfinden konnten, und daß sie zugleich unseren eigenen Vorstellungen zuwiderlief. Dies immer dann, wenn sie die Taten der männlichen Wissenschaftler ebenfalls als durch Angst vor Erkenntnis getrieben darstellt.

»An welchem Kreuzweg ist womöglich die Evolution bei uns Menschen fehlgelaufen, daß wir Lustbefriedigung an Zerstörungsdrang gekoppelt haben. Oder, anders gefragt, welche Angst schottet jene jungen Männer so zuverlässig ab gegen das, was wir normale Leute »Leben« nennen. Eine Angst, die so immens sein muß, daß sie lieber das Atom »befreien« als sich selbst.«(73)

Als ein erstes Resultat halten wir fest: Christa Wolf schreibt aus der Erfahrung als Frau; auf diesem Hintergrund wird zwar verständlich, was sie sagen will: daß nämlich Angst bei Männern ebenfalls als Transmissionsriemen wirksam wird. Es wechseln nur die Bereiche: während Frauen vom Standpunkt des »Lebens« aus sich hüten und behütet werden, Dinge zu wissen, die darüber hinaus gehen, hüten sich Männer — bei der Durchführung ihrer Partialinteressen — das »Leben« wahrzunehmen. Es bleibt allerdings fraglich, ob eine solche Analogisierung zur Erkenntnis tauglich ist. Dies ist sozialwissenschaftlich bedeutsam. Es

handelt sich um die Frage, ob der Frauenstandpunkt unmittelbar oder auch nur in einfacher Umkehrung verallgemeinerbar ist. Christa Wolf verallgemeinert die als Frau erfahrene Wirkungsweise eines Angstgefühls auf beide Geschlechter. Sie unterstellt, daß die Hinwendung von Frauen zur Produktion von Lebens- und Kriegsmitteln in erkennender Absicht ebenso angsterzeugend ist wie die Hinwendung von Männern zur Produktion des Lebens. Für beide Geschlechter sei es das »Fremde«, das ihnen gesellschaftlich nicht auferlegte, das zur Abwehr treibe. Nicht mehr sichtbar wird so eine Über- und Unterordnung, eine Herrschaftslinie, die zur weiblichen Aneignung bestimmter Angst-Folien (Wahrheit/Erkenntnis) beiträgt. Aus dem eingriffslosen Bereich des »Lebens« auf die Produzenten von Mord-Waffen zu blicken, muß paralisieren. Umgekehrt jedoch ist der Einbezug von »Leben« für einen Wissenschaftler bestenfalls eine Arbeitsstörung und/oder ein Vergnügen. Es liegt eine verkehrende Unterstellung darin, daß im Leben selbst schon »Heilungskräfte« für kriegerische Perversionen existierten; aber das »normale Leben« ist dem Krieg nur beigelegt und nicht selbst schon Sinn unter unseren Verhältnissen. Die Hoffnung, daß die Einsicht in das Leben ihm selbst dienlich sei, entnennt den Skandal, daß die »Produktion des Lebens« der Produktion von Lebensmitteln, aber auch der von Kriegsmitteln untergeordnet ist und die Unterordnung in den sinnstiftenden (individuellen) Hierarchien reproduziert wird. Dies gilt ebenso noch in den gesellschaftlichen Verhältnissen, in denen C. Wolf lebt.⁷

Es ist der Standpunkt von Frauen, von dem C. Wolf aus die machtlose Einsicht formuliert, daß die Wahrheit, das Erkennen dessen, was Angst und nicht Handlungsfähigkeit erzeugt, bedrohlich ist. Und dies auch, weil es die Einsicht in die Abwesenheit eigener Macht ist und die Erkenntnis der Abhängigkeit von fremden Mächten. Abstrakter gesprochen verhindert das Verhältnis zum Männlichen als Selbstbezug die Einsicht in die eigene Unterdrückung. C. Wolf »würde von dem Bereich unserer Seele, unserer Wahrnehmung sprechen, der für uns dunkel bleibe, weil es zu schmerzhaft wäre, ihn anzusehen« (103).

Ein Teil dieser Dunkelheit ist einem bestimmten Vergesellschaftungsmechanismus geschuldet, der uns das, was uns unterwirft, nicht sehen läßt, weil die Geschlechterverhältnisse die fehlende individuelle Selbstbestimmung z.B. als fehlenden Schutz der Frauen durch Männer artikulieren. Die Analyse des Falles Tschernobyl ist für diese Zuspitzung nicht geeignet, weil Tschernobyl für ein »zu spät« steht. Christa Wolf ahnt mehr, als daß sie konkret formulierte, daß die Haltung der Frauen, etwas nicht wissen zu wollen — eingeübt durch die Geschlechterverhältnisse —, kombiniert ist mit der tatsächlichen Vorenthaltung von Wissen im Bereich der Produktion des Lebens, in dem sie vorwiegend zuhause sind. Es ist, als reproduzierte sich der unmittelbar in den Geschlechterverhältnissen aufgefundene Mechanismus in den Produktionsverhältnissen: die Produktion des Lebens wird vom Wissen über die Todesarten und Bedrohungen geschützt. C. Wolf zieht den Schluß, daß nur noch die Katastrophe möglich sein wird. Dies ist dem Frauenstandpunkt geschuldet, der sich nicht als solcher zu erkennen gab, sondern als allgemeine Erklärung für das Funktionieren von Produktionsverhältnissen fungierte. Der Standpunkt des Lebens muß aber nicht zwangsläufig aus der Unterworfenheit artikuliert werden. Von ihm aus kann Wissen, Erkenntnis

und Veränderung so gesprochen und gehandelt werden, daß eine menschliche Gesellschaft als Ganze in den Horizont gerät. Dafür aber müssen Frauen aus dem Status von Unterworfenen zu dem von Mitgestalterinnen des gesellschaftlichen Lebens werden.

In dieser Weise scheint uns, daß die Verknüpfung von Angsterfahrung in den Geschlechterverhältnissen mit den Produktionsverhältnissen trotz des Rückgriffs auf eine Autorin, die aus etwas anderen Produktionsverhältnissen schreibt, in Umrissen erkennbar wird. Obwohl uns die Verallgemeinerung des Frauenstandpunkts in der von C. Wolf geübten Weise problematisch ist, scheint uns der Verweis auf den Trennungszusammenhang von Produktion und Reproduktion wichtig zu sein. Der Schutz vor Erkenntnis hält dabei nicht nur den untergeordneten Bereich der Reproduktion des Lebens in Abhängigkeit. Die Rücksicht auf das Leben ist gleichsam verbraucht, indem es aus gesellschaftlich dominanten Geschäften herausgehalten wird. Wenn solche Ohnmacht für die Frauen Angst bedeutet, ist doch noch ganz offen, welche Emotionen aus den Bereichen entfremdeter Macht für die Männer kommen. Die Befreiung der Frauen aus ihrer Angst jedoch setzt auf jeden Fall ihre Arbeit an einer Neuordnung von Gesellschaft voraus. Das ist zwar einerseits entmutigend groß und umfangreich als Aufgabe, andererseits zwingt es uns, die Ängste von Frauen nicht als neurotische uns selbst in die Schuhe zu schieben, sondern die Überlebensnotwendigkeit der Befreiung auch als Stärkung zu begreifen.

Anmerkungen

- 1 Vgl. u.a. Becker-Schmidt, Regina und Gudrun-Axeli Knapp, 1987: Geschlechtertrennung — Geschlechterdifferenz. Bonn; Gudrun-Axeli Knapp, 1989: Zur Mikropolis von Technikdistanz. In: Das Argument 175; Ursula Beer, 1987: Objektivität und Parteilichkeit — ein Widerspruch in feministischer Forschung? In: Dieselbe (Hrsg.): Klasse Geschlecht. Bielefeld.
- 2 Vgl. u.a. Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, II, 1984.
- 3 Vgl. dazu Dorothy Smith in ihrem Beitrag zur Vernunftkritik in: Elisabeth List und Herlinde Studer (Hrsg.), 1989: Denkverhältnisse. Frankfurt/M.
- 4 Vgl. dazu Frigga Haug, 1983: Die Moral ist zweigeschlechtlich wie der Mensch. In: Das Argument 141.
- 5 Die Kritik und Weiterentwicklung vorhandener Angst-Theorien sowie Vorschläge für eine feministische Angststheorie werden wir in »Frauenformen 6« (ersch. 1990) vorlegen.
- 6 Vgl. u.a. die Einleitung zu Prinzip Hoffnung.
- 7 Siehe dazu den Beitrag von Irene Dölling in diesem Heft.

Irene Dölling

Marxismus und Frauenfrage in der DDR

Bemerkungen zu einer notwendigen Debatte

Es gibt derzeit in der DDR keine Debatten über Marxismus und »Frauenfrage«, vergleichbar etwa derjenigen, die seit Jahren im *Argument* geführt wird. Die »Frauenfrage« ist in den Wissenschaften, im Unterschied zur Literatur, immer noch ein mehr randständiges Thema. Es ist ein Problem für einige SpezialistInnen, das im breiten Strom philosophisch-weltanschaulicher und einzelwissenschaftlicher Denkanstrengungen zu globalen Fragen wie Frieden, Verhältnis Mensch – Natur, technische Revolution, zu Sozialismustheorie und notwendiger Umgestaltung im allgemeinen wie einzelner Bereiche der sozialistischen Gesellschaft eine marginale Rolle spielt. Diese weitgehend theoretische Abstinenz ist weder der Beleg dafür, daß die »Frauenfrage« in der DDR gelöst, die soziale und kulturelle Situation der Frauen weitgehend problemlos sei, noch dafür, daß kein Bedarf an einer (Neu-)Bestimmung des Platzes der »Frauenfrage« im marxistischen Denken vorhanden sei. Im Gegenteil: In den letzten vierzig Jahren haben sich für die Frauen in der DDR einige ihrer Lebensbedingungen gründlich verändert: Sie sind gleichberechtigt, Berufstätigkeit ist ein fester Bestandteil ihrer Lebensplanung (gegenwärtig sind 91,4 % aller arbeitsfähigen Frauen berufstätig), Mädchen haben die gleiche (mindestens zehnklassige) Schulbildung wie Jungen, sie durchlaufen wie diese eine Berufsausbildung und zumindest in den Altersgruppen bis vierzig gibt es keine geschlechtsspezifischen Unterschiede der beruflichen (Erst-)Qualifikation mehr. Frauen können über die Anzahl ihrer Kinder, den Zeitpunkt der Geburt bzw. über den Abbruch einer Schwangerschaft selbst bestimmen, sie können bei Sicherheit des Arbeitsplatzes ein bezahltes »Babyjahr« nehmen (ab dem dritten Kind beträgt es 18 Monate) bzw. es auch mit den Vätern teilen. Es gibt ein ausgebautes, billiges Netz von Einrichtungen zur Kinderbetreuung während der Arbeitszeit, und es gibt weitere sozialpolitische Maßnahmen, die den Frauen die Vereinbarkeit von Beruf und Mutterschaft erleichtern sollen. Diese veränderten Lebensbedingungen haben auch zu Wandlungen in den Verhaltensstrukturen, im Selbstverständnis und in den Ansprüchen von Frauen geführt, die — unter anderem — ihre Sensibilität für die individuellen und familiären Folgen der »Doppelbelastung«¹, für die »Ungerechtigkeit« realer Benachteiligungen, für die Fortexistenz patriarchalisch geprägter Geschlechterstereotypen erhöht haben. Längst hat sich praktisch erwiesen, daß der massenhafte Einstieg von Frauen in die Berufsarbeit zwar ein wichtiger Schritt ist, aber nicht die Lösung der »Frauenfrage« bedeutet, daß Emanzipation (nicht nur der Frauen, sondern beider Geschlechter) viel mehr meint — und voraussetzt. Auf der Grundlage bisher erreichter Veränderungen in den Lebensbedingungen und Verhaltensweisen von Frauen (und Männern), vor dem Hintergrund der Wandlungen in allen Bereichen der Volkswirtschaft durch den Einzug moderner Technologien einerseits, stärkerer sozialer Differenzierung andererseits ist die »Frauenfrage« neu zu stellen. Meines Erachtens heißt das unbedingt, sie als

immanenten Bestandteil einer Sozialismustheorie zu begreifen, wie sie im Zuge der und im Vorgriff auf die praktischen Umgestaltungen zu entwickeln ist, die historisch in allen sozialistischen Ländern auf der Tagesordnung stehen und begonnen haben.² Eine erneute Verständigung über die Ziele des Sozialismus, über die Kriterien, an denen sozialer und kultureller Fortschritt gemessen werden, über die Werte, an denen die Qualität menschlichen Zusammenlebens bemessen wird, muß notwendig auch eine Verständigung über die »Frauenfrage« sein. Zugespitzt formuliert: Denkmodelle von Reformen und Umgestaltungen des Sozialismus, die stillschweigend, unreflektiert die tradierte soziale Rangfolge der Geschlechter (praktisch und ideell) perpetuieren, sind nicht auf der Höhe der Zeit. Sie bergen nicht »nur« die Gefahr, die Ungerechtigkeit realer Benachteiligungen des weiblichen Geschlechts herunterzuspielen, ihre Überwindung als nachgeordneten Schritt, als »Nachbesserung« der »eigentlichen« Entwicklungen zu verstehen bzw. Lösungsschritte nur im Rahmen tradierter Geschlechtervorstellungen zu finden (also gerade nicht »neu« zu denken). Theoretische Modelle des Sozialismus, die patriarchalische kulturelle Denk-, Wahrnehmungs- und Wertungsmuster einer »natürlichen« Geschlechterhierarchie nicht in Frage stellen, enthalten — implizit — auch die Möglichkeit, das Festsetzen anderer Formen sozialer Macht bzw. Herrschaft als »natürlich« zu denken. Aber auch ein verändertes Verhältnis zur äußeren wie zur eignen (menschlichen) Natur setzt eine kritische Auseinandersetzung mit tradierten Geschlechterstereotypen und -praktiken voraus: Die Gleichsetzungen von Natur = weiblich = zweitrangig = passiv = beherrschbar, die als kulturelle Muster gang und gäbe sind und unter anderem in den sexuellen Praktiken bis heute — bestenfalls modifiziert — auch körperlich »eingeebnet«, »einverleibt« werden, bewirken einen bestimmten Zusammenhang zwischen dem Verhalten zur Natur und zum weiblichen Geschlecht. Ohne einen anderen, nicht-patriarchalischen Blick von Frauen und Männern aufeinander, ist auch ein anderer Blick auf die Natur und ein entsprechend verändertes gesellschaftliches wie individuelles Verhalten zu ihr nicht möglich. Am Ende des 20. Jahrhunderts sind die Bewältigung von Menschheitsproblemen und die Gestaltung individueller Beziehungen *direkt* miteinander verknüpft (auch wenn praktisch diese Zusammenhänge immer vermittelter werden).

Natürlich kann ich in diesem Artikel nicht annähernd auf die hier skizzierten Prozesse und damit verbundenen Herausforderungen an marxistisches Denken eingehen. Ich möchte vielmehr vor ihrem Hintergrund einige Entwicklungen, die gegenwärtig die soziale und kulturelle Situation von Frauen in der DDR prägen, daraufhin befragen, welchen »Niederschlag« Geschlechterverhältnisse in den Wissenschaften bisher gefunden haben und *vor allem*, zu welchen theoretischen Aufgaben- und Problemstellungen diese Entwicklungen geradezu drängen. Ich unternehme diese »Befragung« aus kulturwissenschaftlicher Sicht, werde aber aktuelle Anforderungen an marxistische Theorie benennen, die umfassender sind als das, was dabei Kulturwissenschaft zu leisten imstande wäre. Dabei wird es auch um Probleme gehen, die in der feministischen Diskussion etwa in der Bundesrepublik schon seit einigen Jahren eine Rolle spielen. Daß sie »nun auch« in der DDR stärkere Aufmerksamkeit erfahren, würde ich nicht einfach als Nachholen oder »Hinterherhinken« bewerten. Es sind — zum Teil zumindest —

ganz andere Verhältnisse, Bedingungen und Erfahrungen, deren innere Dynamik und Widersprüchlichkeit zu einem bestimmten Zeitpunkt ihre theoretische Bearbeitung herausfordern.

Die Notwendigkeit einer Theorie gesellschaftlicher Reproduktion

Die Vorstellung, daß »die Befreiung der Frau zur ersten Vorbedingung ... die Wiedereinführung des ganzen weiblichen Geschlechts in die öffentliche Industrie (hat)«³, gehört zum »Erbe« marxistischen Denkens und der Arbeiterbewegung, das in der DDR seit ihrer Existenz das politische Programm mitbestimmt hat. Die frühe und massenhafte Einbeziehung der Frauen in die Berufstätigkeit hat ihre Ursachen nicht allein in dem aus besonderen Bedingungen resultierenden Mangel an Arbeitskräften. Dieser war allerdings ein zwingender Faktor dafür, die aus traditionellen Sozialismusvorstellungen folgende Proklamierung politischer und rechtlicher Gleichstellung der Frauen zu »untermauern« durch eine praktische Politik, die auf die Schaffung von Bedingungen gerichtet war, durch die für Frauen im allgemeinen Berufsarbeit überhaupt nur möglich ist. Die Auslagerung von einigen notwendigen Arbeiten für die individuelle Reproduktion aus dem Haushalt (Betriebsessen, Schülerspeisung, Babyfertignahrung), der Auf- und Ausbau eines Netzes zur Kinderbetreuung⁴, die sozialpolitischen Maßnahmen für Schwangere und Mütter sind heute bereits »selbstverständliche« Ergebnisse, die — bei allem Für und Wider im Konkreten — zu den Errungenschaften dieser Gesellschaft gehören. Dazu zählt auch, daß eine Berufsausbildung für Mädchen in gleicher Weise wie für Jungen zu den Normalitäten ihres Lebenslaufes gehört.⁵ Frauen in beinahe allen Bereichen der gesellschaftlichen Produktion, Frauen in qualifizierten, verantwortlichen, leitenden Tätigkeiten sind längst keine Seltenheit mehr (wenn auch keineswegs auf allen Ebenen der beruflichen und politischen Hierarchien). Als unentbehrliche Arbeitskräfte in ihren Leistungen geschätzt, haben sie als Berufstätige eine gesellschaftliche Aufwertung und Anerkennung erfahren, die in gewisser Weise (und im Konkreten in sehr widersprüchlichen Erscheinungsformen) »quer« steht zu tradierten Geschlechternormen und geschlechtsspezifischen Arbeitsteilungen. Zugleich hat sich sehr deutlich gezeigt, daß diese »erste Vorbedingung« selbst schon mit qualitativen Veränderungen in der Struktur der gesellschaftlichen Gesamtarbeit, in den materiellen Lebensbedingungen und den kulturellen Formen verbunden sein muß, wenn ihre befreienden Wirkungen zum Tragen kommen sollen. Das hat auch Engels bereits gewußt: Er schließt seine eingangs angeführte Bemerkung von der notwendigen Wiedereinführung der Frauen in die öffentliche Industrie ab mit dem Hinweis, »daß dies wieder ... die Beseitigung der Eigenschaft der Einzelfamilie als wirtschaftlicher Einheit der Gesellschaft (erfordert)«.⁶ In der bisherigen Entwicklung des realen Sozialismus ist genau diese *Voraussetzung der »ersten Vorbedingung«* bislang nur in allerersten Anfängen gegeben. Ich kann hier nicht auf die ökonomischen, politischen, kulturellen Ursachen dafür eingehen, sondern muß mich für die weiteren Überlegungen mit dem Konstatieren dieses Faktus begnügen: Individuelle Reproduktion findet in der DDR auch heute noch zu einem wesentlichen Teil in der Privatform »Familie« statt, sie wird

überwiegend von Frauen unbezahlt, unsichtbar geleistet. Beim gegebenen Niveau der materiell-technischen Basis, der ihm korrespondierenden Gestalt der (ökonomischen) Produktionsverhältnisse und der politischen Strukturen wird die Entwicklung einer leistungsfähigen Wirtschaft, die die Befriedigung von Bedürfnissen aller Gesellschaftsmitglieder sichern soll, nicht zuletzt dadurch gesichert, daß bestimmte Tätigkeiten zur »Produktion des Lebens« nicht bzw. nur ansatzweise vergesellschaftet werden und in der privaten Verantwortung der einzelnen bleiben. Das hat für Frauen weitreichende Konsequenzen, die sich in spezifischen Entwicklungswidersprüchen äußern⁷ und die, verallgemeinert, auf die Formel gebracht werden können: Frauen sind wie eh und je verantwortlich für die individuelle Reproduktion in der Familie, und dies begünstigt auch eine spezifische Arbeitsteilung in der gesellschaftlichen Produktion.⁸ Lebenslange, qualifizierte Berufsarbeit bedeutet unter diesen Umständen für Frauen keineswegs das gleiche wie für Männer, der Stellenwert der Berufsarbeit für ihr Selbstverständnis ist ein anderer, sie »verarbeiten« die Erfahrungen des permanenten Wechsels zwischen Tätigkeiten mit zum Teil gegensätzlichen, sich wechselseitig ausschließenden Anforderungen mittels anderer Wahrnehmungs-, Denk- und Deutungsmuster als Männer. Und damit nehmen Frauen auch — formal zugängliche — Handlungs- und Entscheidungsräume anders wahr und an. Nun ist die »doppelte Belastung« der Frauen als soziales Problem durchaus bewußt und ein unübersehbarer Faktor in der Politik — die sozialpolitischen Maßnahmen, der Pläne zur »Frauenförderung« etwa, sind Ausdruck dafür. Zugleich liegt den politischen Äußerungen und Maßnahmen bislang die Trennung von Berufsarbeit und individueller Reproduktionsarbeit samt den geschlechtlichen Zuweisungen von Tätigkeiten und Wertungen weitgehend »selbstverständlich« zugrunde. Dem korrespondiert im öffentlichen und veröffentlichten Bewußtsein sowie in wissenschaftlichen Arbeiten zweierlei in auffälliger Weise: Zum einen wird Hausarbeit fast völlig aus der Wahrnehmung und der theoretischen Darstellung von Wirklichkeit ausgeblendet; zum zweiten werden — wenn schon von Haushalt, Hausarbeit die Rede ist — die Subjekte zum Verschwinden gebracht und der Arbeitscharakter dieser Tätigkeiten in den Hintergrund der Wahrnehmung gedrängt. An einigen zufälligen Beispielen sei dies verdeutlicht.

— Obwohl Millionen Frauen tagtäglich den übergroßen Anteil der Hausarbeit leisten, sind sie im öffentlichen Verständnis Berufstätige, Mütter, aber keine Hausfrauen. Im veröffentlichten Frauenbild kommt der Typus Hausfrau nicht vor. Hausarbeiten sind zum Beispiel auch nicht bildwürdig. So hat in einem von mir geleiteten Projekt zu aktuellen Frauen- und Männerbildern die Auszählung aller 1986 in zwei illustrierten Zeitschriften veröffentlichten Fotos ergeben, daß von den rund 5.400 Fotos nur vierzehn Frauen und/oder Männer bei Hausarbeiten wie Kochen, Aufräumen, Fensterputzen, Einkaufen, Abwaschen zeigten.⁹ Das heißt, aus der bildhaft-anschaulichen Ebene der Wahrnehmung wird dieser Bereich von täglich zu leistender Arbeit ausgeblendet und der reale Anteil von Frauen daran durch die fast die Hälfte ausmachenden Fotos von hausarbeitenden Männern noch einmal verkleinert.

— Verschärft durch Engpässe und Mängel in der Versorgung mit Konsumgütern, werden in den DDR-Haushalten relativ viele — vor allem von Frauen

geleistete — private Arbeiten zur Selbstversorgung erbracht.¹⁰ In der 1987 erschienenen »Kleinen Enzyklopädie — Die Frau« wird unter dem Stichwort »Der Haushalt« dazu folgendes mitgeteilt: »1980 wurden in den Haushalten der DDR 110 Kilotonnen Gemüse konserviert, mehr als ein Drittel des Gesamtverbrauchs an Gemüsekonserven. Hinzu kamen 265 Kilotonnen Obst, nahezu das Dreifache, was der Handel der Bevölkerung an Obstkonserven verkaufte. Selbstgefüllte (!) Gläser im Vorratsregal ersparen Einkaufszeit und Wirtschaftsgeld sowie der Volkswirtschaft die entsprechend von der Lebensmittelindustrie zu erbringende Leistung oder Importe.«¹¹ Neben der Verkehrung der Zweck-Mittel-Relation — als ob Menschen »die Wirtschaft« entlasten müßten — tritt hier auch nirgends das Subjekt zutage, das die Gläser füllt. Und schon gar nicht ist von der Form die Rede, in der diese Tätigkeit realisiert wird und durch die sie bestimmt ist. Statt dessen heißt es, daß »der eigene Haushalt ... Selbständigkeit und persönlichen Freiraum (bedeutet)«, was »wichtig für Menschen jeden Alters« sei.

— Aber auch in »streng« wissenschaftlichen Arbeiten ist diese Art von Unreflektiertheit, von Verbiegen und Verleugnen von Realität keine Seltenheit. In den allermeisten Arbeiten ist, wenn es um die eigenverantwortliche Reproduktion der Arbeitenden (»des Arbeiters«, »des Produzenten«, »der Werktätigen«) geht, kaum von den dafür notwendigen Tätigkeiten und noch weniger von den Subjekten die Rede, die diese Tätigkeiten verrichten. So fehlt im 1987 erschienenen »Lexikon der Sozialpolitik«¹² das Stichwort »Hausarbeit«, dafür findet sich unter »Familienhaushalt« der Hinweis, daß dieser die ökonomische Funktion zur physischen und psychischen Reproduktion der Familienmitglieder habe und die Führung des Haushaltes entsprechend dem Prinzip der Gleichberechtigung beiden Ehepartnern obliege. Ebenso gibt es beim Stichwort »Reproduktion der Arbeitskraft« (ein allgemeines Stichwort »Reproduktion« fehlt) weder einen Hinweis darauf, wer denn die »Wiederherstellung, Erneuerung und Weiterentwicklung der physischen und psychischen Leistungsvoraussetzungen des (!) arbeitenden Menschen« praktisch leistet, noch darauf, daß dies unbezahlt in privater Form geschieht. Auch in einer Vielzahl von kulturwissenschaftlichen Arbeiten werden zum Beispiel die Aussagen über aktuelle und perspektivische Tendenzen in der Lebensweise, in den Verhaltensweisen »der« Individuen in einer »neutralen« Art getroffen. So ist etwa im Zusammenhang mit den neuen Technologien von wachsender Mobilität und Flexibilität, von größerer Verantwortung und notwendiger kontinuierlicher Weiterbildung auch in der Freizeit die Rede, ohne daß diese Anforderungen an »den« oder »die« Produzenten auch nur andeutungsweise zu der ausgeprägten geschlechtlichen Arbeitsteilung in Beziehung gesetzt, Geschlechterverhältnisse in die Analyse einbezogen würden. Für wen diese veränderten Anforderungen möglicherweise größere Handlungs- und Entscheidungsräume, erweiterte Chancen individueller Entwicklung eröffnen (können), auf wessen Kosten dies vielleicht geschieht, angesichts der Tatsache, daß nach wie vor, und auf absehbare Zeit unverändert, ein beträchtlicher Teil der Arbeiten zur individuellen Reproduktion unsichtbar und unentgeltlich in der Privatform »Familie« geleistet werden muß, — diese Fragen haben in sozial- und kulturwissenschaftlichen Arbeiten bislang keinen selbstverständlichen Platz.

Die Weiterentwicklung der marxistischen Theorie ist in der DDR-Wissenschaft wesentlich mit der Erarbeitung des Sozialismuskonzepts verknüpft. Es waren bisher immer praktische Erfahrungen und sich abzeichnende Widersprüche bei der Gestaltung der sozialistischen Gesellschaft (im internationalen Kontext), die entscheidende Anstöße dafür gaben, neue wissenschaftliche Fragestellungen zu formulieren, Zusammenhänge komplexer und vielschichtiger zu sehen, die theoretisch-methodischen Voraussetzungen ihrer Analyse zu qualifizieren und politisch-weltanschauliche Wertungen zu differenzieren (ich denke z.B. an die Entwicklung der Lebensweiseforschung, an das differenzierte Erbe- und Geschichtsverständnis). Das Konstatieren eines wissenschaftlichen Defizits angesichts dringlicher praktischer Probleme stand und steht dabei meist »am Anfang«. Das trifft in mehrfacher Hinsicht auch auf die »Frauenfrage« zu. So machen etwa die angeführten Beispiele das Fehlen einer umfassenden Reproduktionstheorie anschaulich. Das heißt einer Theorie, die die Verhältnisse der materiellen Produktion zu denen der »Produktion des Lebens« (der Reproduktion als Gattung wie der Individuen als gesellschaftlicher Wesen in den verschiedenen — politischen, sozialen, mentalen, physischen, sexuellen — Dimensionen in ihren inneren Zusammenhängen und jeweiligen Eigentümlichkeiten konkret für den realen Sozialismus abbildet. Entsprechend unentwickelt ist auch die Analyse von Formen, in denen diese verschiedenen Re-Produktionsverhältnisse jeweils realisiert, praktisch gelebt werden. Diese theoretischen Defizite haben Folgen verschiedenster Art: Sie führen zum Beispiel dazu, (entwickelte oder behinderte) individuelle Handlungsfähigkeiten eindimensional auf ihre Funktionalität in der gesellschaftlichen Produktion zu reduzieren oder dazu, bestimmte Aspekte der gesellschaftlichen Reproduktionsprozesse unberücksichtigt zu lassen. Oder auch dazu, mit Begriffen zu operieren, durch die von vornherein bestimmte Zusammenhänge (etwa die geschlechtsspezifische Dimension aller Verhältnisse) als unwesentlich ausgeklammert oder nur in gang-und-gäbe-Formeln erscheinen, die dem Alltagsbewußtsein entnommen sind. Damit sind Grenzen gezogen für das Erfassen, Analysieren und Werten von Widersprüchen, die das Resultat einer seit einigen Jahrzehnten ablaufenden Entwicklung sind, der das Konzept einer rechtlichen Gleichstellung von Frauen und Männern, einer Emanzipation der Frau durch Einbeziehung in die Berufstätigkeit und eines »Ausgleichs« der Folgen einer traditionellen geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung durch sozialpolitische Maßnahmen programmatisch-orientierend zugrunde lag und liegt. Die Möglichkeiten, die in dieser Stufe der Emanzipation für Veränderungen in der Situation von Frauen liegen, sind meines Wissens in der DDR nahezu ausgeschöpft (was nicht heißt, daß nicht in diesem Rahmen bleibende konkrete Schritte und Maßnahmen auch weiterhin sinnvoll und nutzbringend sein können). Wie die nächste Stufe der Emanzipation (der Geschlechter) qualitativ zu bestimmen wäre, welches strategisch die »Knoten« wären, durch deren Lösen das heute noch ziemlich fest geknüpft Netz geschlechtlicher Arbeitsteilung Risse und Löcher¹³ bekäme — das ist nur in der Dimension der eingangs angesprochenen Wandlungen und Reformen des Sozialismus zu bestimmen. Das damit verbundene programmatische (oder auch: utopische) Moment, durch das Gegebene als veränder- und aufhebbar gedacht und die konkreten, an den vorhandenen Möglichkeiten

orientierten Schritte¹⁴ eine andere Dynamik und Richtung erhalten, ist ohne eine gesamtgesellschaftliche Reproduktionstheorie und eine konkrete Formanalyse (etwa der Privatform »Familie«) nicht zu gewinnen. Das sind vielmehr Voraussetzungen für die Erkenntnis dessen, was (warum) zu überwinden ist.

DDR-WissenschaftlerInnen können in dieser Situation nicht auf eine von Marx und Engels hinterlassene Reproduktionstheorie zurückgreifen, die — aus welchen Gründen auch immer bisher vernachlässigt — durch einen Blick in die blauen Bände (wieder-) zu entdecken und für den realen Sozialismus »zu konkretisieren« wäre. Es ist bekannt, daß ein solches Suchen vergeblich wäre und auch, daß etwa in Marx' Analysen der politischen Ökonomie des Kapitalismus Geschlechterverhältnisse nur eine beiläufige Rolle spielen. Ich halte allerdings eine daran geknüpfte Schlußfolgerung für falsch, der Marxismus wäre durch seinen angeblichen »ökonomischen Reduktionismus« grundsätzlich außerstande, Gesellschaft in ihrer Totalität, in der Gesamtheit ihrer Re-Produktionsverhältnisse in ihrer Eigentümlichkeit wie realitätskonstituierenden Mächtigkeit angemessen zu berücksichtigen. Daß in vielen Arbeiten einschichtig und linear argumentiert wird, ist kein Beweis einer der marxistischen Theorie und Methode immanenten Grenze für eine kohärente Abbildung der verschiedenen Verhältnisse der Reproduktion in ihrem formationstypischen Zusammenhang, der formationellen Bestimmtheit wie Ungleichzeitigkeit der Formen, in denen diese Verhältnisse praktisch und ideell gelebt werden, der Geschlechteranordnung, die diesen Formen strukturell »eingeschrieben« ist und die in ihren Ursachen nicht auf ökonomische Verhältnisse bzw. Klasseninteressen reduziert werden kann. In den letzten Jahren sind in der DDR Erkenntnisse publiziert worden¹⁵, die Entstehung der menschlichen Gesellschaft als Entwicklungsprodukt der Evolution, die Formationstheorie und -geschichte sowie Langzeitprozesse betreffend, die den überschauenden Blick von den archaischen Gesellschaften bis in die Gegenwart erfordern. Sie belegen anschaulich, daß die Rede vom »ökonomischen Reduktionismus« des Marxismus ein Vor-Urteil ist (das oft die genaue Kenntnisnahme ersetzt). Mit diesen Arbeiten wurden auch theoretisch-methodische Voraussetzungen geschaffen für eine differenzierte Ursachenanalyse der Entstehung des Patriarchats, für die Einbeziehung von Geschlechterverhältnissen als Kategorie in die marxistische Gesellschaftstheorie. Das heißt allerdings nicht, daß diese Möglichkeiten auch tatsächlich schon genutzt würden.

Formanalyse und Geschlechterverhältnisse

Praktische Erfahrungen bei der Gestaltung des realen Sozialismus haben auf ihre Weise die abstrakt-theoretische Einsicht bestätigt, daß in kulturellen Formen zwar nicht beliebige, aber durchaus verschiedene gesellschaftliche Verhältnisse bewegt und reproduziert werden können.¹⁶ So hat sich die Privatform »Familie« als funktional erwiesen, bei massenhafter, mehrheitlich ganztätiger Berufsarbeit von Frauen¹⁷ die unzureichende Vergesellschaftung der notwendigen Arbeiten zur individuellen Reproduktion zu kompensieren, die zerreißende Situation der »Doppelbelastung« durch die entsprechenden kulturellen Muster individuell leibar, akzeptabel zu machen. Gefördert und verdeckt durch eine Politik, die aus-

drücklich und im Interesse der Frauen auf eine Milderung und Minderung der durchaus erkannten vielfältigen *Benachteiligungen* der Frauen gerichtet ist, hat es relativ lange gedauert, bis die weitgehend ungebrochene Fortexistenz nicht nur einer geschlechtlichen Arbeitsteilung, sondern auch einer in allen Lebensbereichen wirksamen patriarchalischen Geschlechterideologie das öffentliche und wissenschaftliche Bewußtsein erreicht hat (in der Belletristik war das noch am ehesten der Fall). Daß trotz umfangreicher und international durchaus vorbildlicher Maßnahmen zur Verbesserung der ökonomischen, sozialen Situation der Frauen tradierte stereotype Muster einer Rangordnung der Geschlechter, einer Abwertung all dessen, was »weiblich« ist, nicht nur nicht verschwinden, sondern auch auf der gesellschaftlichen wie der individuellen Ebene quasi »selbstverständlich« Handlungen und Entscheidungen orientieren und »begründen«, dies hat sich, wenn auch zögernd und bisher zum Beispiel nur wenige WissenschaftlerInnen bewegend, als bedenkenswerte Erfahrung und veränderungsbedürftige Wirklichkeit herausgestellt. Die Tatsache, daß die gegenwärtig existierenden sozialen Unterschiede und Ungleichheiten¹⁸ auch und in einer *spezifischen Weise* als Unterschiede zwischen den Geschlechtern gelebt werden, daß trotz proklamierter Gleichberechtigung und — perspektivisch intendierter — sozialer Gleichheit real die Bedingungen, Handlungsräume, Hierarchien nach kulturellen Mustern einer Geschlechterrangordnung organisiert sind, die Frauen in die »zweite Reihe« verweisen, das alles zwingt förmlich dazu, die »alte« Frage nach dem Verhältnis von »Klasse und Geschlecht« bezogen auf die konkrete Situation im realen Sozialismus erneut zu stellen. Bisher fehlt weitgehend eine Bestimmung des Platzes von Geschlechterverhältnissen in der Sozialismustheorie. Die Bemühungen, patriarchalisch geprägte Geschlechtervorstellungen in ihren Ursprüngen, in ihrer aktuellen Funktionalität bei der Vermittlung von gesellschaftlichen und individuellen Reproduktionsnotwendigkeiten zu bestimmen und ihre eigentümliche, wirklichkeitskonstituierende Wirkung aufzudecken, sind kaum über Ansätze hinausgekommen. Dies beschränkt deutlich die Aussagekraft zum Beispiel kulturwissenschaftlicher, soziologischer und anderer Arbeiten. Das zeigt sich etwa in einer fehlenden Formanalyse von Lebensbereichen und -tätigkeiten, die traditionell und real immer noch weitgehend in der Verantwortung von Frauen liegen. Zum Beispiel: welche kulturellen Folgen es hat, daß ein beträchtlicher Teil der konsumtiven Produktion als unsichtbare, dominant weibliche Hausarbeit in der Privatform »Familie« verrichtet wird, wie diese Privatform mit kulturellen Bewertungen dieser häuslichen Arbeiten verknüpft ist — von »Liebesdienst« bis »niedrig«, weil vor allem auf den Körper, auf leibliche Bedürfnisse bezogen — und wie dies wiederum eine bestimmte geschlechtliche Arbeitsteilung (nicht nur in Bereichen der individuellen Reproduktion) bestätigt und rechtfertigt — all dies wird wissenschaftlich bisher so gut wie nicht diskutiert. Vorherrschend ist die Tendenz, häusliche Tätigkeiten zur individuellen Reproduktion sozusagen »formlos« zu betrachten (ebenso wie die Familie als Hort harmonischer Beziehungen und emotionaler Abgesichertheit). Zugleich sind solcherart »formlose« Vorstellungen durchaus in der Privatform befangen und gefangen: In aller Regel werden Hausarbeiten als belastend, unschöpferisch usw. bewertet, als niedere Tätigkeiten, die, nach der häufig zitierten Formulierung

von Lenin, »nichts enthalten, was die Entwicklung der Frau (!) irgendwie fördern könnte«¹⁹. Privatform und Tätigkeiten, die elementar lebensnotwendig sind, zum menschlichen Dasein gehören (und als solche in ihrer »Menschlichkeit« zu qualifizieren wären), werden so in eins gesetzt, in ihrer jetzigen Gestalt, also auch in ihren geschlechtsspezifischen Dimensionen festgeschrieben. Ähnliches ist für die kulturellen Formen, für die stereotyp gewordenen Muster und Schemata zu konstatieren, mit und in denen die Individuen — geschlechtsspezifisch differenziert — ihre in den ihnen zugänglichen sozialen Handlungsräumen gemachten Erfahrungen »verarbeiten«, deuten, ihnen einen Sinn geben. Die soziale Verortung der Frauen im Privatraum »Familie« ist durch ihre Berufarbeit bisher nur modifiziert, nicht aufgehoben worden. Das dieser sozialen und geschlechtlichen Positionierung korrespondierende Set von kulturellen Mustern, in dem die Bewertung von Tätigkeiten mit biologischen Reproduktionsfunktionen des weiblichen Körpers verknüpft sind (genauer: mit soziokulturellen Wertungen dieser Funktionen), erzeugt als »inkorporierter Habitus« (Bourdieu) eine bestimmte Sicht auf die Dinge, orientiert und strukturiert individuelle Lebensperspektiven und die Wahrnehmung veränderter Lebensbedingungen als Erweiterung oder Behinderung individueller Handlungsfähigkeit. Es gibt bisher keine wissenschaftlichen Untersuchungen darüber, welche widersprüchlichen Erfahrungen von Frauen in solchen stereotypen Formeln wie »Frauen und Technik sind Gegensätze«, »Für eine Frau ist die Familie wichtiger als der Beruf«, »Der Sinn des Lebens heißt für die Frau, Mutter zu sein« usw. zum Ausdruck und zu einer — relativen — Ruhe gebracht werden und was dies jeweils für wen bedeutet. Kaum etwas ist bekannt darüber, wie unter den gegenwärtigen Bedingungen des Aufbrechens tradierter Geschlechterverhältnisse und bei gleichzeitigen Wandlungen in den Produktivkräften und gesellschaftlichen Verhältnissen in und mittels kultureller geschlechtsspezifischer Muster der »Kampf« um die Besetzung von Handlungsfeldern und Positionen geführt und wie das — individuelle wie gesellschaftliche — Nicht-Bewußtsein dieser kulturellen Prozesse die gefundenen Lösungen um ihre utopisch-perspektivische Dimension, ihre transformierende Dynamik verkürzt. Entsprechend wenig aussagefähig sind Wissenschaften in der DDR derzeit auch hinsichtlich der konkreten Art und Weise, wie sich soziale Lage und Geschlechterhierarchie für Frauen und Männer verschiedener sozialer Gruppen verbinden, welche unterschiedlich gewichteten Differenzierungen und Gemeinsamkeiten es in den Interessen von Frauen bzw. Frauen und Männern gibt. Die (kultur-)wissenschaftliche Bestimmung von unterschiedlichen »Lebensstilen« auf einer theoretisch-methodischen Grundlage, durch die die soziale und die geschlechtliche Achse zueinander in Beziehung gesetzt werden, könnte (längerfristig) zur Fundierung einer Politik beitragen, die zunächst einmal unterschiedliche Interessen von Frauen und Männern sowie unter Frauen anerkennt und davon ausgehend auf die Aufhebung von Differenzen gerichtet ist, die Ausdruck einer strukturellen Benachteiligung von Frauen qua Geschlecht sind.

Im marxistischen Denken ein solcherart kritisches Potential zu entwickeln, die Wirklichkeit in Kategorien zu fassen, in denen etwas vom ursprünglichen griechischen Wortsinn (Widerrede, Streitgespräch, Protest) lebendig ist, hat Voraussetzungen, die innerhalb und außerhalb der Wissenschaft liegen. Dazu zählt

nicht zuletzt die Existenz von Formen, in denen die Individuen, Frauen und/oder Männer, ihre Erfahrungen öffentlich machen, miteinander vergleichen und als Interessen artikulieren können.

Anmerkungen

- 1 Dieser umgangssprachliche Terminus ist kritikbedürftig — in ihm erscheinen Lebenstätigkeiten als Last und das emanzipatorische Potential, das im Einstieg der Frauen in die Berufsarbeit steckt, wird als doppelte Last an den Rand der Wahrnehmung gedrängt.
- 2 Vgl. u.a. Alfred Kosing: Zur Dialektik der weiteren Gestaltung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, 36. Jg. (1988), H. 7.
- 3 Friedrich Engels: Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates (MEW 21, 76).
- 4 Gegenwärtig können in den Krippen 81 von 100 Kindern, in den Kindergärten und Schulhorten alle Kinder, deren Eltern dies wünschen, betreut werden. Diese Einrichtungen sind staatlich subventioniert, ihr Besuch ist kostenlos, lediglich für die Verpflegung müssen von den Eltern täglich 1,40 Mark (Krippen) bzw. 0,35 Mark (Kindergärten) dazubezahlt werden.
- 5 99 % aller Mädchen, die keinen anderen Bildungsweg beschreiten (d.h. eine Fach- oder Hochschule/Universität besuchen), erlernen einen Facharbeiterberuf.
- 6 Friedrich Engels, ebenda.
- 7 Vgl. dazu ausführlicher: Irene Dölling: Individuum und Kultur. Berlin (DDR) 1986, 5. Kapitel.
- 8 Im Bereich der gesellschaftlichen Produktion ist eine ausgeprägte Segregation feststellbar. Frauen verrichten im Durchschnitt arbeitsteilig stärker zergliederte, weniger qualifizierte Tätigkeiten, sie in erster Linie sind »angesprochen«, wenn es um »private« Lösungen geht (z.B. bei Krankheit des Kindes).
- 9 Zu beachten ist dabei, daß es in der DDR so gut wie keine Reklame gibt, also auch nicht, wie etwa in westlichen Illustrierten bzw. in der TV-Werbung der tradierte Stereotyp der Hausfrau permanent reproduziert wird.
- 10 Die Ursachen für die umfangreichen Leistungen zur Selbstversorgung dürften nicht nur in der spezifischen Mangelsituation liegen, sondern auch in länger wirkenden Traditionen. Für die Bundesrepublik wurden vor einigen Jahren ähnlich hohe (allerdings nicht direkt vergleichbare) Zahlen angegeben (vgl.: Emanzipation in der Krise? Materialien zur Lebenslage der Frauen. Hrsg. vom Arbeitskreis Frauenfrage des IMSF, Frankfurt/M. 1985, 215).
- 11 Kleine Enzyklopädie. Die Frau. VEB Bibliographisches Institut, Leipzig 1987, 282.
- 12 Zu denken wäre etwa an eine Arbeitszeitverkürzung für alle, die die Eigenverantwortung der Erwachsenen für ihre individuelle Reproduktion auf eine andere materielle Grundlage stellte, an eine Aufhebung der Trennung von Berufs- und Hausarbeit sowohl durch einen qualitativ höheren Grad der Vergesellschaftung als auch durch einen kulturellen »Wertewandel«, durch den die »Produktion der materiellen Güter« als Mittel zum Zweck der »Produktion des Lebens« (im weitesten Sinne) untergeordnet ist.
- 14 Zum Beispiel durch eine an den unterschiedlichen Bedürfnissen und Interessen von Frauen orientierte Sozialpolitik, durch deren Maßnahmen Frauen nicht als homogene Subjekte — Mütter — identisch gemacht, verschiedene Lebensmodelle von Frauen gesellschaftlich anerkannt, in ihrem Vergleich ihr Für und Wider, ihre Begrenztheit und ihr perspektivisches Potential erprobt und erfahren wird.
- 15 Ich denke etwa an die Arbeiten von Wolfgang Küttler zur Formationstheorie und von Joachim Herrmann zur Entstehung der Menschheit, der »frühen« Gesellschaften und zu Familie und Staat in vorkapitalistischen Epochen.
- 16 Vgl. Lothar Kühne: Haus und Landschaft. Aufsätze. VEB Verlag der Kunst, Dresden 1985.
- 17 Der Anteil teilzeitarbeitender Frauen an der Gesamtzahl berufstätiger Frauen beträgt ca. 30 %.
- 18 Vgl. dazu u.a. Manfred Lötsch: Soziale Strukturen als Wachstumsfaktoren und als Triebkräfte des wissenschaftlich-technischen Fortschritts. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, 30. Jg. (1982), H. 6.
- 19 W.I. Lenin: Über die Aufgaben der proletarischen Frauenbewegung in der Sowjetrepublik. (1919) In: Werke, Bd. 30, 26.

Diemut Bubeck

Marx' »Reich der Freiheit« und die Frauenarbeit*

Die Marxsche Utopie einer Gesellschaft, in der jedes Individuum sich frei entwickeln kann, ist ein sehr anziehendes und einflußreiches Bild in politischer Theorie und in politischen Bewegungen. Auch Feministinnen fanden und finden Aspekte dieses Bildes attraktiv, wie z.B. die Aufhebung von Ausbeutung und Unterdrückung und die Verwirklichung einer Gesellschaft freier, gleicher und gleichberechtigt zusammenarbeitender Menschen. Ich werde aufzuzeigen versuchen, daß diese Utopie von Feministinnen nicht ohne weiteres beansprucht werden kann, da sie den spezifischen Problemen nicht gerecht wird, mit denen Frauen bei der Verwirklichung dieser Utopie konfrontiert sind. Der Marxsche Begriff von Überfluß — der die einzig mögliche Lösung für das Problem der notwendigen Arbeit darstellt (Abschnitt I) — birgt gravierende Probleme in sich (Abschnitt II). Die Betrachtung der Frauenarbeit macht dies überdeutlich (Abschnitt III). Marx' alternative und realistischere Konzeption der möglichen Rolle notwendiger Arbeit erlaubt uns jedoch, Bedingungen für die gesellschaftliche Verteilung der Arbeit in der kommunistischen Utopie zu formulieren (Abschnitt IV), und seine Dialektik der Arbeit führt zu einer weiteren Grundbedingung für die Verwirklichung der Freiheit für Männer *und* Frauen (Abschnitt V).

I

Das Problem der notwendigen Arbeit ergibt sich aus der Verknüpfung zweier Thesen über Freiheit, der *gesellschaftlichen These* und der *metaphysischen These*, die Marx beide vertritt.

Die gesellschaftliche These bezieht sich auf die Marxsche Beschreibung der Freiheit in der kommunistischen Gesellschaft, in der »die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist« (KM, 45). Es mag so aussehen, als ob dies der einfacheren Beschreibung nichts weiter hinzufügt, derzufolge Kommunismus eine Gesellschaft ist, in der Menschen frei sind, sich zu verwirklichen. Aus dem Kontext dieses Zitats ergibt sich aber, daß Marx hier eine stärkerer These vertritt. In den zwei vorhergehenden Abschnitten geht er auf die Klassengegensätze im Kapitalismus ein und betont, daß Freiheit dort nur Freiheit für die Bourgeoisie bedeutet, die Arbeiter zu beherrschen und auszubeuten. Das Zitat selbst befindet sich im letzten Paragraphen des zweiten Abschnitts als eine explizite Gegenüberstellung der kommunistischen »Assoziation« und der »alten bürgerlichen Gesellschaft mit ihren Klassen und Klassengegensätzen«, an deren Stelle die kommunistische Assoziation treten wird (KM, 45). Hier wird der irreduzibel gesellschaftliche Aspekt der Freiheit klar, die im Kommunismus verwirklicht ist: freie Entwicklung und Selbstverwirklichung bestehen für *alle*, anstatt für einige auf Kosten anderer, wie in Klassengesellschaften.

* Redaktionell gekürzt.

Freiheit hat für Marx jedoch nicht nur gesellschaftliche und politische Bedeutung, sondern sie hat auch eine metaphysische Dimension, die er im *Kapital* (Bd. 3) erläutert:

»Das Reich der Freiheit beginnt in der Tat erst da, wo das Arbeiten, das durch Not und äußere Zweckmäßigkeit bestimmt ist, aufhört.« (MEW 25, 828)

Nur »jenseits der Sphäre der eigentlichen materiellen Produktion« (ebd., 828), jenseits des »Reichs der Notwendigkeit« (ebd., 828), »beginnt die menschliche Kraftentwicklung, die sich als Selbstzweck gilt, das wahre Reich der Freiheit« (ebd., 828). Demzufolge ist die Ausübung wahrer Freiheit nur möglich in Tätigkeiten, die *nicht notwendig* sind. Das Marxsche Argument für diese These, obwohl nirgendwo explizit aufzufinden, kann folgendermaßen rekonstruiert werden:

- A) Freiheit besteht in der Abwesenheit von Zwang.
- B) Daher bin ich nicht frei, wenn ich etwas *tun muß*.
- C) Notwendige Arbeit besteht aus all der Arbeit, die Menschen tun müssen, um zu überleben.

D) Daher sind Menschen nicht frei, wenn sie notwendige Arbeit¹ tun.

Die metaphysische These, die die Schlußfolgerung dieses Arguments darstellt, unterscheidet also zwei Arten von Tätigkeiten oder Arbeit. Freie Tätigkeiten — das »Reich der Freiheit« — sind die, die Menschen tun, nicht weil sie müssen, sondern weil sie wollen. Unfreie Tätigkeiten — das »Reich der Notwendigkeit« — hingegen sind die, die Menschen tun müssen, um zu überleben. (Die Kategorie der »unfreien Tätigkeiten« umfaßt natürlich mehr als die oben erwähnte notwendige Arbeit, da sie sich auch auf all die Tätigkeiten bezieht, die Menschen tun, weil sie von anderen oder durch gesellschaftliche Umstände dazu gezwungen werden.)

Die beiden Thesen sind unabhängig voneinander. Aus der metaphysischen These folgen keine spezifischen Bedingungen für die Art der Gesellschaft, in der Menschen metaphysisch frei sind. In der Tat folgt aus ihr, daß Mitglieder der nichtarbeitenden Klassen in Klassengesellschaften *im metaphysischen Sinn* frei sind, gerade weil fast alle notwendige Arbeit in solchen Gesellschaften von den unterdrückten Klassen für *alle* Klassen geleistet wird. Wenn aber die metaphysische These mit der gesellschaftlichen These kombiniert wird, ergeben sich weitere Folgerungen für die Freiheit im Kommunismus. Menschen sind dann nur in dem Ausmaß frei, in dem sie keine notwendige Arbeit leisten müssen *und* in dem diese Freiheit für alle Menschen gleichermaßen zutrifft. Freiheit, die beide Bedingungen zugleich erfüllt, kann also nur verwirklicht werden in einer Gesellschaft, in der *niemand* notwendige Arbeit leisten muß. Nur eine Gesellschaft völligen Überflusses kann daher beide Bedingungen erfüllen, da nur hier alle Menschen zugleich von der Last notwendiger Arbeit befreit werden können. Eine solche Gesellschaft ist, in der Tat, in der Marxschen Utopie der kommunistischen Gesellschaft gegeben. Das Problem, das aus der Konjunktion der zwei Thesen resultiert, ist jedoch, ob eine Gesellschaft, die beide Bedingungen erfüllen kann, überhaupt möglich ist. Wird notwendige Arbeit im Kommunismus mit der Zeit völlig verschwinden und so Freiheit im geforderten Sinne ermöglichen oder wird sie fortbestehen? Wenn letzteres zutrifft, wie kann mit notwendiger

Arbeit so umgegangen werden, daß die ideale Lösung der völligen Freiheit von notwendiger Arbeit wenigstens annähernd verwirklicht werden kann? Marx gab mehrere Antworten auf diese Fragen.

II

Ob Überfluß als Lösung akzeptiert werden kann, hängt von der Glaubwürdigkeit und Richtigkeit der Marxschen Vorhersagen über die Entwicklung der Produktion im Kommunismus ab. Die Erklärungen, die in Unterstützung der Behauptung der Möglichkeit von Überfluß angeführt werden können, beziehen sich auf die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Merkmale kommunistischer Produktion. Infolge der Vergesellschaftung der Produktionsmittel, so Marx, werden sich die Produktivkräfte schneller entwickeln und stärker anwachsen als unter kapitalistischen Produktionsverhältnissen. Also können zunehmende Mengen von Waren mit abnehmendem Arbeitsaufwand produziert werden. Marx zufolge tragen zwei Faktoren hauptsächlich zu diesem Produktivitätsanstieg bei. Erstens stellt die zunehmende Automatisierung der Produktion ein grundlegendes Mittel zu Produktivitätssteigerung und zur Reduzierung der gesellschaftlichen Gesamtarbeitslast dar. Zweitens werden die im Kapitalismus endemische Warenüberproduktion und Rohstoffverschwendung aufhören, da die »assozierten Produzenten« jetzt »ihren Stoffwechsel mit der Natur rationell regeln« (MEW 25, 828).

Machen diese Vorhersagen Überfluß wahrscheinlich? Mehr und gründlichere Argumente wären nötig, um ihre Richtigkeit aufzuzeigen, und außerdem sind sie schon allein auf Grund der Erfahrungen mit der kapitalistischen Wirtschaft des industrialisierten Westens und der Planwirtschaft im »realexistierenden Sozialismus« zweifelhaft. Ich werde aber auf die Diskussion der ökonomischen Argumente hier nicht eingehen, sondern andere Punkte ansprechen, die sich unabhängig davon ergeben und die die zuversichtliche Vorhersage von Überfluß gleichermaßen in Frage stellen.

Erstens ist die Verfügbarkeit unbegrenzter Ressourcen für immer weiter sich ausdehnende Produktionsleistungen eine Grundbedingung der Möglichkeit von Überfluß. Wir wissen aber, daß sowohl fossile Energie als auch Rohstoffe auf unserem Planeten begrenzt sind.

Zweitens muß in Betracht gezogen werden, *für wen* Überfluß vorhergesagt wird. Ob Überfluß erreicht ist, hängt für jedes Produktivitätsniveau davon ab, an wieviele Menschen die produzierten Güter verteilt werden. So mag ein gegebenes Produktivitätsniveau Überfluß für eine kleine Anzahl von Menschen schaffen, während die übergroße Zahl aller anderen mehr oder weniger schlecht überlebt (wie in allen Klassengesellschaften). Bei gleichmäßigerer Verteilung der Produkte könnte dasselbe Niveau aber auch alle mit bescheidenem Komfort ausstatten. Solche Überlegungen weisen auf die Frage des *Umfangs des Überflusses* und der Gültigkeit von Grenzen für die Güterverteilung hin. Marx akzeptierte keine Verteilungsgrenzen innerhalb einer Gesellschaft: er hätte sicher nicht zugestimmt, daß Überfluß für die herrschenden Klassen auf Kosten der Arbeiterklasse ein gültiges Beispiel für Überfluß ist, obwohl er gleichzeitig überzeugt war, daß eine solche Begrenzung historisch notwendig ist, bevor Überfluß für alle erreicht werden kann (vgl. Cohen 1978, 205).

Stellen also bestehende Nationen oder Gesellschaften akzeptierbare Verteilungsgrenzen für Überfluß bereit? Während Argumente für nationale Grenzen von den sogenannten »Kommunitaristen« vorgebracht wurden (vgl. Walzer 1983, 28-30 und Kap. 2), sind solche Argumente für Marxisten nicht leicht akzeptierbar. So verpflichtet sich Marx zu einer internationalen Verteilungsperspektive, wenn er das Ende der Ausbeutung nicht nur innerhalb, sondern auch *zwischen* Nationen anspricht (KM, 43). Außerdem stellt sich hier die Frage der Verteilung zwischen gegenwärtigen und zukünftigen Generationen. Wiederum besteht kein guter Grund, wieso die Verteilung des Überflusses willkürlich auf gegenwärtige Generationen beschränkt werden sollte. Wenn aber keine akzeptablen Grenzen für den Verteilungsumfang aufzeigbar sind, entwickelt er sich immer mehr zur unerreichbaren Utopie.

Drittens bezieht sich Überfluß implizit auf Bedürfnisse. Notwendige Arbeit — die durch Überfluß abgeschafft werden soll — wurde oben definiert als die Arbeit, die Menschen leisten müssen, um zu überleben. Überleben selbst ist aber kein absoluter Begriff, da er in begrifflicher Beziehung zu Bedürfnissen steht: Bedürfnisse beziehen sich auf das, was zum Überleben notwendig ist. Geschichtlich gesehen, wie Marx selbst argumentierte, sind Bedürfnisse aber nicht gegeben, sondern entwickeln sich — wie auch die jeweilige Konzeption dessen, was ein Bedürfnis ist — mit der Entwicklung der Produktivkräfte. Während ein »Dach über'm Kopf« in der Steinzeit sicherlich nicht als menschliches Bedürfnis gezählt hätte, gilt es heute als eines der Grundbedürfnisse. Ebenso stellte (Schul-)Bildung lange Zeit ein Vorrecht der Oberklasse und einen unbezahlbaren Luxus dar, während sie jetzt allgemein — wie medizinische Versorgung — als Bedingung für ein menschliches Leben angesehen wird. Die Erfüllung all dieser »neuen« Bedürfnisse vergrößert die Gesamtmenge notwendiger Arbeit, und es ist mit Marx zu erwarten, daß unsere Vorstellung von Bedürfnissen mit dem Anwachsen der Produktivkräfte im Kommunismus weiterhin mitwächst. So aber auch die Gesamtmenge notwendiger Arbeit und unsere Vorstellung dessen, was »Überfluß« ist! Er ist demnach eher einem Horizont vergleichbar, der sich immer weiter entfernt, je näher wir ihm entgegengehen, und nicht einem Zustand, der tatsächlich erreichbar ist. Es ist also nicht nur fraglich, ob Überfluß möglich ist, wenn wir die Begrenztheit der Ressourcen und den möglicherweise unbegrenzten Verteilungsumfang in Betracht ziehen, sondern es ist auch fraglich, ob Überfluß sich überhaupt auf einen absoluten, d.h. ein für allemal angebbaren, zukünftigen Zustand bezieht.

III

Die grundlegendste Schwäche der Überflußlösung liegt jedoch darin, daß sie nur eine bestimmte Art notwendiger Arbeit in die Überlegungen miteinbezieht: Sie bezieht sich auf *materielle Produktion* (vgl. Marx' Kennzeichnung des »Reichs der Notwendigkeit«, MEW 25, 828), aber nicht auf die Arbeit, die traditionell »Frauenarbeit« war und ist. Um dies auszuführen, möchte ich zuerst darauf eingehen, was ich als »Frauenarbeit« bezeichne, um dann zu zeigen, daß Überfluß keine Lösung für diese Art von Arbeit darstellen kann.

Wenn ich von »Frauenarbeit« spreche, gebrauche ich diese Bezeichnung als ein

Kürzel für die drei Arten von Arbeit, die Frauen — zusätzlich zu aller anderen Arbeit — traditionell und in allen Gesellschaften mehr oder weniger selbstverständlich übernehmen:

1) *Hausarbeit* beinhaltet Putzen und Aufräumen des Haushalts; Herstellung, Flickern, Waschen und Bügeln von Kleidung und Wäsche (die Herstellung ist in Industriegesellschaften inzwischen weniger wichtig); Besorgen von Waren, die im Haushalt verbraucht werden, wie Haushaltsgeräte, Möbel, Kleidung, Nahrungsmittel (jetzt hauptsächlich Einkauf); Zubereitung der Nahrung und alle Arbeit, die damit verbunden ist, wie z.B. Abspülen und Aufräumen.

2) *Kinderarbeit* besteht grundsätzlich aus der täglichen Fürsorge für Kinder. Diese Arbeit verändert sich wesentlich mit dem Alter der Kinder: am meisten Zeit wird für Säuglinge und Kleinkinder gebraucht, eine mehr oder weniger 24-Stunden-Arbeit, die durchgehende Verfügbarkeit für Füttern, Versorgen und Spielen einschließt. Mit wachsendem Alter der Kinder ist weniger Zeit für sie erforderlich, und die Art des Umgangs mit ihnen verändert sich: Spiel und Gespräch nehmen mehr Raum ein.

3) *Pflegearbeit* beinhaltet die Fürsorge für Haushalts- oder Familienmitglieder, wenn erforderlich auf Grund von Krankheit, Gebrechlichkeit oder Behinderung. Diese Arbeit ist oft auf bestimmte Zeiträume begrenzt, ist aber zeitaufwendig und erfordert oft dauernde Verfügbarkeit, besonders wenn Kinder krank sind. Sie beinhaltet auch die Fürsorge für ältere Verwandte (Eltern) und Behinderte, die wiederum eine 24-Stunden-Arbeit sein kann, abhängig von Bedürfnissen und Gebrechlichkeit, und die Erfüllung der psychischen Bedürfnisse aller Familienmitglieder einschließlich des Ehemannes.

Bevor ich die Überfluslösung in bezug auf diese drei Arten von Frauenarbeit diskutiere, möchte ich auf den Grund der Plausibilität dieser Lösung näher eingehen. Es ist hauptsächlich unsere Erfahrung der Automatisierung im industriellen Bereich in den letzten 200 Jahren, die dem Vertrauen von Marx, aber auch von uns, in den potentiellen Überfluß zugrunde liegt. Es ist dieser technologische Fortschritt in der Produktion materieller Güter, der das Argument für die Machbarkeit von Überfluß und hiermit für die Überfluslösung selbst am stärksten unterstützt.² Wenn wir aber Frauenarbeit in Betracht ziehen, werden die Grenzen des technologischen Fortschritts deutlich.

Nur im Bereich der Hausarbeit scheint Automatisierung möglich. Im Gegensatz zu den weniger entwickelten Ländern ist in den westlichen Industrieländern ein Großteil der traditionellen Hausarbeit schon in industrielle und somit automatisierte Produktion übergegangen (Konserven und Fertiggerichte, Kleidung und Wäsche). Diese industriell produzierten Güter werden als Waren auf dem Markt verkauft und kommen als Endprodukte im Haushalt an, nicht mehr als Rohstoffe, die wesentliche Arbeit erfordern, bevor sie verbraucht werden können. Hausfrauen (und -männer?) in Industriegesellschaften sind dadurch um eine beträchtliche Arbeitslast erleichtert. Industrielle Produktion, die zunehmende Anzahl von Haushaltsgeräten und die Versorgung der Haushalte mit Wasser, Elektrizität und Zentralheizung haben die notwendige Arbeitszeit im Haushalt also schon bedeutend verringert, und es gibt keinen prinzipiellen Grund, weshalb sie nicht weiterhin verringert werden kann.

Ist die Lösung für Kinder- und Pflegearbeit aber gleichermaßen in zunehmender Automatisierung zu suchen? Stellen wir uns eine Gesellschaft vor, in der alle Kranken, Alten und Behinderten in voll-automatisierte Asyle gebracht werden und Kinder von Robotern aufgezogen werden! Eine solche Gesellschaft wäre zutiefst unmenschlich und entspricht zudem unserer Vorstellung vom Leben im Kommunismus sicherlich nicht. Trotzdem muß eine Lösung für Kinder- und Pflegearbeit gefunden werden, da diese Arten von Arbeit ebenso *notwendig* sind wie materielle Produktion: Kinder- und Pflegearbeit müssen getan werden, da Kinder, Kranke, Alte und Behinderte Pflege brauchen, um zu überleben.

Wenn aber Frauenarbeit notwendige Arbeit ist und also in der Diskussion der Überflußlösung in Betracht gezogen werden muß, wieso erscheint uns diese Lösung möglich in bezug auf Hausarbeit, aber in bezug auf Kinder- und Pflegearbeit so inakzeptabel? Was einen Großteil der Hausarbeit angeht, haben wir eine ähnliche historische Entwicklung hin zur Automatisierung der Arbeit gefunden wie in typischeren Produktionssparten. Diese Parallele in der historischen Entwicklung und der grundsätzlichen Möglichkeit und Wünschbarkeit technischen Fortschritts zwischen Hausarbeit und der restlichen Produktion ist nicht zufällig. In die industrielle Produktion ist der Teil der Hausarbeit übergegangen, der grob als die Produktion materieller Güter beschrieben werden kann. Nun ist materielle Produktion, wie Marx genau wußte, kein Selbstzweck. Sie ist Mittel zum Zweck der Versorgung von Menschen mit Gütern, die sie für ihr Leben und ihren Wohlstand brauchen. *Wie* diese Güter produziert werden, spielt keine Rolle, solange sie den beabsichtigten Zweck ihrer Produktion erfüllen. Also ist bei gleicher Qualität, d.h. gleicher Fähigkeit der Bedürfniserfüllung, das effizientere Produkt das wünschenswertere, da es weniger Arbeitszeit erfordert. Völlig automatisierte Produktion ist daher die wünschenswerteste Produktionsart bezüglich materieller Produktion.

Die Instrumentalität der Arbeit und der Wunsch nach Effizienz in bezug auf Arbeitsaufwand gelten jedoch nicht für Kinder- und Pflegearbeit. Letztere schließen Kommunikation zwischen PflegerInnen und Gepflegten, Kindern und Erwachsenen wesentlich mit ein. Das heißt nicht, daß Effizienzmaßstäbe nicht angewandt werden können. Kinder- und Pflegearbeit können besser oder schlechter getan werden, und Zeit kann sicherlich auch in solcher Arbeit verschwendet werden. Es bleibt aber eine wesentliche Verbindung zwischen »Arbeitszeit« und »Produkt« erhalten: die Zeit, die mit Kinder- oder Pflegearbeit verbracht wird, kann nicht völlig auf Null reduziert werden, ohne daß die Arbeit ihren Charakter verliert und ohne daß wir den Zweck dieser Arbeit aufgeben. Kinderarbeit kann nicht völlig reduziert werden, da Kinder ohne menschlichen Kontakt und Pflege nicht überleben.

Kinder- und Pflegearbeit sind also Arten von Arbeit, die nicht nur geleistet werden müssen, sondern die von *Menschen* geleistet werden müssen. Menschen gehen als Pflegende und Gepflegte, als Kinder und Erwachsene, *als Menschen* miteinander um. Solche Arbeit erfordert unsere uns am meisten auszeichnenden Fähigkeiten: Sprache, Denken und eine ausgeprägte Gefühlswelt, die uns erlauben, auf andere einzugehen, mitzudenken und mitzufühlen. Besonders Kinder brauchen uns nicht nur zur tagtäglichen Pflege und Sorge für ihre körperlichen

Bedürfnisse, sondern noch viel dringender als gesprächsbereite, aufmerksame und mitfühlende Mitmenschen, die es ihnen erlauben, Schritt für Schritt in die komplizierte soziale, kulturelle und natürliche Umwelt hineinzuwachsen.

Nur die notwendige Arbeit im Bereich materieller Produktion ist also durch technologischen Fortschritt reduzierbar, nicht aber Kinder- und Pflegearbeit. Überfluß macht also überhaupt nur solange als eine mögliche Lösung Sinn, als Frauenarbeit aus der Diskussion ausgeklammert wird. Sobald Frauenarbeit aber mitgedacht wird, wird klar, daß ein Großteil dieser Arbeit grundsätzlich nicht abschaffbar ist, daß also notwendige Arbeit nicht völlig reduzierbar ist und daher Überfluß keine Lösung darstellen kann.

IV

Die alternative »Lösung«, die ich in diesem Abschnitt erörtern möchte, beruht auf der Einsicht, daß notwendige Arbeit unwiderrufbar auch in Zukunft geleistet werden muß. Da die Menschen auch im Kommunismus nicht völlig frei sein werden im metaphysischen Sinn, liegt die einzig mögliche »Lösung« des Problems der notwendigen Arbeit demnach in dem Versuch, die Arbeit auf ein Minimum zu reduzieren.

Wenn die dargestellten ökonomischen Mittel zur Arbeitsreduzierung erschöpft sind, kann die restliche Arbeitsmenge nur noch *durch Verteilung* verringert werden. Grundsätzlich sind zwei solche Minimierungslösungen möglich: Verteilung auf Grund von Gruppenzugehörigkeit (*Gruppenminimierung*) und Verteilung auf Individuen (*individuelle Minimierung*).

Gruppenminimierungslösungen kennt die Menschheit seit ihren Anfängen: notwendige Arbeit kann auf Null reduziert werden für eine oder mehrere Gruppen, solange andere Gruppen alle notwendige Arbeit leisten. In der Tat sind solche Lösungsformen in allen Klassengesellschaften realisiert, in denen die notwendige Arbeit von der herrschenden Klasse den unterdrückten Klassen aufgebürdet wird. Gruppenminimierung ist nichts anderes als Klassenausbeutung. Sklaven, Leibeigene und Lohnarbeiter sind ausgebeutet, eben weil sie Mehrarbeit leisten, d.h. Arbeit zusätzlich zu der notwendigen Arbeit, die für ihr eigenes Überleben erforderlich ist.

Mindestens zwei weitere Verteilungsformen sind erwähnenswert: Verteilung auf Grund von *Geschlecht* und auf Grund von *Nation/Land*. So werden die drei Arten von Frauenarbeit fast ausschließlich von der Gruppe der Frauen geleistet. Diese Ausschließlichkeit der Arbeitsleistung bedeutet jedoch nicht unbedingt, daß Frauen *als Frauen* ausgebeutet werden. Solange die Gesamtmenge der Arbeit, die sie tun — ob als unbezahlte »Frauenarbeit« oder als Lohnarbeit oder beides — die der Männer nicht überschreitet, besteht kein unmittelbarer Grund zu einer solchen Vermutung. Wenn wir uns aber die für viele Frauen aktuelle Arbeitslast von Lohn- und Frauenarbeit anschauen, drängt sich eine solche Vermutung schon eher auf.

Die zweite Minimierungsform, die ich hier kurz ansprechen möchte, ist die des *ungleichen Austauschs* zwischen den Ländern. Das typische Handelsmuster zwischen Industrieländern und Entwicklungsländern ist der Austausch von kapitalintensiven, aber wenig arbeitsintensiven Waren aus Industrieländern und

wenig kapitalintensiven, aber sehr arbeitsintensiven Waren aus Entwicklungsländern (vgl. Roemer 1983). In den Entwicklungsländern wird demnach mehr Arbeit geleistet für Waren, die selbst weniger Arbeit enthalten. Industrieländer verringern daher ihren Arbeitsanteil und bürgen somit Entwicklungsländern mehr Arbeit auf. Wiederum stellt sich die Frage, ob diese Verteilung ausbeuterisch ist. Darauf werde ich aber hier nicht näher eingehen.

Offensichtlich müssen solche Gruppenminimierungslösungen ausgeschlossen werden, wenn wir uns die gesellschaftliche These in Erinnerung rufen. Wenn im Kommunismus die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist, folgt daraus, daß die notwendige Arbeit dort für jedes Individuum minimiert werden muß. Wenn also die einzige Lösung des Problems der notwendigen Arbeit ist, daß notwendige Arbeit auf ein Minimum reduziert wird — eine Forderung, die aus der metaphysischen These ableitbar ist —, dann muß sie für alle und jede/n reduziert werden — eine Forderung, die aus der gesellschaftlichen These folgt. Gruppenminimierungslösungen sind also deshalb nicht akzeptierbar, weil sie die Arbeit einiger auf Kosten von anderen verringern. Diese Ableitung aus der gesellschaftlichen These stimmt mit der Behauptung von Marx überein, daß die kommunistische Gesellschaft die erste Gesellschaft ist, in der keine Ausbeutung mehr stattfindet.

Individuelle Minimierungslösungen sind also jene, die notwendige Arbeit für alle Mitglieder einer Gesellschaft (oder besser: der Welt-Gesellschaft) auf ein Minimum reduzieren. Minimierung für alle beläuft sich tatsächlich auf eine gleichmäßige Verteilung aller notwendigen Arbeit auf alle arbeitsfähigen Personen. Dies wird von Marx im V. Abschnitt des *Kapital* (Bd.1) analysiert:

»Intensität und Produktivkraft der Arbeit gegeben, ist der zur materiellen Produktion notwendige Teil des gesellschaftlichen Arbeitstags um so kürzer, der für freie, geistige und gesellschaftliche Betätigung der Individuen eroberte Zeiteil also um so größer, je gleichmäßiger die Arbeit unter alle werkfähigen Glieder der Gesellschaft verteilt ist, je weniger eine Gesellschaftsschicht die Naturnotwendigkeit der Arbeit von sich selbst ab- und einer andren Schicht zuwälzen kann. Die absolute Grenze für die Verkürzung des Arbeitstags ist nach dieser Seite hin die Allgemeinheit der Arbeit. In der kapitalistischen Gesellschaft wird freie Zeit für eine Klasse produziert durch Verwandlung aller Lebenszeit der Massen in Arbeitszeit.« (MEW 23, 552)

Marx stellt in diesem Abschnitt genau die zwei Arten von Minimierungslösungen gegenüber, die ich oben diskutiert habe: individuelle Minimierung, die sich aus der allgemeinen und gleichmäßigen Verteilung der notwendigen Arbeit ergibt, und Gruppenminimierung im Kapitalismus, die ausbeuterisch ist.

Individuelle Minimierung als Lösung ist aber nicht nur die einzig akzeptable Lösung, sondern sie ist überdies die einzig realistische, da sie nicht auf der mehr als utopischen Zukunftshoffnung auf Überfluß beruht und zudem politisch umsetzbar ist. Mit dieser Verteilungslösung ist die kommunistische Utopie also wesentlich leichter realisierbar.

Zwei unmittelbare Folgerungen dieser gleichen und allgemeinen Arbeitsverteilung sind erwähnenswert, wenn wir uns ihre Bedeutung für Frauenarbeit klarmachen. Erstens ist Frauenarbeit zu verstehen als Teil der Gesamtmenge notwendiger Arbeit, die verteilt wird. Zweitens müssen Frauen als arbeitsfähige Mitglieder der Gesellschaft in den Umfang der allgemeinen Verteilung mit-

eingeschlossen werden. Trotz dieser zwei Folgerungen bleibt die individuelle Minimierungslösung aber noch relativ abstrakt. Was sie bisher erfordert, ist nur, daß Männer und Frauen gleiche Anteile notwendiger Arbeit leisten.

Diese Anforderung kann von verschiedenen Arbeitsverteilungsmustern erfüllt werden, wenn wir zwischen Frauenarbeit und der restlichen notwendigen Arbeit unterscheiden. So sind Verteilungsmuster möglich, die zwar eine Gleichverteilung zwischen Männern und Frauen verwirklichen, die aber trotzdem für Feministinnen inakzeptabel wären. Unter der Annahme einer gleichen Anzahl arbeitsfähiger Männer und Frauen und gleicher Gesamtarbeitsmengen von Frauenarbeit und materieller Produktion in einer gegebenen Gesellschaft wäre z.B. eine Gleichverteilung verwirklicht durch das »getrennte-aber-gleiche-Sphären«-Modell, in dem Frauen gleiche Anteile an Frauenarbeit und Männer gleiche Arbeitsanteile in der materiellen Produktion leisten würden. Per Definition dieses Beispiels würden Männer und Frauen gleich lange arbeiten, obwohl es gleichzeitig der Fall sein könnte, daß es Frauen verboten ist oder unmöglich gemacht wird, in materieller Produktion zu arbeiten, und Männern, Frauenarbeit zu tun. Ein weiteres mögliches Verteilungsmuster wäre die Gleichverteilung beider Arbeitsarten auf Frauen und Männer, so daß beide Gruppen die Hälfte ihrer Arbeitszeit in materieller Produktion und die andere Hälfte mit »Frauen«-arbeit verbringen. Grundsätzlich sind alle Verteilungsmuster mögliche Realisierungen der Gleichverteilung, deren Kombination verschiedener Mengen beider Arbeitsarten sich für jedes Individuum auf seinen Minimalanteil an notwendiger Arbeit beläuft. Es können jedoch alle Verteilungsmuster ausgeschlossen werden, in denen Frauen ausgebeutet werden. So ist z.B. die typische Arbeitsverteilung in den Gesellschaften des »real-existierenden Sozialismus« keine Gleichverteilung notwendiger Arbeit, da fast alle Frauen sowohl Lohnarbeit — ganztätig wie Männer — als auch Frauenarbeit im Haus tun. Frauen leisten also einen größeren Anteil an der gesellschaftlichen Gesamtmenge notwendiger Arbeit als Männer.

Die individuelle Minimierungslösung, die eine allgemeine und gleiche Verteilung notwendiger Arbeit erfordert, bleibt also auf einem eher abstrakten Niveau. Sie schließt ausbeuterische Arbeitsverteilungsmuster als gültige Realisierungen der marxistischen Utopie aus, gibt aber nicht an, wie eine gegebene Arbeitslast in materieller Produktion und »Frauen«-arbeit auf Männer und Frauen verteilt werden soll. Weitere Bedingungen sind also nötig, um die Verteilungsmöglichkeiten weiter einzuzugrenzen. Solch eine Bedingung kann aus der »Dialektik der Arbeit« von Marx abgeleitet werden.

V

Die »Dialektik der Arbeit«, deren letzte Stufe im Kommunismus verwirklicht ist, bezieht sich auf die Entwicklung der Beziehung zwischen Menschen und ihrer Arbeit.³ Auf der ersten Stufe dieser Dialektik — der Stufe der »undifferenzierten Einheit« — ist der Mensch in seiner Arbeit »verschlungen«. Sein Leben ist seine Arbeit, und seine Arbeit kennzeichnet ihn als den Menschen, der er ist. Keine klare Unterscheidung ist möglich zwischen dem Menschen als Individuum und der Arbeit, die er tut. Er steht in einer »sklavischen Beziehung« zu seiner Arbeit. Daß er sie tut, ist wahrscheinlich daher erklärbar, daß sein Vater ein

Handwerker ist und ihn sein Handwerk gelehrt hat, und wie er sein Handwerk ausübt, erklärt sich aus der Art und Weise, wie sein Vater oder Lehrmeister es ausübten.

Die zweite Stufe der Dialektik, die der »differenzierten Getrenntheit«, erscheint auf dem historischen Plan mit der Entstehung des Kapitalismus. Die sklavische, »naturwüchsige« Verbindung von Mensch und Arbeit wird zerstört, sobald Menschen ihre Arbeitskraft verkaufen. Lohnarbeit wird nicht um der Arbeit selbst willen getan, sondern um zu überleben, was den Lohnarbeiter, und um des Profits willen, was den Kapitalisten betrifft. Die Arbeit selbst und die Gebrauchswerte, die sie produziert, sind somit instrumentellen Überlegungen völlig untergeordnet. Die Art der Arbeit ist jetzt dem einzelnen Arbeiter weniger wichtig als der Lohn, die sie ihm einbringt, und er mag seine Arbeit jederzeit wechseln, um einen höheren Lohn zu verdienen. Gleichzeitig wird die Arbeit selbst fortlaufend revolutioniert infolge der nicht nachlassenden »Profitgier« der Kapitalisten: keine noch so althergebrachte Handwerkstradition ist heilig, denn Gebrauchswerte werden so und nur so produziert, wie Absatz und Profite maximiert werden können, wobei der Profitzwang noch durch die Konkurrenz zwischen den einzelnen Kapitalisten verstärkt wird.

Die ursprünglich enge Verbindung zwischen Mensch, Arbeit und Produkt ist hier völlig zerrissen. Dies erlaubt dem Menschen jedoch zum ersten Mal in der Geschichte, zum wirklichen Individuum zu werden, und sich selbst als von seiner Arbeit verschieden zu verstehen. Dieses neue, von der Arbeit unabhängige Selbstverständnis ist möglich geworden, weil Arbeit für ihn nicht mehr Selbstzweck, sondern Mittel zum Überleben geworden und von den von ihm unbeeinflussbaren, unpersönlichen Kräften des Markts abhängig ist. Arbeit ist also entfremdet, aber eben deshalb auch befreiend für den Arbeiter: er ist ihr nicht mehr verhaftet.

Diese Stufe der differenzierten Getrenntheit ist Marx zufolge notwendig, bevor auf der im Kommunismus verwirklichten Stufe der »differenzierten Einheit« die Beziehung zwischen Mensch und Arbeit auf bewußter und freiwilliger Entscheidung anstatt auf »naturwüchsiger«, »sklavischer« Einheit beruhen kann. Eben weil Menschen entscheiden können, welche Arbeit sie tun wollen, kann Arbeit hier zum wichtigsten Mittel der Selbstverwirklichung werden.

Cohens Diskussion dieser Dialektik der Arbeit zufolge werden in der kommunistischen Gesellschaft soziale Rollen abgeschafft (vgl. Cohen 1974, 258f.): alle sind frei, die Arbeit zu tun, in der sie sich am besten verwirklichen können, und niemand ist durch die Arbeit, die er gestern tat, festgelegt, dieselbe Arbeit heute zu tun, sollte er sich anders entscheiden. Marx' berühmte Stelle aus der »Deutschen Ideologie« unterstützt dieses Bild:

»... in der kommunistischen Gesellschaft, wo Jeder nicht einen ausschließlichen Kreis der Tätigkeit hat, sondern sich in jedem beliebigen Zweige ausbilden kann, (regelt) die Gesellschaft die allgemeine Produktion und (macht) mir eben dadurch möglich, heute dies, morgen jenes zu tun, morgens zu jagen, nachmittags zu fischen, abends Viehzucht zu treiben; nach dem Essen zu kritisieren, wie ich gerade Lust habe, ohne je Jäger, Fischer, Hirt oder Kritiker zu werden.« (MEW 3, 33)

Dies ist durchaus damit vereinbar, daß sich einzelne z.B. dazu entscheiden, Handwerker zu werden, da die Entscheidung hier ein Ausdruck wirklicher

Entscheidungsfreiheit ist (vgl. Cohen, 255f.). Im Gegensatz zu dem Handwerker in früheren Gesellschaften hat der Handwerker im Kommunismus eine freie Entscheidung getroffen und kann jederzeit sein Handwerk wieder an den Nagel hängen.

Das Bild der Freiheit im Kommunismus, das aus der Dialektik der Arbeit resultiert, ist also eines der Wahl- und Entscheidungsfreiheit bezüglich der Arbeit, die Menschen leisten. Diese Freiheit ist gleichzeitig Bedingung ihrer freien Entwicklung und Selbstverwirklichung. Das Bild wurde aber von Marx (und Cohen) im Blick auf die männliche Sphäre des Handwerkers und seiner Arbeit entworfen und entwickelt im Blick auf die (ebenso männliche) Sphäre der materiellen Produktion im Kapitalismus.⁴ Ich möchte daher untersuchen, ob die Dialektik der Arbeit für die Analyse der Frauenarbeit und der Stellung von Frauen in der Gesellschaft von Nutzen ist.

Frauen waren und sind ebenso sklavisch an ihre Arbeit gebunden, wie es Handwerker vor der industriellen Revolution waren. Frauenarbeit ist jedoch »naturwüchsig« in einem noch viel stärkeren Sinn als die Arbeit von Handwerkern: Frauenarbeit wird als Frauen angemessen betrachtet auf Grund des biologischen Geschlechts, das uns für den Rest unseres Lebens anhaftet. Hausarbeit, Kinder- und Pflegearbeit sind unveränderlich Teil des Arbeitslebens von Frauen, es sei denn, sie haben das »Glück«, Geld genug zu haben, um andere für die Arbeit zu bezahlen, die sie ansonsten selbst hätten verrichten müssen. Aber selbst diese bezahlte »Frauenarbeit« wird immer noch von Frauen getan.

Das heißt, daß das geschichtliche Erscheinen der Lohnarbeit nicht dieselbe Wirkung für Frauen hatte, nämlich sie aus ihrem Verhaftetsein mit Frauenarbeit zu lösen, die es für die Arbeit in der Sphäre der materiellen Produktion hatte. Obwohl das Geschichtsbild sehr komplex ist und die Arten von Frauenlohnarbeit sich seit Beginn der industriellen Revolution stark geändert haben, bleiben bestimmte charakteristische Eigenschaften bestehen, selbst wenn die Details variieren:

1. Der Arbeitsmarkt ist in besser bezahlte Männer- und schlecht bezahlte Frauennarbeitsplätze gespalten. Selbst in Ländern mit positiver Anti-Diskriminierungsgesetzgebung bleiben Frauendurchschnittslöhne weit unter denen der Männer.

2. Typische Frauenlohnarbeit hat oft dieselben Inhalte wie die unbezahlte Frauenarbeit, die Frauen zu Hause übernehmen: Arbeit im Dienstleistungsgewerbe, in der Nahrungsmittel- und Kleidungsindustrie; Kinder-, Alten-, Kranken- und Behindertenpflege. Und/oder es ist Arbeit, von der angenommen wird, daß sie für Frauen ideal geeignet ist auf Grund »weiblicher« Eigenschaften wie ihrer emotionalen, warmen und fürsorglichen Natur, ihrer »geschickten Hände« und attraktiven Körper.

3. Frauen sind nach wie vor für die Arbeit verantwortlich, die in der Privatsphäre der Familie und im freiwilligen Sektor geleistet wird, d.h. unbezahlte Haus-, Kinder- und Pflegearbeit, selbst wenn sie gleichzeitig bezahlte Arbeit haben.

Erstens sind also Frauen weiterhin materiell schlechter gestellt als Männer. Zweitens erhalten und verstärken jetzt auch noch die verschiedenen Arten der

Frauenlohnarbeit die kulturellen Stereotype von Weiblichkeit und daher die allgemeinen Vorurteile von Männern wie auch Frauen darüber, was die typischen und »natürlichen« Eigenschaften und Rollen von Frauen sind. Drittens hat die Lohnarbeit Frauen weniger von ihren »angeborenen Pflichten« befreit, als sie mit einer Doppelarbeitsschicht belastet: die eine Schicht in der öffentlichen Sphäre der Lohnarbeit, die andere Schicht in der Privatsphäre des Heims.

Wenn die Lohnarbeit aber an der »Naturwüchsigkeit« der Frauenarbeit nichts geändert hat, kann die Dialektik der Frauenarbeit nicht parallel zu der der Arbeit konstruiert werden. In der Tat ist die Dialektik der »Arbeit« an diesem Punkt als Ideologie enthüllt: sie trifft allenfalls auf die Beziehung zwischen üblicherweise männlichen Arbeitern und ihrer Arbeit zu, nicht aber auf Arbeit im allgemeinen.

Bebel, Engels und viele Marxisten nach ihnen dachten, daß Frauen durch Teilnahme an der gesellschaftlichen Produktion aus der Privatsphäre befreit würden. Nun leisten Frauen in den sozialistischen Ländern zwar dort ihren gleichen Anteil, es wird aber nach wie vor — und stärker als in den westlichen Ländern — von ihnen erwartet, daß sie ihre Pflichten als Ehefrauen und Mütter zusätzlich erfüllen.⁵ Die marxistische Analyse greift hier zu kurz, weil sie die »geschlechtliche Arbeitsteilung« nicht thematisiert. Frauen waren und sind nicht nur deshalb unterdrückt, weil ihre Arbeit in der Privatsphäre rückständig ist und weil sie nicht an der gesellschaftlichen Produktion teilnehmen, sondern vielmehr und immer noch deshalb, weil ihnen weiterhin die drei Arten der Frauenarbeit zufallen auf Grund ihres Geschlechts und der Geschlechtsrollen, die damit angeblich »natürlicherweise« einhergehen.

Abschließend möchte ich einen Vorschlag machen, wie die Stufe der »differenzierten Einheit« bezüglich der Frauenarbeit aussehen könnte. Differenzierte Einheit ist in der Marxschen Dialektik dadurch gekennzeichnet, daß Menschen nicht mehr durch gesellschaftliche Rollen eingeschränkt sind, sondern daß sie sich frei für die Arbeit oder Tätigkeiten entscheiden können, die ihrer Selbstverwirklichung dienen. Rollen und die damit verbundene Arbeit sind also nicht mehr wie Fallen, in denen Menschen gefangen sind, noch ist Arbeit allgemein lediglich Mittel zum Überlebenszweck. Diese Beschreibung der Freiheit im Kommunismus kann direkt auf Frauenarbeit angewandt werden. Freiheit spezifisch für Frauen bedeutet demgemäß, daß sie von ihren traditionellen Rollen als treusorgende Ehefrauen, Mütter und Töchter befreit sind. Natürlich können sich Frauen immer noch dazu entscheiden, Hausarbeit und Kinder- und Pflegearbeit zu tun. Aber die gesellschaftlichen Strukturen, die die geschlechtliche Arbeitsteilung aufrechterhalten, müssen hier abgeschafft sein, so daß eine solche Entscheidung bewußt und frei getroffen werden kann. Umgekehrt würde dies für Männer bedeuten, daß sie sich zu traditionell »weiblicher« Arbeit frei entschließen könnten, wie sich Frauen entschließen könnten, traditionell »männliche« Arbeit zu tun (oder zu lassen).

Diese Ausarbeitung der Bedeutung differenzierter Einheit bezüglich der »Frauen«arbeit erlaubt uns außerdem, weitere Bedingungen für die gleiche und allgemeine Verteilung der notwendigen Arbeit anzugeben (vgl. Abschnitt IV). Das »getrennte-aber-gleiche-Sphären«-Modell kann jetzt als eine mögliche Verwirklichung einer solchen Verteilung zurückgewiesen werden, da weder Frauen

aus der materiellen Produktion, noch Männer von der »Frauen«arbeit ausgeschlossen werden können in einer Gesellschaft, in der Frauen und Männer Entscheidungsfreiheit bezüglich ihrer Arbeit haben.

Die kommunistische Utopie, in der Frauen und Männer wirklich frei sind, kann also nur in einer Gesellschaft verwirklicht werden, in der nicht nur *alle* Arbeit (inklusive Frauenarbeit) gleichmäßig verteilt ist, sondern in der auch die Verbindung zwischen biologischem Geschlecht, Geschlechtsrollen und bestimmten Arten von Arbeit aufgelöst ist. Die kulturellen Stereotype der Weiblichkeit und Männlichkeit, die die ideologische Verankerung dieser Verbindung darstellen, mögen in einer solchen Gesellschaft überleben — aber höchstens als Verweise in Anführungszeichen z.B. auf bestimmte Tätigkeiten oder Arbeitsarten, die vormals »Frauenarbeit« darstellten, oder auf bestimmte Eigenschaften, die angeblich »männlich« waren. Das biologische Geschlecht der Menschen würde aber tatsächlich keine Folgen mehr für ihre Stellung oder Arbeit in dieser Gesellschaft haben.

Anmerkungen

- 1 Diese *allgemeine* Bestimmung der notwendigen Arbeit fand nicht die Zustimmung der Frauenredaktion. Üblicherweise wird notwendige Arbeit kapitalismusspezifisch eingeführt (d.h. auf Lohnarbeit bezogen) und der Mehrarbeit gegenübergestellt. Eine solche Bestimmung ist aber nur von begrenztem Nutzen (wenn nicht irreführend), da sie andere Arbeitsformen nicht thematisiert und daher den Eindruck erweckt (oder, wenn sie als Definition gegeben wird, *impliziert*), Nichtlohnarbeit wie z.B. Frauenarbeit sei nicht notwendige Arbeit (vgl. Abschnitt III). Ich habe an anderer Stelle am Beispiel des Ausbeutungsbegriffs ausführlicher dargestellt, daß es insbesondere für Feministinnen unerlässlich ist, zwischen allgemeinen und kapitalismusspezifischen Begriffsbestimmungen bei Marx zu unterscheiden (vgl. Bubeck 1989).
- 2 Die Begeisterung von Marx über und das Vertrauen in die Möglichkeiten automatisierter Produktion ist am stärksten in den *Grundrissen*, S. 592/3.
- 3 Diese Konzeption der Dialektik ist in Cohen (1974) ausführlicher behandelt.
- 4 Meine ausschließliche Verwendung männlicher Pronomina im ersten Teil dieses Abschnitts ist daher absichtlich.
- 5 Die »natürlichen Pflichten« der Frauen sah ich zuletzt in Gorbatschows *Perestrojka* betont (Gorbatschow 1987).

Literaturverzeichnis

- Bubeck, D., 1989: The domestic labour debate. Oxford
 Cohen, G.A., 1974: Marx's Dialectic of Labour. In: Philosophy and Public Affairs, vol. 3,3
 ders. 1978: Karl Marx's Theory of History: A Defense. Oxford
 Marx, K., 1953: Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie. Berlin/DDR
 Marx, K., und F. Engels 1951: Manifest der Kommunistischen Partei (KM). In: dies.: Ausgewählte Schriften in zwei Bänden, Bd. 1, Berlin/DDR
 MEW = Marx, K., und F. Engels: Werke, Bd. 3, 23, 25. Berlin/DDR
 Roemer, J., 1983: Unequal exchange, labor migration and international capital flows: a theoretical synthesis. In: Desai, P., (ed.): Marxism, the Soviet Economy and Central Planning. Cambridge, Mass.
 Walzer, M., 1983: Spheres of Justice. Oxford

Literatur im historischen Prozeß



Suzanne Greuner

Schmerzton

Musik in der Schreibweise von Ingeborg Bachmann und Anne Duden

AS 179, LHP 24, ca. 160 S., DM 18,50

Die Autorin spürt einerseits die »wirklichen« Musiken auf, die in den Texten eine motivische Funktion haben, andererseits gelingt mit der Betrachtung der Musikähnlichkeit in den Struktur- und Kompositionsweisen eine Annäherung an das, was der Bedeutung entgeht.

Die Marseillaise der Weiber

Hg. von Inge Stephan und Sigrid Weigel

AS 185, LHP 26, ca. 160 S., DM 18,50

In der »Erklärung der Rechte der Frauen« von Olympe des Gouges (1791) heißt es im Artikel 1: »Die Frau wird frei geboren und bleibt dem Manne ebenbürtig in allen Rechten.« Diese Forderung war Ausgangspunkt für ein neues Selbstverständnis von Frauen, Aufbruchversuche und Befreiungsphantasien.

Der Band enthält u. a. Beiträge zu Olympe des Gouges und Claire Démar, zur Revolution des Frauenromans und zu dramatischen Weiblichkeitsmustern, zum Corday-Mythos und zur Veränderung der liberté zwischen 1789 und 1830.



Argument

Rentzelstraße 1 2000 Hamburg 13

30 Jahre Argument

Annette Kuhn

Vom schwierigen Umgang der Frauengeschichtsforschung mit dem Nazismus

Das erste Hindernis: die Ausblendung der Fraueneigengeschichte aus dem »allgemeinen« Historikerdiskurs

Aus der frauengeschichtlichen Sicht ruft der Rückblick auf den Historikerstreit zwiespältige Gefühle hervor. Auf der einen Seite können wir positiv verbuchen, daß die Generalamnestie durch das scheinheilige Kanzlerwort von der »Gnade der späten Geburt« von der Mehrzahl der westdeutschen Historiker und von der veröffentlichten Meinung letztendlich zurückgewiesen wurde. Der Versuch eines neo-nationalistischen Freispruchs von oben, der nicht nur Empörung und Scham bei dem kritischen Teil der bundesdeutschen Bevölkerung, sondern auch im Ausland Ängste vor den wortstarken, gedächtnisschwachen Deutschen ausgelöst hatte, wurde abgewiesen. Diese Zurückweisung der Historikerapologien à la Nolte und eines verordneten Vergessens à la Helmut Kohl war jedoch aus der Sicht der Frauenforschung und der Frauengeschichtsforschung durchaus problematisch. Im Historikerstreit gab es keine vernehmbare Frauenstimme. Im »allgemeinen« bundesdeutschen Diskurs über die Verantwortung der Deutschen für ihre Vergangenheit waren Frauen nicht existent. Mehr noch. Die historische Eigenverantwortung der weiblichen Bevölkerungshälfte stand gar nicht zur Diskussion. Ihre eigenverantwortete Geschichte war inzwischen so unsichtbar geworden, daß auch ihr Fehlen unbemerkt blieb.

Mit diesem Schweigen stellen sich für die Frauengeschichte alte Fragen neu ein. Denn die Geschichts- und Subjektlosigkeit von Frauen in patriarchalen Gesellschafts- und Herrschaftsstrukturen, insbesondere aber im bürgerlichen Patriarchat, ist schon vielfach Gegenstand der feministischen Forschung gewesen. Auf dem Hintergrund des faschistischen Unrechts und unseres Umgangs mit dieser Vergangenheit aber gewinnt diese alte Frage eine weitere drängendere Dimension. Es gilt, aus einem gegenwärtigen Selbstbewußtsein der Frau heraus den Grad der historischen Verantwortlichkeit von Frauen innerhalb dieses Prozesses der fortschreitenden Patriarchalisierung der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft, der zunehmenden Enteignungsgeschichte von Frauen und der dialektisch hiermit verbundenen Entwicklung frauenspezifischer Handlungsformen, Handlungsethiken und Handlungslogiken jenseits der Weiblichkeitsideologien zu erfassen. Diese frauengeschichtliche Forschungsperspektive sollte jedoch von dem »allgemeinen« Diskurs zur »Entsorgung« unserer Geschichte nicht ausgeschlossen werden. Ist aber ein solcher gemeinsamer Diskurs angesichts der jüngsten Diskussionen um die Geschlechtergeschichte und die restriktiven Definitionen der Frauengeschichte überhaupt möglich? (Zur restriktiven Eingrenzung der Frauengeschichte vgl. J. Kocka 1989)

Die Nicht-Beachtung der Frauenmitverantwortung für die NS-Vergangenheit der Deutschen im »allgemeinen« Diskurs war kein zufälliges Versehen. Sie war und ist vielmehr symptomatisch für ein Nicht-Wahrnehmenkönnen und ein

Nicht-Wahrnehmenwollen von Frauengeschichte und historischer Eigenverantwortung von Frauen im »allgemeinen« Historikerdiskurs über die deutsche, insbesondere über die NS-Vergangenheit.

Mit dieser Nicht-Wahrnehmung der Frauengeschichte im »allgemeinen« Historikerdiskurs wird ein Hindernis in unserem Umgang als Frauen und Wissenschaftlerinnen mit der NS-Vergangenheit angesprochen. Denn es drängt sich hierbei die Frage auf, ob nicht mit dieser Nicht-Wahrnehmung auch eine prinzipielle Leugnung der antifeministischen Prämissen des deutschen Faschismus als einer notwendigen Forschungsanfrage einhergeht. Werden patriarchale Traditionen, patriarchale Strukturen und patriarchale Ideologien, die zur Entstehungs- und Wirkungsgeschichte des deutschen Faschismus gehören, schon im Ansatz im »allgemeinen« Historikerdiskurs verdeckt? Oder noch grundsätzlicher: Ist das »allgemeine« Schweigen und Verschweigen einer eigenen frauengeschichtlichen Verantwortung konstitutiv für die Struktur des »allgemeinen« historischen Diskurses zur Vergangenheitsbewältigung? Diese grundsätzliche Frage betrifft auch den kritischen Historikerdiskurs, der sich gegen die »Entsorgung« unserer Geschichte wendet. Denn die Frage nach der Universalität der politischen und moralischen Normen des Historikerdiskurses betrifft die Prämissen der »allgemeinen« Geschichtswissenschaft. Stellt sich die Frage nach den Normen des Handelns im Faschismus für Frauen anders als für Männer? Gibt es eine weibliche Handlungslogik, eine eigene weibliche Moral, die nur in einer patriarchatskritischen, frauengeschichtlichen Forschungssicht erfassbar ist?

Im folgenden wollen wir allerdings nicht in erster Linie nach den verborgenen antifeministischen Prämissen des männlichen Diskurses um die NS-Vergangenheit fragen. Der Historikerstreit hat zwar aus der frauengeschichtlichen Sicht Begrenzungen des »allgemeinen« Diskurses sichtbar gemacht. Fest steht, daß trotz beachtlicher Leistungen auf dem Gebiet der Frauengeschichtsforschung zur NS-Zeit eine Einmischung der Frauen in den männlich bestimmten Dialog nicht gelungen ist. Wir wollen uns aber vor allem auf die Frage der inner-feministischen Begrenzungen des Diskurses um die NS-Vergangenheit konzentrieren. Denn die Sichtbarmachung einer Fraueneigengeschichte im Faschismus, die sich weder als nur Opfergeschichte noch als nur Täterinnengeschichte in einer vordergründigen Weise versteht, ist der erste Schritt zur feministischen Einmischung in den »allgemeinen« Historikerdiskurs.

Ehe wir aber der Frage nach der gegenwärtigen erkennbaren Struktur und nach den Grenzen des frauengeschichtlichen und des feministischen Diskurses zur NS-Vergangenheit nachgehen, ist eine Zwischenbemerkung notwendig. Denn scheinbar haben wir es zur Zeit mit zweierlei Diskursen zu tun, die getrennt voneinander verlaufen, mit einem allgemein-männlichen Diskurs zum Problembe- reich der Verdrängung unseres kollektiven Gedächtnisses und einem zweiten, inner-feministischen Diskurs zur eigenen Verantwortung von Frauen für die NS-Vergangenheit, zur Situation von Frauen im Faschismus als Opfer, Täterinnen oder Mittäterinnen, d.h. mit einem Diskurs um die Einschätzung der selbstbestimmten Handlungsmöglichkeiten von Frauen im Faschismus und im Patriarchat. Ist aber nicht diese scheinbare Autonomie zweier isoliert voneinander laufender Diskurse ein Hinweis auf eine tieferliegende Verweigerung und Unfähigkeit

beider Diskursparteien, mit der gemeinsamen NS-Vergangenheit in ihrer Komplexität kritisch umzugehen? Denn die beiden Diskurse, sowohl der männlich-allgemeine Diskurs als auch der feministische Diskurs, können nicht ohne gegenseitigen Schaden unabhängig voneinander verlaufen.

Somit stellen sich die Fragen nach unserem Umgang mit der NS-Vergangenheit auf drei unterschiedlichen Ebenen:

1. Die erste Frage richtet sich an den »allgemeinen« Historikerdiskurs: Warum wurde und wird in der »allgemeinen« Historikerdebatte in einer so hartnäckigen und konsequenten Weise über die Frauen und das Ausmaß ihrer Verantwortlichkeiten im NS-System geschwiegen? Ist dieses Schweigen der Historiker konstitutiv für das männliche Reden über den Nationalsozialismus? Erleichtert dieses Schweigen einen Konsens unter Demokraten, indem die spezifisch patriarchalen Bedingungen des deutschen Faschismus auf diese Weise übergangen werden können? Würde eine »allgemeine« Beachtung des feministischen Diskurses über die Mittäterschaft von Frauen den männlichen Diskurs über die NS-Vergangenheit entscheidend verändern, bisherige Erklärungsmodelle für den deutschen Faschismus in Frage stellen? Wir unterstellen hiermit, daß die Frage nach dem Antifeminismus als einer Wurzel der faschistischen Politik der Unmenschlichkeit auch Konsequenzen für unser gemeinsames Begreifen der NS-Politik von Hadamar und von Auschwitz hat. Die prinzipielle Frage lautet: Ist Faschismusforschung ohne Patriarchatskritik möglich?

2. Diese Fragerichtung hat aber nicht nur die Begrenzung der Struktur des männlichen Diskurses, der alle Elemente einer historisch verfahrenen Patriarchatskritik ausschließt, zum Gegenstand. Sie richtet sich im gleichen Maße an die Frauengeschichtsforschung und an die feministischen Prämissen ihres Umganges mit der NS-Vergangenheit. Warum gelingt es der Frauengeschichtsforschung nicht, die Fraueneigenverantwortung im NS-System sichtbar zu machen? Diese zweite Frageebene richtet sich an die Spezifik der Frauengeschichtsforschung, die es mit der Erschließung einer eigenen frauengeschichtlichen Tradition innerhalb patriarchaler Entwicklungsprozesse zu tun haben. Hier ist die Frage nach der eigenen Handlungslogik und den eigenen Handlungsnormen von Frauen im NS-System anzusiedeln, eine patriarchatskritische Fragestellung, die nicht im Zirkelschluß einer feministischen Theorie verbleiben darf.

3. Die dritte Frageebene, die ins Blickfeld gerät, bezieht sich auf die beiden nur scheinbar isolierbaren männlich-allgemeinen und feministisch-frauengeschichtlichen Diskursebenen. Wieso gibt es keine Berührungen? Liegt in der scheinbaren Autonomie beider Diskurse ein heimlich-unheimliches Einverständnis, eine bewußte oder unbewußte Einwilligung in den gesellschaftlich-patriarchalen status quo vor? Es liegt nahe, die Unfähigkeit der Frauen(geschichts-)forschung, Weiblichkeitsmythen aufzubrechen, um aus dem *circulus vitiosus* der Selbstbeichtigungen in einer kritisch-konstruktiven Weise herauszutreten, mit dem Verschweigen der Fraueneigen Geschichte in der »allgemeinen« Geschichte in eine Beziehung zu bringen. Denn das Gerede unter feministischen Wissenschaftlerinnen von der »Gnade der weiblichen Geburt« ist ein beredtes Zeugnis für die Verfangenheit der Frauenforschung in den in erster Linie von Männern produzierten, antifeministischen Strukturen und Ideologien. Die

Erforschung der Patriarchalisierung gesellschaftlicher Strukturen und Wahrnehmungsweisen führt aber notwendigerweise zu einer Durchbrechung der Trennung der beiden z. Zt. voneinander hermetisch abgeschlossenen Diskursebenen. Warum scheuen wir vor einer neuen Diskussionsebene zurück?

Schauen wir uns zunächst den innerfeministischen Diskurs an. Denn erst durch eine eigene Kritik des feministischen Diskurses wird der Weg zur weiteren »allgemeinen« Diskursebene gebahnt. Dabei gilt es, das scheinbar harmonische Nebeneinander eines hilflosen Antifaschismus und eines hilflosen Antifeminismus zu hinterfragen und im Sinne einer die Männer- und Frauengeschichte umfassenden Sicht des deutschen Faschismus zu greifen.

Das zweite Hindernis: Ahistorische Verabsolutierungen des Patriarchats im feministischen Diskurs

Trotz der Bedeutung der neueren Veröffentlichungen erteilen sich Wissenschaftlerinnen untereinander schlechte, vielfach vernichtende Noten, gilt es, den Umgang der westdeutschen Frauengeschichtsforschung mit der NS-Vergangenheit zu bewerten. Selbstverurteilungen und Selbstzensurierungen herrschen innerhalb der Frauenforschung vor. Hierzu zwei Beispiele.

Die Besprechung neuerer frauengeschichtlicher Arbeiten zum NS von Dorothea Schmidt trägt die bemerkenswerte Überschrift: »Die peinlichen Verwandtschaften — Frauenforschung zum Nationalsozialismus«. Den Frauenforscherinnen, die als erste das Schweigen von Frauen zum Nazismus durchbrachen, wird eine »peinliche Verwandtschaft« zum Faschismus bescheinigt. Anstelle der angestrebten Neuorientierung träten in den Arbeiten von Rita Thalmann, Annette Kuhn, Valentine Roth, Carola Sachse, Susanne Dammer u.a. »traditionelle Apologien im neuen Gewande« hervor. Dorothea Schmidt sieht hier auch eine »peinliche Nähe« zu konservativen Positionen: »Den Konservativen geht es um die Identität der generell 'guten Deutschen', die sich ihrer Vergangenheit nicht mehr schämen, den Frauenforscherinnen um die Identität der generell 'unterdrückten Frauen', die ihre damalige wie heutige Rolle als Objekte patriarchalischer Politik erkennen sollen. Beide Aspekte, so verschieden sie inhaltlich auch ausfallen, haben der Versuchung nicht widerstehen können, geschichtliches Material einzig unter dem Gesichtspunkt heranzuziehen, ob es zur Untermauerung ihrer Thesen paßt. Damit wird Geschichte zur Requisitenkammer, in der man sich für die Inzenierung der Gegenwart ausstattet« (Schmidt 1987, 63).

Die Argumentationsstruktur bei Dorothea Schmidt ist für eine historische Sichtweise typisch, die sowohl patriarchatskritische als auch frauenspezifische Elemente aus der historischen Betrachtungs- und Beurteilungsweise ausschließt. Es wird unterstellt, daß eine Parteinahme für die Frauen als eines im Patriarchat unterdrückten Geschlechts gleichzusetzen sei mit der Wahrnehmung von Frauen als bloße Objekte patriarchaler Herrschaft. Frauengeschichte, die eine Eigenlogik des Frauenhandelns für sich reklamiert, wird als ideologisch/konservativ bezeichnet. Dabei werden die männlichen Bewertungskategorien in gleicher Weise für Frauen wie für Männer angewandt.

Die Gleichsetzung von feministischen und konservativen Positionen führt bei

Dorothea Schmidt im einzelnen zu peinlichen Fehleinschätzungen; so etwa, wenn sie das Buch der emigrierten Pariser Historikerin Rita Thalmann (1984) »Frausein im Dritten Reich« in eine Nähe zur NS-Ideologie stellt. Ihre Kritik verweist aber auch auf grundlegende Einschränkungen ihrer frauengeschichtlichen Perspektive. Indem sie sich weigert, die in der Frauengeschichtsforschung erkennbaren Ansätze zu einer historisch argumentierenden Patriarchatskritik anzuerkennen, gelingt es ihr nicht zu begreifen, weshalb Patriarchatskritik und Faschismuskritik trotz ihrer Differenz in einer interdependenten Weise beide notwendig sind. Nach der Lektüre von Dorothea Schmidt spitzt sich die Frage zu, weshalb sich Frauen(geschichts-)forschung den Weg zu einer historisch-argumentierenden, feministischen Faschismuskritik selbst immer wieder verbaut. Impliziert die blinde Akzeptanz der Beurteilungskriterien des »allgemeinen« Historikerdiskurses zwangsläufig auch die Nicht-Beachtung des historischen Prozesses der Patriarchalisierung unserer Gesellschaft und ihrer Normen, obgleich der Patriarchalisierungsprozeß mit dem Faschismus so eng verbunden ist? Betrachten wir zunächst ein zweites Beispiel.

Karin Windaus-Walsers Beitrag »Gnade der weiblichen Geburt. Zum Umgang der Frauenforschung mit Nationalsozialismus und Antisemitismus« (1988) ist trotz des anspruchsvolleren Argumentationsniveaus im Tenor, in der Argumentationsstruktur und im Ergebnis mit der Rezension von Dorothea Schmidt vergleichbar. Das Gesamturteil ist ebenso vernichtend wie unzutreffend.

Karin Windaus-Walser glaubt, in der westdeutschen Frauenforschung zum Nationalsozialismus und Antisemitismus Ausweichstrategien einer alles verzeihenden Töchtergeneration zu erkennen. Das böse Fazit der Schweizer Soziologin lautet: »Eine Gnade der späten, aber der weiblichen Geburt (wird von den westdeutschen Frauenforscherinnen) beansprucht. Durch die westdeutsche feministische Diskussion über Frauen im Nationalsozialismus geistert die folgende, höchst fragwürdige These: 'Wenn Frauen die antisemitische, rassistische Nazi-Ideologie teilten, dann nicht aus eigenen Motiven heraus, sondern weil sie sich dem männlichen Rassismus und Antisemitismus anpaßten.'« Dem defamatorischen Kanzlerwort von der »Gnade der späten Geburt« folgt nun aus der Feder einer Frauenforscherin und Feministin das vernichtende, dem Kanzler nachempfundene Wort von der »Gnade der weiblichen Geburt«. Im Umgang der westdeutschen Frauenforschung mit dem Nationalsozialismus sieht Karin Windaus-Walser eine »Abwehr jeglicher Schuld«. Die Autorin bevorzugt eine sozialpsychologische Erklärung für die vermeintliche Apologetik in der westdeutschen Frauengeschichtsforschung. Sie verweist auf unterschiedliche Bedürfnisse bei den bundesdeutschen Frauenforscherinnen: »sich mit der Geschichte der Frauen im Nationalsozialismus zu identifizieren«; »Frauen als bloße Opfer des Nationalsozialismus zu sehen«; »im Antisemitismus eine Männerkrankheit zu sehen«. Die westdeutschen Feministinnen seien heillos in ihrer Vergangenheit verstrickt: »Es sieht so aus, als forderten die Mütter der Nazigeneration von den Töchtern die Entschuldigung: als schützten sich die Töchter ihrerseits vor der Auseinandersetzung mit den Müttern« (102).

Die Ähnlichkeit mit der Argumentationsstruktur von Dorothea Schmidt fällt ins Auge. Karin Windaus-Walser unterstellt eine Befangenheit der westdeutschen

Frauen(geschichts-)forscherinnen in eine typisch weibliche Bedürfnisstruktur, und somit in eine Weiblichkeitsideologie, die sowohl eine patriarchatskritische als auch eine eigenständige frauengeschichtliche Sichtweise verhindert. Demnach ist es nicht möglich, nach dem Zusammenhang von Antifeminismus und Antisemitismus zu fragen, da sie in dieser Fragerichtung selbst ein Rechtfertigungsbedürfnis der Töchter sieht. Ausgehend von der Studie von Gisela Bock über Zwangssterilisation im NS (1986) heißt es: »Ich verstehe die These, das weibliche Geschlecht habe an der Vernichtung von Juden keinen originär eigenen Anteil gehabt, als eine grandiose Verleugnung der Schuld und Verantwortung von Frauen« [102]). Hier läuft die feministische Kritik in die falsche Richtung. Denn Gisela Bock stellt nicht die Mitverantwortung von Frauen an der Judenvernichtung in Frage. Ihr geht es vielmehr darum, den Zusammenhang zwischen Rassenpolitik und Frauenpolitik im NS-System nachzuweisen. Damit werden wir auf die Differenz und die Interdependenz der beiden Traditionen des Antifeminismus und des Antisemitismus in dem allgemeineren historischen Kontext der Patriarchalisierung der deutschen Gesellschaft hingewiesen. Der deutsche Faschismus stellt einen bisher noch nicht erreichten Höhepunkt der Patriarchalisierung dar. Die Vernichtung des Frauenkörpers gehört demnach zum konstitutiven Moment der faschistischen Politik. Wenn z.B. Hitler 1937 proklamiert, »die Lebensbeziehungen der Geschlechter regeln wir. Das Kind bilden wir« (Bock 1986, 138), so können wir hier nicht einen Beleg für die Sicht einer »nur« Frauenopfergeschichte sehen. Wenn aber diese NS-Politik der Entmenschlichung, die beide Geschlechter betrifft, in der Sicht von Gisela Bock und anderen Historikerinnen als eine Politik verstanden wird, die in einer besonderen Weise die Frauen betrifft, so begründet sich ein solches feministisches Urteil nicht aus einem Rechtfertigungsbedürfnis oder aus einer Metaphysik der Frau oder einer Frauenideologie, sondern aus der Einsicht in die Spezifik der Frauengeschichte innerhalb der Patriarchalisierungsprozesse, in denen eine Frauenwürde und eine Frauenmoral trotz aller patriarchalen Enteignungsversuche erkennbar wird. Eine größere existentielle Betroffenheit von Frauen als von Männern durch die NS-Sterilisation festzustellen, kann daher nicht einfach als »ideologisch« verworfen werden. Ein solches Urteil hieße, noch einmal den im NS-System sterilisierten Frauen die Würde abzusprechen, hieße, wie in der schlimmsten deutschen Vergangenheit, eine Geschlechtermetaphysik bemühen, hieße, den Frauen im NS-System das Recht auf ihre eigene Geschichte verweigern.

Karin Windaus-Walser wendet sich zwar gegen ein allzu enges Verständnis des Patriarchats als »Herrschaft des Mannes über die Frau«. Demgegenüber plädiert sie dafür, Patriarchat als »Macht der Väter und nicht der Männer« zu begreifen. Das Patriarchat sei »als soziologische Konstruktion nur dann sinnvoll, wenn sie den Zusammenhang zu dem herstellt, wogegen es sich richtet: zur Macht der Mutter«. Diese Sichtweise halte ich für zu eng und vor allem für ahistorisch.

In Karin Windaus-Walsers Kritik an dem »Umgang der Frauenforschung mit Nationalsozialismus und Antisemitismus« (sie spricht nicht vom Umgang der Frauenforschung mit dem Antifeminismus) werden wiederum patriarchatskritische Momente der Frauengeschichtsforschung vom Ansatz her ausgeblendet. Entsprechend wird verkannt, daß es gerade erst durch die patriarchatskritische

Perspektive möglich wird, die Fraueneigengeschichte in ihrer Spezifik mit ihren eigenen Handlungslogiken zu erschließen. Die Autorin plädiert zwar für eine Erfassung der Fraueneigenverantwortung. Es gäbe demnach »zwei Möglichkeiten, die aktive Teilnahme von Frauen (am NS-Vernichtungshorror) zu erklären. Wir können in ihr vordergründig eine weibliche Anpassung an durch Männer Hervorgebrachtes sehen, wie es für die bundesrepublikanische Diskussion typisch ist. Oder wir können, wofür ich plädiere, hinter der Beteiligung von Frauen auch eine eigene weibliche 'Logik' vermuten, die sich nicht aus dem Tun der Männer erklären läßt«. Eine Einlösung dieses Postulats ist aber nicht durch die anthropologische Setzung einer eigenen »mütterlich/weiblichen Logik« gegenüber der »patriarchalen/männlichen Logik«, sondern nur durch die historische Erschließung des Patriarchalisierungsprozesses, in dem sich weibliche Handlungslogiken und weibliche Handlungsnormen durchsetzen, möglich. Denn das Patriarchat ist nicht nur eine soziologische Größe, sondern vor allem eine — relativ späte — historische, noch unabgeschlossene Erscheinungsform, die weiterhin von matriarchalen Traditionen durchsetzt ist.

Auswege

Die Analyse des Historikerdiskurses und des feministisch-frauengeschichtlichen Diskurses zu unserem Umgang mit der NS-Vergangenheit weist unterschiedliche Begrenzungen auf, die sich aber in einer spezifischen Weise ähneln. Während die Nicht-Wahrnehmung der historischen Verantwortung von Frauen den »allgemeinen« Historikerdiskurs auszeichnet, wird auch aus der feministischen Sicht die historische Eigenverantwortung von Frauen in Frage gestellt. Am deutlichsten tritt uns in der von Christina Thürmer-Rohr vertretenen These der Mittäterschaft von Frauen diese Problematik entgegen. Denn auch hier gelingt es nicht, eine historische Tradition von Frauenverantwortung im Patriarchat auszumachen. Thürmer-Rohr stellt zwar zu Recht fest, daß die Frau im Patriarchat »in die Lage versetzt worden (ist) und sich in die Lage versetzt (hat), entwürdigende Entwürfe über sich selbst anzueignen, weiterzugeben und zu kontrollieren« (1989). Sie übersieht aber, daß innerhalb dieses Patriarchalisierungsprozesses, aus dem die Frau nicht aussteigen kann, sie eine Eigengeschichte, eine eigene historische Tradition und eigene Selbstentwürfe hat, die ihr aber durch eine männliche Geschichts- und Gesellschaftssichtweise verweigert wird. Die Frauengeschichte wird daher zwar das Leiden und auch das Scheitern von Frauen an diesem Widerspruch des Frau-Seins in einer patriarchalen Gesellschaft aufdecken. Sie wird aber auch an diesem Widerspruch entlang eine Spezifik der Handlungsnormen der Frauen und die Grenzen der patriarchalen Handlungsnormen aufzeigen können (vgl. hierzu den Ansatz von Claudia Koonz 1987 als einen ersten Schritt). Hier liegt die Chance eines frauengeschichtlichen Umgangs mit der NS-Vergangenheit, die aus einer geschichtstheoretisch fundierten feministischen Sicht heraus Faschismuskritik mit Patriarchatskritik verbindet.

Dieser Widerspruch von Frau-Sein in einer patriarchalen Gesellschaft findet im NS seine Zuspitzung, denn er ist von Männern, nicht von Frauen erdacht und in die Tat umgesetzt worden. Männer, nicht Frauen, haben Hitler an die Macht

gebracht. Im Faschismus kulminieren antifeministische Ideologien und antifeministische politische Strategien, die wir in ihrer Genese sehr weit zurückverfolgen müssen. Aus dieser Tatsache, daß der deutsche Faschismus nicht ohne eine Beachtung der spezifischen Patriarchalisierungsmechanismen in der deutschen Geschichte begreifbar ist, folgt jedoch nicht eine historische Verweigerung dieser Erblast durch die Frauen. Vielmehr gilt es, die historische Eigenverantwortung von Frauen innerhalb dieses nicht abgeschlossenen Prozesses der Patriarchalisierung aufzudecken, um aus dieser frauengeschichtlichen Tradition heraus der vom Faschismus visionierten und gewaltsam in Szene gesetzten möglichen Totalität des Patriarchats entgegenzutreten zu können.

Literaturverzeichnis

- Bock, G., 1986: Zwangsterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Frauenpolitik. Opladen
- Kocka, J., 1989: Kontroversen um Frauengeschichte. In: ders., *Geschichte und Aufklärung*. Aufsätze. Göttingen, 45-52
- Koonz, C., 1987: *Mothers in the Fatherland*. Worcester, London (demnächst auf deutsch)
- Schmidt, D., 1987: Die peinlichen Verwandtschaften — Frauenforschung zum Nationalsozialismus. In: Heide Gerstenberger, D. Schmidt (Hrsg.): *Normalität oder Normalisierung*. Münster, 50-63
- Thürmer-Rohr, Ch., 1989: Männerkultur — eine Geschichte der Wissensverweigerung. In: *Frankfurter Rundschau vom 25.4.*
- Windaus-Walser, K., 1988: Gnade der weiblichen Geburt? In: *Feministische Studien: Radikalität und Differenz* 1, 6.Jg., 102-115

Hinweis auf weitere Beiträge zum Themenschwerpunkt

- Dorte Marie Søndergard, 1989: Revolutionierung der Geschlechterverhältnisse? *Argument* 176
- Roxana Ng, 1989: Geschlecht, Ethnizität oder Klasse? *Argument* 175
- Frigga Haug, 1988: Mütter im Vaterland. *Argument* 172
- Cora Kaplan, 1988: Die Büchse der Pandora. Klasse, Geschlechtlichkeit und Subjektivität. *Argument* 169
- Donna Haraway, 1987: Geschlecht, Gender, Genre — Sexualpolitik eines Wortes. *Argument* 166
- Michèle Barrett und Mary McIntosh, 1987: Ethnozentrismus im sozialistischen Feminismus. *Argument* 163
- Frigga Haug, 1986: Perspektiven eines sozialistischen Feminismus. *Argument* 159
- Evelyn Fox Keller, 1984: Feminismus und Naturwissenschaft. *Argument* 147
- Judith A. Cook und Mary M. Fonow, 1984: Methoden feministischer Soziologie. *Argument* 143
- Frigga Haug, 1982: Erfahrung und Theorie. *Argument* 136
- Frauenredaktion, 1982: Frauen und Theorie. *Argument* 132
- Michèle Barrett, 1982: Begriffsprobleme marxistisch-feministischer Analyse. *Argument* 132
- Donna Haraway, 1982: Klasse, Rasse, Geschlecht als Objekte der Wissenschaft. *Argument* 132
- Frigga Haug, 1981: Männergeschichte, Frauenbefreiung, Sozialismus. *Argument* 129

Kornelia Hauser

Wissenschaftlicher Feminismus als Befreiungsprojekt*

»Aufklärung, wie tut sie uns not, und anders als ich dachte! Als vergesellschafteter sozialer Erkenntnisprozeß, in dem öffentlich die Lösungen für eine Praxis debattiert werden, die uns aus unseren Verhältnissen reißt! Die Welt ist erkennbar, aber nicht weiter in den Denkgleisen von heute, die auf dem Schotter unsrer Strukturen ruhen.« Volker Braun

Wissenschaftlicher Feminismus kann der Frauenbewegung das Bewußtsein ihrer Verhältnisse erarbeiten und Handlungsmöglichkeiten aufzeigen. Ein so bestimmter Feminismus übernehme eine nicht unmittelbar gegebene gesellschaftliche Aufgabe und könnte an ihrer Lösung bemessen werden. Institutionen wie die Universität mögen den Blick für diese Aufgabe verstellen oder sie ganz »verschlucken«, aber Lösungen dieser Aufgabe könnten die Universität verändern, d.h. ihr Bedeutung als Rahmen für die Klärung gesellschaftlicher «Rätsel» geben. Elisabeth List, eine der Herausgeberinnen des Buches *Denkverhältnisse* möchte mit den versammelten Texten die »Entwicklung feministischer Theorie in den Vereinigten Staaten« (13) vorführen; feministische Theorie ist für sie auch »Kampf um die eigene Wirklichkeit« (31). Das, was ich »wissenschaftlichen Feminismus« nenne, bestimmt sie als »transformatives Theorieverständnis« (14), das sich mit einer die Verhältnisse umwälzenden Politik verbindet. Das Vorwort von List ist überwiegend kenntnisreich und orientierend; es führt in die Geschichte der Debatten ein, nennt offene Probleme und entwirft Feminismus als ein politisches Projekt, das tagtäglich wiederhergestellt werden will. Vielleicht ist der Zugang zum Marxismus — hier verstanden als Zurkenntnisnahme seiner Väter und wenigen Mütter — immer noch durch dogmatische Lesweisen einiger Gralshüter versperrt, so daß er wie eine Karikatur seiner selbst durch das Vorwort geht. So werden schlichte Wahrheiten (wie die, daß im Kapitalismus gesellschaftliche Produktion und individuelle Reproduktion in einem Zerreißungszusammenhang stehen) als Lücken im Marxismus behauptet. Das macht die Kritik zum Flüchtigkeitsfehler, die zur Kritik, die etwas verändert (in Theorieprozessen) erst gar nicht aufsteigen kann.

Die Stärken. — Feministische Wissenschaften arbeiten auf versumpftem Gelände; der Sumpf ist die Normalität, das Evidente, das Selbstverständliche. Frauen leben eingesperrt in fremdverfügten Symbolen, die ihre Erfahrungen so artikulieren, daß sie unbegriffen bleiben, in Definitionen, die sie als schön und/oder normal festlegen, in Einsperrungen, die sie als Lebensaufgabe ansehen sollen. Um nicht darin zu versinken, brauchen Forscherinnen sehr gutes Werkzeug, um den Sumpf trocken zu legen und gleichzeitig bauen sie so einen Weg für die nächsten, die weiteres Land erobern. Viele Schwierigkeiten bei der Trockenlegung

* Elisabeth List und Herlinde Studer: *Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik*. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1989 (587 S., br., 26,- DM).

können in diesem Buch nachgelesen werden; der Kampf mit den eigenen (Vor-) Urteilen, mit Methoden, wie die individuellen Zweifel theoretisch zu nutzen wären, mit Ideen für sachbezogene Einstiege in die Institution Wissenschaft, ohne an der »scientific community« und ihr Konkurrenzmuster von »bekannter, höher-bezahlter, weitergereister« teilzuhaben, aber bekannt und bezahlt und weit gereist zu sein. Die Gründe, mehr aber noch die Ziele, unterscheiden sich. In der BRD ist C. Gilligans Auseinandersetzung mit Kohlbergs Moraltheorie breit diskutiert worden. In dem vorliegenden Buch gibt es mehrere Beiträge, die das Thema vertiefen und einer soll exemplarisch vorgeführt werden, weil an ihm etwas für einen »autonomeren« Umgang mit vorhandenen Theorien zu lernen ist. Seyla Benhabib stellt Gilligan und die — weitaus weniger bekannten — Antworten von Kohlberg auf deren Thesen vor. Gilligan hatte an ihm u.a. kritisiert, daß die »typisch weiblichen« Gefühle wie Empathie und Sympathie auf seiner Moralskala keine Rolle spielten; und weil er die fast philosophische Haltung zur »Gerechtigkeit« als höchstes Maß setze, Frauen gar nie den Gipfel des moralischen Urteilsvermögens erklimmen könnten. Dies sei theoretisch, nicht aber praktisch verbaut. Sie plädierte für eine andere Skala. Kohlberg fand diese Überlegungen interessant und seine Antwort ist intelligent: Nicht das Geschlecht sei die bestimmende Komponente, sondern die Wahl der Einstellung sei »in erster Linie eine Funktion der Situation und der Art des Konflikts«. Es gibt mehrere Möglichkeiten mit dieser Antwort umzugehen. Z.B. könnte eine Soziologin schlussfolgern: in den bestehenden Gesellschaftsformen werden Frauen darin gehindert, die höchste Stufe der Moral zu erlangen, indem sie vor Konflikten geschützt werden, die sie zu bestimmten Einstellungen herausfordern würden. Das wäre die vereinfachende Zurückweisung von Kohlberg in der Form der Kritik an den Verhältnissen und der Erweiterung der Untersuchung um den gesellschaftlichen Bereich des Privaten. Denn dort — in der unmittelbaren Auseinandersetzung mit sich selbst und anderen — sind Gefühle und ihre Erziehung besonders notwendig. Benhabib geht diesen Weg nicht. Sie streicht das potentiell Kritische aus den Aussagen von Kohlberg und unterstellt ihm die Konstruktion eines moralischen Ich, das als »bindungs- und körperloses Wesen« gesehen würde und ausschließlich männliche Erfahrungen reflektiere (459). Sie hingegen fordert dazu auf, »seine oder ihre Motivationen, wonach sie/er strebt und sie/er wünscht, zu verstehen« (468). Nun hatten Frauen ja vor 20 Jahren damit angefangen, das einfache Verstehen des anderen aufzugeben, da Verstehen bedeutet, den eigenen Standpunkt zugunsten eines Anderen zu verlassen — und sei es auch kurzfristig, was vor nicht allzu langer Zeit noch hieß: die Zeit einer langen Ehe. Jede von uns bezweifelte ausschließlich sich selbst, wenn sie jemanden »nicht verstand« und nicht den anderen, der sich ihr nicht verständlich machte. Daß das einführende Verstehen zwischen den Geschlechtern mißlingen muß, wird schon deutlich an der »gesellschaftlichen Besetzung« ihrer Körper. Selbstverständlich haben Männer einen Körper, aber der spielt im Geschäftsleben kaum eine Rolle; der Körper der Frauen hingegen ist überall — öffentlich und privat — Einsatzmittel. Fragen auf die Benhabib Antworten suchen müßte, könnten z.B. lauten: sollten alle Verhältnisse verkörperlicht werden (sexualisiert), oder müssen wir zunächst die Erniedrigungsverhältnisse im öffentlichen Bereich für Frauen verändern? Wo und

wann ist der Körper selbstzweckhaft und braucht also Muße und Platz für Bedürfnisbefriedigung? Wie können wir bekämpfen, daß Männer sich Frauen für die Pflege ihres Körpers halten? Aus der Auseinandersetzung zwischen Kohlberg und Benhabib kann gelernt werden, daß der bloße Einsatz für sogenannte weibliche Bereiche (Empfindungen, Haltungen) die vorhandene Unterdrückung theoretisch nur verdoppelt. Hier wird das Gegebene, die Normalität, der Alltagsplatz in den Rang von Wissenschaft erhoben, also sichtbar gemacht, ohne daß dies Wissenschaft oder Praxis ändern würde. So »wasserdicht« sind die männlichen Theorien nicht, daß ihnen schon mal ein Lob zu Füßen gelegt werden kann, wie dieses, sie würden zumindest »männliche Erfahrungen« begreifen. Der »körperlose« Mann ist eine Erfindung, die wirksam ist, weil die Pflege des Körpers, seine Erhaltung strukturell Frauen übergeben wurde. Würden diese Aufgaben an die Männer zurückgegeben, wäre sie vielleicht bald Thema von großen internationalen Kongressen.

Auf diesem Teil des sozialwissenschaftlichen Geländes bewegt sich Dorothy E. Smith u.a.; sie nennt es »das Interesse an den Routineaspekten an der Wartung des Körpers« (393f.), das den Soziologen fehle und ihnen ermögliche, den Körper auszugrenzen. Auch sie wandert durch die von Männern bestellten Gärten der Theorieproduktion, prüft aber den Boden, d.h. die stillschweigenden Voraussetzungen, auf denen die Früchte gedeihen. Furchtlos erreicht sie den allseits bekannten und mystifizierten »dark continent«, die Gefühle, und entziffert ihn als Leerstelle, als Desinteresse. Sie reklamiert diesen soziologischen Bereich keineswegs für sich oder für Frauen, sondern fragt, warum die »soziale(n) Strukturierung der Emotionen« (374) niemand interessiert, warum nur die »geplante und rationale Weise zu handeln und das Handeln zu koordinieren« zum Thema wird. Sie verbindet diese theoretische Leerstelle mit der Gesellschaftsformation, in der sie dazu wird und zeigt sie als eine Fessel, die Befreiung verhindert. Gefühle, der Körper, die Region binden ein Individuum an einen gesellschaftlichen, historischen Platz. Dieser »Platz« vermittelt sich als Begrenzung, Ideologie, Teilwissen. Dies vorausgesetzt definiert Smith ihre Aufgabe so: »Die Arbeit der Soziologin besteht darin, .. eine Soziologie zu entwickeln, die fähig ist, Gesellschaftsmitgliedern die soziale Organisation der von ihnen erfahrenen Welt zu explizieren, wobei in dieser Erfahrung jene eingeschlossen ist, die über das unmittelbar und direkt Erkannte hinausgeht, damit also auch die Struktur des gespaltenen Bewußtseins.« (403f.) Die Alltagswelt ist für sie der Bereich, in dem nicht theoretisch spekuliert werden soll, sondern in dem »Fragen entstehen«; die Soziologin hat dann die Aufgabe »von einer sozialen Gegebenheit zur Entwicklung eines begrifflichen Apparats überzugehen, der deren Eigenschaften freilegt und expliziert« (407). Smith will sich von den im Alltag handelnden Frauen die Fragen diktieren lassen und sieht ihre Arbeit in der Vermittlung und Verbindung von Alltag und gesellschaftlicher Reproduktion, von Herrschaftsentzifferung und Befreiungsmöglichkeiten. Der Sumpf, den sie bearbeitet, ist der in der Soziologie gelegnete Trennungszusammenhang von Gefühl, Erfahrung, Alltag und gesellschaftlicher Regelung, Planung, Koordination. Metaphorisch gesprochen möchte sie Frauen das Fliegen anraten, ohne daß sie den Bodenkontakt aufgeben dürfen; Frauen sollen das Ganze (die Gesellschaft) einsehen und mit ihrem

konkreten individuellen Handeln vermitteln; es geht darum das »Morgen« im Sinn zu haben und es für jetzt herzurichten.

Ähnlich paradox faßt Ruth Hubbard die durch männliche Mythen verstellte »überwältigende Unwissenheit« (329) zusammen: Wir sitzen in dem Bus, den wir schieben. Ihre Arbeit ist ein ermutigender Beleg dafür, wie eine feministische gesellschaftstheoretisch geschulte Naturwissenschaftlerin ihre Disziplin aus der »camera obscura« befreien, bzw. damit anfangen kann. Ihr Thema ist Darwin und dies gleich zweifach: als vermeintlicher Held, der gegen den Strom der gesellschaftlichen Meinung schwamm und als Wissenschaftler, der mit dem Strom seine Ergebnisse vergeschlechtlichte. Die »objektiven« Naturwissenschaften, auf die noch heute viele Soziologen — weil dort alles meßbar scheint — neidisch blicken, werden von Hubbard in ihre gesellschaftlichen Verhältnisse eingelassen. Auf diese Weise werden sie gegen ihre Objektivität in ihren Bündnissen vorgeführt, z.B. mit der Bibel und christlichen Glaubenssätzen. Aber auch ökonomisch begründete Zugriffe auf Darwins Ergebnisse werden sichtbar. Deren Erfolge liegen nach Hubbard »in ihrem intrinsischen Optimismus ... ihrer Idee der Höherentwicklung der Arten, eine aus der anderen —, der gut zu der meritokratischen Ideologie paßt, die durch die frühen Erfolge des britischen Merkantilismus, Industriekapitalismus und Imperialismus ermutigt worden war.« (310). Naturwissenschaften werden von ihr entziffert als Produzentinnen von Doktrinen, die aus gesellschaftlichen Ideologien, die in wissenschaftlichen »Waschmaschinen« von ihrem Alltagsverstand gereinigt werden, Naturtatsachen machen. Aus den Beiträgen von Smith und Hubbard können für feministische Theoriebildungen wichtige Zugriffsarten herausgearbeitet werden. Z.B. wird die auch in der BRD häufig verwendete Redeweise von »männlichen Wissenschaften« oder »androzentrischer Theoriebildung« in den Arbeiten dieser beiden Autorinnen — implizit — fragwürdig. Es kann wohl nicht umstandslos unterstellt werden, daß Männer für Männer Wirklichkeitsausschnitte bearbeiten und verallgemeinern. Eher bedienen sie sich einer Geschlechtsordnung, die von Unter- und Überordnungen struktuiert wird. Z.B. eine »soziale Strukturkategorie Geschlecht« einzufügen als Bearbeitung dieser Ordnung — wie es im Augenblick im angelsächsischen Raum nahegelegt wird und von einigen Frauenforscherinnen in der BRD übernommen wurde — verdoppelt den methodischen Vorgang: die Vergeschlechtlichung sozialer Prozesse ist Resultat einer Vergeschlechtlichung gesellschaftlicher »Naturtatsachen«, die Eingang in die Wissenschaften fand, ohne zu einer Forschung über ein Geschlecht zu werden.

Wie ist das Buch gemacht? — Drei große Kapitel gliedern es: Feministische Theorie im Überblick; Feministische Wissenschaftskritik; Vernunft auf dem Prüfstand. Andere Gliederungen wären mit diesen Texten auch möglich gewesen; z.B. eine themenzentrierte: Erfahrung und Theorie; Sexualität; patriarchale Ideologien; zum Verhältnis von öffentlich und privat usw.; oder eine fächerzentrierte: Philosophie; Soziologie; Psychologie; Geschichte. Die Beliebigkeit — und die Beschränktheit einer jeder dieser Ordnungen — zeigt etwas für den wissenschaftlichen Feminismus Typisches: die Autorinnen gehen an die Grenzen ihrer Disziplinen, überschreiten sie und nehmen von den benachbarten bestellten Feldern mit, was sie not-wendend brauchen. Jede feministische Theorie ist so

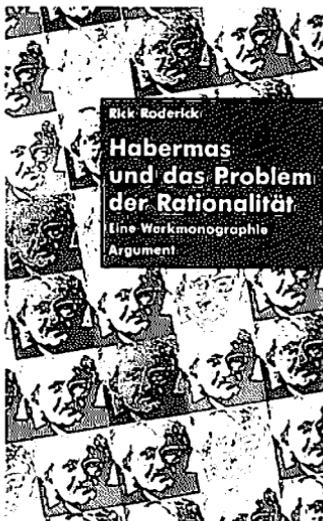
auch immer Wissenschaftskritik und enthält Überlegungen zur theoretischen Konstruktion von Vernunft. Die Scheidelinien sind im Feminismus nicht so gezogen, sondern sie verlaufen — durchaus anderen Wissenschaften ähnlich — entlang der Spannung von (Global)Theorie und Empirie, oder auf einer anderen Ebene: individueller Erfahrung und verallgemeinerbarer Aussage. Der Zugriff auf Wirklichkeit — mit der zentralen Frage: welche Wirklichkeit? —, ihre »Bearbeitung« (lies: Theorisierung) und deren Folgen sind wesentliche Unterscheidungsmerkmale im wissenschaftlichen Feminismus, sowohl in den USA als auch bei uns.

Wieviel Zeit sind 10 Jahre feministischer Forschung für Theorieprozesse? Angesichts des leidenschaftlichen Schwungs, der zunehmenden Vernetzung von Forscherinnen, der Vermehrung von Aufgaben, der Massen von Veröffentlichungen, glaube ich, daß es mehrere Millimeter auf der Forschungsmeßlatte sind. Also sehr viel. Vier der Beiträge sind zehn Jahre alt, der jüngste ist drei. Die Herausgeberinnen hätten nicht verschweigen sollen, was sie umtrieb, als sie diese Auswahl trafen. Der Band war für Ende 1986 geplant; vielleicht sah die Verlagsseite keinen Grund zur Eile und die Leserinnen sollten dies als noch vorhandene männliche Arroganz gegenüber feministischen Wissenschaften werten.

Aus eigener Erfahrung weiß ich, wie schwierig gute Übersetzerinnen zu finden sind. Einige waren offensichtlich überfordert. Beispiele: das englische »procreative« wird eingedeutscht zu »prokreativ« (statt: fruchtbar), gender wird zur »Geschlechtsidentität« und muß so im Deutschen die Fremdverfügung leugnen, die doch in der englischen Debatte zentral ist (hier wurden zudem die bisherigen Übersetzungen mißachtet; eingedeutscht hat sich: die soziale Konstruktion des Geschlechts), das »sex-gender-system« wird mit »Geschlechterordnung« übersetzt, »the generalized other« mal mit dem generalisierten, mal mit dem verallgemeinerten Anderen (die deutsche Übersetzung von G.H. Mead bei Suhrkamp zieht die zweite Version vor). Manchmal stimmen die Bezüge in den Sätzen nicht: »weil das Bewußtsein der Geschlechtsidentität grundlegendes soziales Merkmal für die individuelle Ich-Identität ist« (433f.). Wer hat das Bewußtsein? Es gibt auch Bildungslücken, die mühelos ausgeräumt hätten werden können, so wenn »Man is a rational animal« mit »Der Mensch ist ein rationales Wesen« übersetzt wird und der berühmte Satz in seiner Aussage nicht einmal geahnt wird. Wirklich unlesbar sind die meisten Titel, die zudem mal Wort-für-Wort übersetzt wurden, mal ganz frei, ohne daß es für das eine oder andere Tun eine Sinnfälligkeit gäbe.

Wer schreibt? — Iris Marion Young, Carol C. Gould, Catherine A. McKinnon, Alison M. Jaggar, William L. McBride, Rosalind Pollack Petchesky, Eva Feder Kittay, Adrienne Rich, Evelyn Fox Keller, Ruth Hubbard, Gerda Lerner, Dorothy E. Smith, Sandra Harding, Seyla Benhabib, Louse Macil-Lacoste, Jessica Benjamin, Sheila Ruht, Susan Griffin. Wer fehlt? Z.B. die sehr produktiven Forscherinnen aus Santa Cruz am Institut »History of Consciousness«, Namen wie Donna Haraway oder Tereza de Lauretis oder die Historikerin Natalie Zemon Davis aus Princeton. Neben den Schwächen soll auch der Spürsinn der Herausgeberinnen hervorgehoben werden: Endlich sind für deutschsprachige Leserinnen Ruth Hubbard und Dorothy Smith zugänglich.

Marxismus und kritische Theorie



Rick Roderick
**Habermas und das
Problem der
Rationalität**
*Eine Werkmonographie
Aus dem Amerikanischen von
Michael Haupt*
ca. 250 S., br., DM 28,—

Jürgen Habermas, der im Juni 1989 60 Jahre alt geworden ist, wird auch in der angloamerikanischen Philosophie und Soziologie, der Habermas nach eigenem Bekunden viele Anregungen verdankt, in zunehmendem Maße als Vertreter einer Gesellschaftstheorie wahrgenommen, deren Wurzeln sowohl in der Philosophie des deutschen Idealismus als auch im Marxismus und der Frankfurter Schule zu finden sind. Kaum ein anderer Theoretiker hat so viele verschiedene, ja einander widersprechende Ansätze aufgenommen, um sie zu einer einheitlichen Theorie der Moderne und des ge-

sellschaftlichen Wandels zu verarbeiten.

Gerade diese Einheitlichkeit will der Marxist Roderick hinterfragen. Am Leitbegriff der Rationalität diskutiert er das sozialphilosophische Werk von Habermas von den frühen Schriften bis zur »*Theorie des kommunikativen Handelns*«. Indem er die verschiedenen Traditionsstränge im Habermas'schen Werk analysiert, verdeutlicht er zugleich die Brüche und Inkonsistenzen, welche die Entwicklung einer radikal-kritischen Gesellschaftstheorie behindern. Dabei wird auch Habermas' Hinwendung zum »linguistic turn« der kritischen Reflexion ausgesetzt: Inwieweit tragen sprachphilosophische und evolutionstheoretische Rekonstruktionen des Historischen Materialismus tatsächlich zu einer Erneuerung marxistisch fundierter Gesellschaftstheorie bei? Radikale Theorie muß, so Roderick, über Habermas hinausgehen, um anhand neuer Untersuchungen zu Staat, Klasse, Ökonomie und Kulturapparaten eine fundamentale Kritik des entwickelten Kapitalismus leisten zu können.

Zusammen mit der Einleitung, die der Autor für die deutsche Ausgabe geschrieben hat, ist der Band nicht nur ein Dokument kritischer Rezeption im angelsächsischen Bereich, sondern, aufgrund der umfassenden Darlegung des historisch-theoretischen Hintergrundes von Habermas' Werk, auch eine gelungene Einführung in die Probleme und Wandlungen kritischer Gesellschaftstheorie.

Argument

Rentzelstraße 1 2000 Hamburg 13

30 Jahre Argument

Su Shaozhi

»Niemand hat das Recht, darüber zu urteilen, wer Marxist ist und wer nicht«

Zwei Reden

Vorbemerkung der Redaktion: Bei den beiden in Auszügen abgedruckten Beiträgen handelt es sich um zwei Reden, die der marxistische Theoretiker Su Shaozhi aus Anlaß des 10. Jahrestages des 3. Plenums des 11. ZK der KPCh vom Dezember 1978, mit dem die Reformpolitik in China eingeleitet wurde, verfaßt bzw. gehalten hat. Sie sind Dokumente, die nicht nur politisch-theoretische Vorstellungen der chinesischen Reformkräfte erhellen, sondern auch die Theorie-Politik der gegenwärtigen Führung der KPCh.

Mit der ersten Rede, »Eine neue Seite in der Geschichte des Marxismus aufschlagen«, setzt Su Shaozhi sich für ein kritisches, plurales und offenes Marxismusverständnis ein, für das er durch die Beschlüsse des 3. Plenums eine Grundlage in China gegeben sah. Die Rede wurde der Zensur unterworfen — und blieb ungehalten. Sie wurde jedoch intern in der Zeitschrift des Instituts für Marxismus-Leninismus an der Chinesischen Akademie der Sozialwissenschaften (deren Direktor Su Shaozhi bis 1988 war, als er »kritisiert und gemäßigelt« wurde), *Marxistische Forschungen* (4/1988) publiziert.

Gleichwohl wurde der Autor zu einer politisch hochrangigen »Diskussionsveranstaltung« aus Anlaß des 10. Jahrestages des 3. Plenums eingeladen. Bei dieser Gelegenheit hielt Su Shaozhi eine andere — nicht zuvor zur Genehmigung vorgelegte — Rede, die ihrem Gehalt nach die »ungehaltenere« von beiden ist, zeigt sie doch die Mechanismen der Theorie-Politik der konservativen Führungskräfte der KPCh auf, die die »guten« von den »bösen« Marxisten trennt, Theorie und Diskussion einander entgegensetzt, eine Politik der zwei Linien, die sich letztlich nicht von der der Kulturrevolution unterscheidet, mit allen verheerenden Folgen der Erstickung des geistigen und sozialen Lebens. Diese Rede wurde anschließend (am 26.12.1988) in der privaten Shanghaier Zeitung *Shijie jingji daobao* (World Economic Herald) abgedruckt — was dieser die Drohung eintrug, ihr Erscheinen einstellen zu müssen.

Was als warnende Analyse gemeint war, wurde bittere Realität. Am 12. Juni 1988, eine Woche nach dem Massaker am Tiananmen, mußte Su Shaozhi aus China emigrieren.

Eine neue Seite in der Geschichte des Marxismus aufschlagen

Die Politik der kommunistischen Parteien und Arbeiterparteien vieler Länder beruht auf dem Marxismus. Wie der Marxismus behandelt und verstanden wird, kann nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung des Sozialismus und auf die Bewegung des Weltkommunismus bleiben. Seit einer relativ langen Periode, ungefähr seit dem Ende der zwanziger, Anfang der dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts, wurde der Marxismus versimpelt, versteinert und dogmatisiert. Der wissenschaftliche Geist und die Innovationskraft des Marxismus wurden zerstört. Die Praxis des Sozialismus und der weltkommunistischen Bewegung erlitten Schaden, und die marxistische Theorie fiel weit hinter die Praxis zurück, sie hatte keine Kraft mehr, sich weiterzuentwickeln. Dies führte zu einer Krise des gegenwärtigen Marxismus.

Das 3. Plenum des 11. ZK der KPCh (1978) stellte die ideologische Linie des Marxismus wieder her und orientierte auf die Prinzipien »das Denken befreien«, »die Wahrheit in den Tatsachen suchen«. Es forderte dazu auf, den Marxismus von Marx' eigenen Ansichten ausgehend zu verstehen, ... den Marxismus fort-

laufend mit der sich ändernden Wirklichkeit zu verbinden, neue Fragen zu erforschen und zu lösen, und damit den Marxismus selbst weiterzuentwickeln. Bei der Realisierung dieser Forderungen wird man natürlich einen Prozeß durchlaufen, in dem man auf Komplikationen stoßen, ja sogar Fehlschläge erleiden wird. Aber ... die ideologischen Fesseln sind bereits aufgebrochen. Das 3. Plenum des 11. ZK der KPCh wird in der Geschichte des Marxismus einen wichtigen Platz einnehmen.

Der zweite historische große Sprung und die Haltung der KPCh gegenüber der Entwicklung des Marxismusverständnisses

Nach dem 3. Plenum des 11. ZK der KPCh fand der zweite historische große Sprung in dem Prozeß der Verbindung des Marxismus mit der Praxis unseres Landes statt. Auf der Basis der positiven und negativen Erfahrungen in den über dreißig Jahren seit Gründung der VR China, der internationalen Erfahrungen und der globalen Situation, formulierten die Mitglieder der KPCh die Einsicht, daß unser Land sich derzeit im Anfangsstadium der Entwicklung des Sozialismus befindet. Davon ausgehend begann man, nach einem sozialistischen Weg chinesischer Prägung zu forschen, so daß der Marxismus in unserem Land ein neues Gesicht bekam. (...) Das 3. Plenum formulierte »Die Prinzipien: das Denken befreien, angestrengt neue Situationen, neue Angelegenheiten, neue Fragen studieren, festhalten an 'die Wahrheit in den Tatsachen suchen', in allem von der Wirklichkeit ausgehen, die Theorie mit der Praxis verbinden«. Und weiter: »Wenn man sich in allem nur danach richtet, was in Büchern steht, und geistig verknöchert ist, dann ist es für eine Partei, einen Staat oder eine Nation unmöglich, Fortschritte zu machen. Ihre Lebenskraft wird erstickt, und eine solche Partei und ein solcher Staat werden untergehen.« (Deng Xiaoping) (...) Ganz gegen ihre frühere Tendenz, den Marxismus mit einem Heiligenschein zu versehen, hat die KPCh im Verlauf der Reform- und Öffnungspolitik in ihrem Marxismusverständnis immer mehr die wissenschaftliche Haltung »die Wahrheit in den Tatsachen suchen« und »unter Rückgriff auf das ursprüngliche Wesen des Marxismus Probleme lösen« eingenommen. Diese Haltung wurde am mutigsten in einem Artikel der *Renmin Ribao* (Volkszeitung) vom 7.12.1984 mit der Überschrift »Theorie und Praxis« ausgedrückt. Dort heißt es: »Marx ist bereits 101 Jahre tot. Seine Werke sind vor über hundert Jahren geschrieben worden. Einige spiegeln die damaligen Vorstellungen wider; später änderte sich die Situation gewaltig. Einige Vorstellungen waren nicht ungedingt passend: Marx und Engels, auch Lenin hatten viele Situationen weder selbst durchlebt noch waren sie mit ihnen konfrontiert worden. So kann man nicht erwarten, daß die damaligen Werke Marx' und Lenins alle unsere heutigen Probleme lösen.« Das bedeutet, daß man nicht von den Werken der revolutionären Führer ausgehen kann. Die Werke der Marxisten sind keine Allheilmittel. Man soll nicht versuchen, aus ihren Werken heraus gebrauchsfertige Lösungen für die Bewältigung aller heutigen Probleme zu suchen. (...) Im Oktober 1987 brachte der 13. Parteitag der KPCh ... einige neue Entwicklungen für die chinesische Theorie und Praxis. (...) Zhao Ziyang sagte in seinem Tätigkeitsbericht: »In diesem Verbindungsprozeß der Theorie des

wissenschaftlichen Sozialismus mit der Praxis eines jeden Landes und der epochalen Entwicklung ist es unumgänglich, mit den einzelnen Theorien, die unsere Vorläufer unter eingeschränkten historischen Bedingungen aufgestellt haben und die noch utopischen Charakter tragen, aufzuräumen. (...) Es ist unumgänglich, auf der Grundlage der neuen Praxis die Theorie des wissenschaftlichen Sozialismus weiterzuentwickeln.« Das bedeutet, daß man, will man den Marxismus weiterentwickeln, von der Gegenwart ausgehen und den Marxismus, einschließlich der Werke von Marx und Engels, neu überdenken, neu verstehen, neu bewerten muß. Wenn man so verfährt, wird die Entwicklung des Marxismus unumkehrbar in eine neue historische Periode eintreten.

Die Krise des gegenwärtigen Marxismus

Das 3. Plenum des 11. ZK der KPCh fand unter den Bedingungen der Krise des gegenwärtigen Marxismus statt. (...) Die Frage, ob der Marxismus in einer Krise steckt, wird international kontrovers diskutiert. In den Ländern des real existierenden Sozialismus wurde sie in der Vergangenheit stets abgestritten. Das hängt mit der Beurteilung der realen Situation, aber auch mit dem Verständnis von »Krise« zusammen. (...) Krise bedeutet nicht unbedingt »Zusammenbruch«. Ihre viel häufigere und treffendere Bedeutung ist, an einem »Wendepunkt« angekommen zu sein, oder »an einer Wegscheide zu stehen«. (...) Es gibt eine Krise, und das gilt besonders für die letzten zwanzig Jahre: In den Ländern des real existierenden Sozialismus sind real Krisen aufgetreten. Der Marxismus hat unter den Volksmassen, bis hin zur Arbeiterklasse, seine Anziehungskraft verloren. Seine Stellung als eine Alternative zum Kapitalismus ist gewaltig geschwächt worden. (...) In der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts, besonders in den sechziger, siebziger Jahren, war der Aufbau des Sozialismus trotz unbestreitbarer Erfolge, von Widersprüchen und Schwierigkeiten, Komplikationen und Fehlern bestimmt. Das Wirtschaftswachstum verringerte sich bis zur Stagnation, es kam zu versteckter oder offener Inflation, und der Lebensstandard des Volkes sank. In der Politik mangelte es an Demokratie, der Arbeit fehlten die Antriebskräfte. (...) Die von den Marxisten immer wieder propagierte Überlegenheit des Sozialismus entfaltete sich nicht nur nicht, sondern ganz im Gegenteil: einige sozialistische Länder erlitten schwere Rückschläge. Zwar wurden die Probleme untersucht, aber noch bis heute gilt, »den Fluß überqueren, indem man nach den Steinen tastet«. Neue, effektive Lösungsmöglichkeiten konnten noch nicht gefunden werden. (...)

Obwohl der Kapitalismus von Widersprüchen zerrissen ist, ist sein Potential für die weitere Entwicklung der Produktivkräfte noch nicht erschöpft. Es entstand eine neue wissenschaftlich-technische Revolution ... Unter dem Druck des Klassenkampfes durchlief das kapitalistische System selbst bis zu einem gewissen Grad Reformen und Veränderungen, so daß die Klassenwidersprüche an Schärfe verloren ..., und die Gewerkschaftsorganisationen und die Arbeiterbewegung an Bedeutung einbüßten. (...) Der heutige Kapitalismus ist ganz anders als der traditionelle. Dagegen scheint das Verständnis der Marxisten bei Lenins Imperialismustheorie stehengeblieben zu sein. Der gegenwärtige Marxismus

hinkt hinter der Realität des modernen Kapitalismus und des modernen Sozialismus hinterher. Er kann weder überzeugende theoretische Erklärungen geben noch strategische Maßnahmen ergreifen, die die Herausforderung hinreichend bewältigen. Als einer Revolutionstheorie und einer Theorie der Umgestaltung der Welt fehlt ihm die Kraft zur Weiterentwicklung. (...) Die Ansichten von Georges Labica und Wolfgang Fritz Haug sind richtig: »Die Krise des Marxismus ist eine für die Existenz des Marxismus notwendige Form. Sie ist unentbehrlich für die Beschleunigung der Entwicklung der Marxismustheorie.«

Die historische Lehre aus der Krise des gegenwärtigen Marxismus

(...) Der Marxismus ist allmählich zur Ideologie der Arbeiterklasse geworden. (...) Die Entwicklung der deutschen Arbeiterbewegung nach 1875 hatte eine Weltanschauung für die Erziehung der Arbeiter erforderlich gemacht, mit der man sich der Einflüsse der bourgeois und feudalen Kultur entziehen konnte. Der Marxismus als eine globale Lehre wurde deshalb zur Erziehung der Arbeiter und zur Anleitung der Arbeiterbewegung verwendet. Er ... hat der internationalen Arbeiterbewegung ein neues Antlitz gegeben. Dies war ein Sieg des Marxismus, der aber auch die Gefahr einschloß, daß er zu etwas Absolutem und Abgeschlossenem würde.

Probleme entstanden im Prozeß der sowjetischen sozialistischen Revolution und in der Entwicklung der 3. Internationale, die von der Sowjetunion gelenkt wurde ... Zur Zeit Lenins galt der Marxismus als eine allumfassende Weltanschauung und politische Theorie. (...) Die Kommunistische Partei hatte die Autorität, den Marxismus zu erläutern und zu interpretieren. Die Diktatur des Proletariats als große Prämisse des politischen Handelns durfte zu dieser Zeit nicht diskutiert werden, aber davon abgesehen, wurden Themen wie die Theorie des Staates und die Kultur offenherzig besprochen.

Zu Beginn der Stalin-Ära war der Marxismus bereits zu einem Dogma erstarrt, das dann von Stalin noch beträchtlich und fehlerhaft erweitert wurde. Der Stalinismus wurde unter dem Namen des Marxismus-Leninismus praktisch zur offiziell herrschenden Ideologie von Partei und Staat. Dreierlei hat diese Verwandlung beschleunigt und vertieft. Erstens definierte Stalin den Leninismus nach eigenen Gesichtspunkten und erklärte ihn zum Marxismus in der Zeit des Imperialismus und der proletarischen Revolution. Das bedeutete, daß alle Lehren, die nicht auf der Linie des von Stalin definierten Leninismus lagen, unmarxistisch oder antimarxistisch waren. (...) Zweitens baute Stalin die Bedeutung der Partei in theoretischen Fragen durch seinen Schiedsspruch in den Debatten der Mechanisten der sowjetischen Philosophie und der Deborin-Schule aus, und verwirklichte so sein Theorie-Monopol. (...) Drittens wurde 1938 die von Stalin geprüfte und gebilligte »Geschichte der KPdSU (Bolschewiken). Kurzer Lehrgang« herausgegeben. (...) Das Buch, das auch die »Enzyklopädie des Marxismus« genannt wurde, diente als Vorlage beim Verfassen sämtlicher Lehrwerke und als Maßstab zur Prüfung von Recht und Unrecht jeglicher Theorien. Sein Einfluß war so groß, daß heutzutage die Sowjetunion nicht umhinkommt, die Geschichtsprüfungen abzuschaffen, weil die Lehrbücher voller »Lügen« sind. Der Einfluß

erstreckte sich auf die kommunistische Bewegung in der ganzen Welt. Auf diese Weise wurde in der UdSSR das von Moshe Lewin in seinem Buch »The Gorbachev Phenomenon« (London 1988) beschriebene System geschaffen »Macht (Partei und Staat) — Ideologie — Kultur: eine Dreieinigkeit«. (...) Stalin wurde zum Schiedsrichter in allen Sozial-, Geistes- und Naturwissenschaften. Als Folge davon sind die Naturwissenschaften und die Technologie der UdSSR gegenüber dem Westen weit zurück, und die Geisteswissenschaften haben bis auf spärliche Ausnahmen keinerlei bedeutende Früchte getragen. Der Marxismus wurde zum Stalinismus verfälscht und verfiel in Erstarrung und Stagnation. (...)

Zur Zeit Chruschtschows wurden die Interventionen von Partei und Staat in die Naturwissenschaften und die Technologie abgeschafft, aber nicht die in die Bereiche der Sozialwissenschaft, Geisteswissenschaft, Literatur und Kunst. (...) Während der Breschnew-Ära entstand eine Stagnation, wie Gorbatschow sagt, »eine Art Bremsmechanismus lähmte die gesellschaftliche und ökonomische Entwicklung«. Gorbatschow hat dies sehr lebendig geschildert: »Auch auf der ideologischen Ebene bewirkte der Bremsmechanismus wachsenden Widerstand gegenüber neuen Ideen und Versuchen, die auftauchenden Probleme konstruktiv zu analysieren ...; die Bedürfnisse und Meinungen der einfachen Werktätigen, überhaupt der Öffentlichkeit, wurden ignoriert. In den Gesellschaftswissenschaften wurde schablonenhaftes Theoretisieren angeregt und gefördert; kreatives Denken wurde daraus verbannt, und überflüssige und willkürliche Bewertungen und Urteile wurden zu unbestreitbaren Wahrheiten erklärt. (...) Ähnliche negative Tendenzen erfaßten die Kultur, die Künste und den Journalismus, ebenso den Ausbildungsbereich und die Medizin. Auch dort hielten Mittelmäßigkeit, Formalismus und Lobhudelei Einzug«. Gorbatschows Folgerungen sind: »Das unvoreingenommene und ehrliche Herangehen führte uns zu dem einzig logischen Schluß: unser Land driftete in eine Krise ab«, und »grundlegende Veränderungen und Wandlungen waren unumgänglich«.

Die Kommunistische Partei Chinas hat unter der Führung Mao Zedongs während der Zeit der demokratischen Revolution, hauptsächlich Ende der zwanziger bis Anfang der dreißiger Jahre, den falschen Tendenzen der Dogmatisierung des Marxismus und der Heiligsprechung der Beschlüsse der Kommunistischen Internationalen und der sowjetischen Erfahrungen durch die internationale kommunistische Bewegung und durch Mitglieder der KP Chinas erfolgreich den Kampf angesagt. Sie hat die allgemeinen Prinzipien des Marxismus mit der konkreten Realität der chinesischen Revolution verbunden, und mit der Theorie der neudemokratischen Revolution diese zum Sieg geführt. In den dreißiger Jahren, als der Stalinismus die internationale kommunistische Bewegung überschattete und die marxistische Entwicklung erstarren und stagnieren ließ, ging China im Osten seinen eigenen Weg und entwickelte den Marxismus durch die Ablehnung seiner Dogmatisierung und die Anregung, die Wahrheit in den Fakten zu suchen.

Nach 1957 lösten sich Mao Zedong und andere Genossen der Führung von der chinesischen Realität und vom Marxismus und begingen linksgerichtete Fehler, weil sie sich angesichts des Sieges in Selbstsicherheit wiegten und auf schnelle Erfolge erpicht waren. Diese linksgerichteten Fehler wurden auf Grund der Willkür Mao Zedongs und der Entwicklung zum Personenkult um ihn nicht korri-

giert und führten letztendlich zur »Kulturrevolution«. Im Gerüst von »Macht — Ideologie — Kultur: eine Dreieinigkeit« wurden die zahlreichen fehlerhaften Ergänzungen Mao Zedongs zum wahren Sinn des Marxismus erklärt. In der Zeit lautstarker Propaganda — »die Mao-Zedong-Ideen sind der gegenwärtig höchste und lebendigste Marxismus« — wurden alle Theorien, Lehren, Auffassungen und Thesen, die von den Mao-Zedong-Ideen abwichen, als »Revisionismus« bezeichnet. Zu jener Zeit glitt der Marxismus auch in China in eine Krise.

Der kritische, plurale und offene Charakter des Marxismus

(...) In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts entspricht der Lauf der Geschichte des Weltsozialismus bereits nicht mehr dem Einheitsmodell, das in der Stalinischen Ära verordnet worden war. Da es auf der Welt viele Staaten und Völker mit unterschiedlicher nationaler Lage und vielfältigen Kulturen gibt, sollte auch der Sozialismus vielfältig sein. Unterschiedliche Modelle des Sozialismus haben das Einheitsmodell ersetzt. Was die Leitgedanken des Aufbaus der verschiedenen Sozialismusmodelle betrifft, so unterscheiden sie sich ebenfalls voneinander. Beispielsweise weisen die chinesischen Eigenheiten des Sozialismusmodells Unterschiede zum jugoslawischen Modell des selbstverwalteten Sozialismus auf, was dazu führt, daß sich natürlich die konkreten Erläuterungen des Marxismus bezüglich des Aufbaus eines Sozialismusmodells im jeweiligen Land unterscheiden.

(..) Das Denken von Marx selbst war umfassend und tief. Nach mehr als hundert Jahren der Entwicklung und der Hinzufügungen und Interpretationen seiner Nachfahren wandelte sich der Marxismus. Wenn wir die Erläuterungen des Marxismus der Revolutionsführer betrachten, ist der Marxismus von Marx gerade nicht gleich dem Marxismus Stalins und gleicht auch nicht dem Marxismus Mao Zedongs. Deshalb, wie man den Marxismus kennt und erklärt, wie man ihn anwendet, wie man die Probleme der Realität mit der Lehre des Marxismus löst, den Weg der Befreiung der Klassen und der Menschheit findet usw.: es müssen Differenzen existieren, verschiedene Ansichten sowie alle Arten verschiedener marxistischer Tendenzen. Kein Mensch hat das Recht, das gesamte Gedankengut der Marxismus zu monopolisieren, niemand hat das Recht, eine Entscheidung darüber zu fällen, wer marxistisch ist und wer nicht. Aus dem Inneren des marxistischen Lagers sind alle Arten von Schulen hervorgegangen. Das Praktizieren von »hundert Schulen wetteifern miteinander« ist notwendige Bedingung für die Entwicklung des Marxismus. Personenkult und willkürliche Entscheidungen einer Person bewirkten, daß wir bitterste Erfahrungen machen mußten und der Marxismus der Stagnation und Krise anheimfiel. Die Pluralisierung des Marxismus ist eine gute Sache. Man muß den Mut haben, den pluralistischen Charakter des Marxismus anzuerkennen.

Natürlich ergibt sich daraus ein Problem, daß von den Tendenzen und Erklärungen des Marxismus noch lange nicht alle marxistisch sind. Wie kann man von der Theorie oder Methodik her die Kriterien des Marxismus beurteilen? Man kann die These des englischen Marxisten Eric Hobsbawm heranziehen. »Kriterium muß das am Ende des 19. Jahrhunderts herausgebildete Grundprinzip des

Marxismus sein, der historische Materialismus, und nicht eine Doktrin des Marxismus.«

Wenn der pluralistische Charakter des Marxismus anerkannt wird, versteht es sich von selbst, daß auch die Offenheit des Marxismus anerkannt werden muß. Die Offenheit war dem Marxismus ursprünglich inhärent. Marx selbst hat aus allen Errungenschaften der Menschheitskultur geschöpft und daraus seine Lehre entwickelt. Heute die Offenheit zu betonen, ist von großer Bedeutung, weil über einen lange Zeitabschnitt das Denken in den Ländern des real existierenden Sozialismus eine eigene Fesselung erfahren hat und die autokratischen Eingriffe der Regierungen in Wissenschaft und Lehre deren Stagnation verursachten.

Öffnen heißt, man muß gegen die Voreingenommenheit des Denkens, Sektierertums, Shdanowismus usw. Position beziehen, um die Sperrgebiete der Wissenschaft zu durchbrechen. Öffnen heißt, man muß, den gegenwärtigen pluralen Tendenzen des Marxismus und der Realität vielfältiger Sozialismen entsprechend, den inländischen und internationalen wissenschaftlichen und theoretischen Austausch vorantreiben. Man muß die Diskussion verschiedener Meinungen in Wissenschaft und Theorie gestatten, ja sogar ermuntern, um die Entwicklung des Marxismus und die Realisierung des Sozialismus anzuspornen. Öffnen heißt, man muß gestatten, Unmarxistisches und die theoretischen Lehren der kapitalistischen Klasse zu diskutieren, um durch das Aufnehmen ihrer vernünftigen Elemente unser Niveau und unsere Einsicht zu erhöhen. (...)

Das 3. Plenum des 11. ZK der KPCh schlug ein neues Blatt in der Entwicklungsgeschichte des Marxismus auf. Die chinesischen Marxisten haben das Recht und die Pflicht, den Geist des 3. Plenums zu festigen und zu entfalten, alle Sperrgebiete der Wissenschaft zu durchbrechen, alle wichtigen Probleme zu untersuchen, sich unaufhörlich in die sich verändernde Realität einzumischen, neue Theorien und Methoden zur Lösung von Problemen zu erforschen, um in die vom 3. Plenum neu eröffnete Entwicklungsgeschichte des Marxismus ihren eigenen Beitrag einzubringen.

Rede auf der »Theoretischen Diskussionsveranstaltung zum 10. Jahrestag des 3. Plenums des 11. ZK der Partei«

Ich bin gekommen, um an der theoretischen Diskussionsveranstaltung zum 10. Jahrestag des 3. Plenums teilzunehmen, weil ich am Geist des 3. Plenums festhalten möchte, und weil ich außerdem zur Einigkeit unter den Theoretikern beitragen möchte.

Vor zehn Jahren war ich einer der Teilnehmer an der Diskussion über theoretische Prinzipien. Jene Versammlung war die freieste und lebendigste seit Gründung der Volksrepublik China. Einige der heute allgemein anerkannten Prinzipien wie die Aufhebung der lebenslangen Versorgung auf leitenden Posten, wurden damals entwickelt. Aber den Teilnehmern der heutigen Veranstaltung wurde nahegelegt, sich mehr auf praktische Fragen zu konzentrieren als auf prinzipielle, außerdem sollten wir uns »nicht in Vergangemem verstricken«. (...)

Die »Doppel-Hundert-Politik« [bezieht sich auf die Parole, »Laßt hundert Blumen blühen, laßt hundert Schulen miteinander wetteifern«, im Jahre 1956] ist auf

jeder Versammlung über theoretische Arbeit angesprochen, aber oft verletzt worden. (...) In dieser Hinsicht ist die Trennung von Theorie und Praxis eine chronische Krankheit. Wenn gesagt wird, daß wir uns nicht in Vergangenheit verstricken sollen, daß es unterschiedliche Ansichten über die »Beseitigung der geistigen Verschmutzung« und über den »Widerstand gegen die bürgerliche Liberalisierung« gibt, dann meine ich, daß diese Kampagnen die schwerwiegendsten Probleme der letzten zehn Jahre für die Theoretiker aufgeworfen haben. Viele Genossen wünschen die Klärung dieser Fragen, besonders derjenigen, die theoretische und akademische Dispute hervorgerufen haben wie die Fragen des Humanismus, der Entfremdung, der Einschätzung Bucharins, der Periodisierung des Sozialismus, der Beseitigung des feudalistischen Einflusses etc. (...)

Was die Einigkeit anbelangt, so konnte ich sofort bei Betreten der Versammlung erkennen, daß, obwohl natürlich viele aufgeklärte Genossen und auch junge Theoretiker erschienen sind, dennoch die überwiegende Mehrheit der Vorkämpfer des Theoriesymposiums von vor zehn Jahren, die danach offene Ideen vertreten haben, und einige neu in Erscheinung getretene junge Wissenschaftler hier nicht auftreten dürfen. (...) Ich hörte: »Wenn Sie sich nur einmal die Namensliste anschauen, werden Sie feststellen, daß unter den fünfzig speziell eingeladenen Vertretern ... besonders auch Genossen sind, die andere Standpunkte in den theoretischen Wissenschaften haben«. Ich schaute mir weiterhin Unterlagen an, wo in der Erklärung zu den speziell eingeladenen Vertretern folgende Floskel auftauchte: »... sogar Genossen, die schon einmal kritisiert und gemäßregelt worden sind«. Ich glaube, solch eine Äußerung und der dahinterstehende Gedanke sind falsch. Erstens ist es ganz normal, daß es in der Theorie unterschiedliche Standpunkte gibt. (...) Ist es gut, wenn hundert Schulen miteinander wetteifern? Oder ist es gut, eine Lehre oder Person zum Maßstab aller Urteile zu machen? Wenn nicht einmal die öffentliche Meinung einheitlich sein soll, ist es dann möglich, eine einheitliche Theorie zu fordern? Ist die Theorie eines Landes vereinheitlicht, so wird sie ihre Lebendigkeit verlieren. Wenn der ursprüngliche Leitgedanke bei der Organisation der heutigen Theoriediskussion der der Einheitlichkeit der Theorie war, ... falls diese Theorie nur eine Auffassung fordert, dann bin ich der Meinung, daß diese Versammlung besser nicht stattfände, weil sie sonst jede Bedeutung verliert und sich des Namens »Theoriediskussion« unwürdig erweist. Hier »Theorie«, dort »Diskussion« — aber meinen, daß unterschiedliche theoretische Standpunkte Ketzerei bedeuten, ist das nicht blanker Hohn?

Und dies mit der Formulierung »Genossen, die schon einmal kritisiert und bestraft worden sind« in Beziehung zu setzen, darin erscheint der zweite Fehler. Kritik und Bestrafung für unterschiedliche theoretische Meinungen müssen der Direktive »Laßt hundert Blumen blühen, laßt hundert Schulen miteinander wetteifern« und der akademischen Freiheit zuwiderlaufen. Wie allen bekannt, befinden sich auf der Namensliste der speziell eingeladenen Vertreter auch Li Shu, Yu Guangyuan und Wang Ruoshui, die wegen »geistiger Verschmutzung« und »bürgerlicher Liberalisierung« ungerecht behandelt worden sind. Wir trauern um den Genossen Li Shu, den marxistischen Historiker, der unglücklicherweise vor kurzem von uns gegangen ist. Ihn einerseits einladen, aber andererseits davon

sprechen, daß er kritisiert und bestraft worden sei, das kann genügen, einen Menschen schmerzlich zu enttäuschen. (...) Sich gegenseitig derart niederzumetzeln, ist das mit dem Geist der Einigkeit zu vereinbaren? Die Standpunkte von Yu Guangyuan und Wang Ruoshui sind nicht falsch, sie sind einzig und allein nicht nach dem Geschmack der derzeitigen Führer in den theoretischen Zirkeln, das ist alles. Selbst wenn es so wäre, daß ihre wissenschaftlichen Standpunkte nicht stimmen, so widerspricht die Verfahrensweise, daß wissenschaftliche Standpunkte bestraft werden, doch den Bestimmungen der Verfassung über die akademische Freiheit und der Direktive »Laßt hundert Schulen miteinander wetteifern«. Wenn ihnen diese Versammlung einen solchen Status als speziell eingeladene Vertreter gibt, dann ist es nicht verwunderlich, wenn sie hier nicht erscheinen. Kann man mit solchen Formulierungen und Verfahren die Einigkeit der Theoretiker fördern?

»Laßt hundert Schulen miteinander wetteifern«, die Entfaltung der wissenschaftlichen Freiheit, das gehört zu den größten Anliegen der Wissenschaftler und Theoretiker. Zunächst möchte ich über die Zeit vor der Kulturrevolution sprechen. Die Kampagne der »Doppel-Hundert« wurde nie ernsthaft durchgeführt. Obwohl es richtig ist, wenn man heute sagt, daß dies »wegen linker Fehler in den Leitgedanken der Partei« nicht geschah, so ist dies doch zu abstrakt und nicht konkret. Ich glaube, daß der Grund hauptsächlich darin liegt, daß die in der Verfassung verankerte »Rede-, Presse-, Versammlungs- und Vereinigungsfreiheit«, d.h. die politische Freiheit, nicht respektiert wurde. Die Verfassung schreibt nicht vor, daß man politische Fragen nicht diskutieren darf. Nach juristischen Grundsätzen sind alle Handlungen, von denen nicht durch Gesetz bestimmt ist, daß sie nicht durchgeführt werden dürfen, nicht illegal. (...) Abweichende Meinungen von Wissenschaftlern und Theoretikern wurden dennoch häufig von gewissen Führern zu politischen Fehlern erhoben und bestraft. Ein deutliches Beispiel ist der Kampf gegen die »Rechtsabweichler« im Jahre 1957, in dem fast alle herausragenden Persönlichkeiten innerhalb und außerhalb der Partei niedergemacht wurden. Ein weiterer Grund, weshalb die Leitlinie »Laßt hundert Schulen miteinander wetteifern« nicht realisiert werden konnte, war, daß unter dem »Klassenkampf als Hauptprogramm« sich die Diktatur des Proletariats auf alle Felder zu erstrecken hatte, auch auf die der Ideologen und Theoretiker. (...) Die von Anfang an massiv durchgeführte, keine Rechtfertigungen zulassende »große Kritik an der Wissenschaft« erreichte ihren Höhepunkt in der Kulturrevolution und bildete einen Kulturdespotismus heraus. (...) Statistischen Angaben zufolge wurde nach der Staatsgründung bei Naturwissenschaftlern 34mal die »große Kritik an der Wissenschaft« durchgeführt, aber keine einzige war berechtigt. Bei den Gesellschaftswissenschaftlern ging die Zahl noch darüber hinaus. (...) Heute müssen alle von der Verfassung garantierten Freiheiten deutlich respektiert werden. Es muß respektiert werden, daß politische Fragen diskutiert werden können. Und es müssen Maßnahmen ergriffen werden, damit die falsche »große Kritik an der Wissenschaft« sich nie wiederholen kann.

Seit dem »3. Plenum« wurde die Leitlinie »Laßt hundert Schulen miteinander wetteifern« im Vergleich zu früher ziemlich gut realisiert. Viele Intellektuelle zogen aus der Vergangenheit Lehren, schüttelten die geistigen Fesseln ab und

verstärkten ihre Fähigkeit zu unabhängigem Denken und ihre Entscheidungsfähigkeit über richtig und falsch. Besonders weil der kulturelle Despotismus, »die große Kritik an der Wissenschaft«, Menschen durch Kritik politisch zu erledigen, das »Schandmützeaufsetzen« und weiteres den Gefühlen des Volkes äußerst zuwider war, hatte die Zahl derjenigen, die nach der Pfeife der Macht tanzten, bedeutend abgenommen. (...) Dennoch lief in diesen zehn Jahren nicht alles glatt. Nicht als Kampagne bezeichnete Kampagnen, nicht als »große Kritik an der Wissenschaft« bezeichnete »große Kritik an der Wissenschaft« gibt es nach wie vor. Die beiden größten waren die Kampagnen »gegen die geistige Verschmutzung« und »gegen die bürgerliche Liberalisierung«. (...) In Wirklichkeit gibt es immer noch einige wenige theoretische Führer, die sich selbst zu Verteidigern der Reinheit des Marxismus ernennen ..., abweichende wissenschaftliche Meinungen als politische Fehler klassifizieren und Strafen verhängen. Der Fall von Wang Ruoshui ist ein deutliches Beispiel. Daß Wang Ruoshui über Humanismus und Entfremdung gesprochen hat, war nun wirklich kein Fehler. Heute sehen die fortschrittlichen Persönlichkeiten auf der ganzen Welt den Humanismus als ein wesentliches Merkmal des Sozialismus an. Und Entfremdung gibt es überall in China und in den Ländern des real existierenden Sozialismus. Sind Korruption, Bereicherung der Kader, Privilegien usw., die bei allen verhaßt sind, nicht Musterbeispiele von Entfremdung? Wenn dies so ist, dann sind Humanismus und Entfremdung aber diskutierbare wissenschaftliche Probleme. In welchem sozialistischen Land, in welcher kommunistischen Partei werden diese Probleme heute nicht diskutiert? Trotzdem gibt es jemanden, der meint, daß Humanismus und Entfremdung gegen den Sozialismus gerichtet seien, gleichzeitig aber die von ihm selbst geschriebene »Theorie des Humanismus und der Entfremdung« als Lehrmaterial verkündet. Würde diese Person auf einem gleichwertigen Status und als Theoretiker an der Diskussion teilnehmen, so würde seine Meinung, egal wie scharf formuliert, willkommen geheißen. Er aber tabuisierte diese beiden wissenschaftlichen Theoriefelder, bestrafte Wang Ruoshui wegen als politisch bezeichneter Probleme, entthob ihn aller Ämter und zwang ihn schließlich, seine Parteimitgliedschaft aufzugeben. Yu Guangyuan wurde zwar nicht bestraft, aber ebenfalls ungerecht behandelt. (...) Merkwürdig ist, daß kürzlich verschiedene Führer behaupteten, in den letzten zehn Jahren habe es keinen Fall von »durch Kritik politisch erledigen« mehr gegeben. Erst bei Personenverfolgung liege »durch Kritik politisch erledigen« vor. Mit dieser Argumentation wird nicht nur die ihrem Wesen nach »große Kritik an der Wissenschaft« der letzten zehn Jahre vertuscht, sondern auch die vielen »großen Kritiken an der Wissenschaft« aus der Zeit vor der Kulturrevolution werden gerechtfertigt. Aber selbst wenn man sich an diesen »strengen« Maßstab hält, kann man nicht sagen, daß es in den letzten zehn Jahren keine solchen Fälle gegeben hätte. Alle mögen sich überlegen: Warum ist der Genosse Zhou Yang bis heute krank? Steht das nicht mit der 1983 gegen ihn vorgebrachten ungerechten Kritik in direktem Zusammenhang? (...)

Heute ist es dringend notwendig, mit ernster Aufrichtigkeit und ohne Vorbehalt zu erklären, daß die Theoretiker bei ihrer Arbeit geschützt werden, daß sie die notwendige Freiheit und Sicherheit erhalten müssen. Wenn die theoretische

und wissenschaftliche Arbeit nicht den nötigen Schutz erfährt, wird die Wegbereitung der Reformen gewaltig eingeschränkt werden. Es sollte garantiert werden, daß mit jenen ... »großen Kritiken« entschlossen aufgeräumt wird. Und es sollten nicht umgekehrt die Theoretiker fälschlich beschuldigt werden, sie seien »dagegen, Menschen durch Kritik politisch zu erledigen«, um so jegliche Kritik zu unterbinden.

Einer der Gründe, weshalb wir keine wissenschaftliche Freiheit verwirklichen, liegt im Unverständnis des Marxismus. Das Problem besteht darin, daß sich einige Führer auf dem Felde der Theorie selbst für Marxisten halten. In Wirklichkeit benutzen sie marxistische Ansichten, die in den dreißiger und vierziger Jahren simplifiziert, dogmatisiert, versteinert und mit einem Heiligenschein umgeben wurden, um subjektiv zu entscheiden, was richtig und was falsch ist.

1. Zur Krise des Marxismus: Wir sollten offen anerkennen, daß sich der Marxismus gegenwärtig in der »Krise« befindet. Wenn man das Wort »Krise« fürchtet, kann man auch ohne weiteres sagen »befindet sich an einem Wendepunkt«. (...)

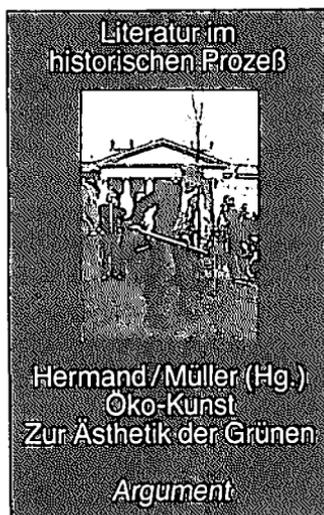
2. Zum Festhalten am und Entwickeln des Marxismus: Wenn wir unter den gegenwärtigen Bedingungen vom Festhalten am Marxismus (und von seiner Entwicklung) sprechen, müssen wir vor allem das Entwickeln betonen. Ohne Entwicklung wird es unmöglich sein, am Marxismus festzuhalten. (...)

3. Zu unterschiedlichen Schulen innerhalb und außerhalb des Marxismus: Gibt es verschiedene Schulen innerhalb des Marxismus? Unabhängig vom Marxismus, gibt es verschiedene wissenschaftliche Schulen? Ist es möglich für diese Schulen, miteinander zu streiten? Die grundlegende Frage besteht darin, die Pluralität des Marxismus anzuerkennen. (...)

Ich nehme an dieser Veranstaltung teil in der Hoffnung auf Einigkeit. Der größte Teil unserer Theoretiker ist einig. Das Problem liegt bei einzelnen führenden Leuten, die sich in der Vergangenheit selbst zu Marxisten ernannt und solche Genossen diskriminiert haben, die von ihnen abweichende theoretische Standpunkte vertraten. Sie überhöhten diese theoretischen Standpunkte zu politischen und teilten die Theoretiker in Marxisten, Nichtmarxisten und Antimarxisten ein ... Außerdem fertigten sie Berichte von der Art der »Geschichte des Kampfes zweier Linien« an, die sie zahllos während der Kulturrevolution abgeliefert haben. (...) Nur durch Beendigung solcher Praktiken kann Einigkeit unter den Theoretikern und ein wirkliches Aufblühen in der wissenschaftlichen Arbeit erreicht werden.

Aus dem Chinesischen von Markus Fehr, Rainer Heufers und Beate Kayser-Zhang

Literatur im historischen Prozeß



Öko-Kunst?

Zur Ästhetik der Grünen

Hg. von Jost Hermand und Hubert Müller

AS 185, LHP 26, 176 S., br., DM 18,50

Absicht des Bandes ist es, die Debatte über eine »grüne« Ästhetik mit möglichst vielen neuen Perspektiven zu bereichern. Neben Vertretern populistischer Ansichten, die lediglich eine »Kultur von unten« gelten lassen, treten zusehends pluralistischer denkende Grüne auf, die auch die hohen Kulturformen für sich in Anspruch nehmen, statt sie von vornherein den etablierten Parteien zu überlassen.

Neben Grundsatzklärungen führender grüner Politiker stehen Abhandlungen, in denen sich Kulturwissenschaftler mit den spezifischen Fragen einer »grünen« Ästhetik auseinandersetzen.

Liebe, die im Abgrund Anker wirft

Hans Friedrich Baum
Wolfgang Dorchert
Willy Brendel

Hamburg als literarisches Feld im 20. Jahrhundert

Ida Dehmel
Anst Eggbrecht
Hubert Fehse
Gerd Fick
Albert Hirthig
Hans Denny Schwan
Peter Martin Lampel
Ulrich Lengenma
Egon Erich Kisch
Werner Kugel
Peter Mühlendorf
Gerd Straß
Johanna Wolf



Abstraktion von
Egon Erich Kisch
und
Hans-Gerd Winter

Argument

Liebe, die im Abgrund Anker wirft

Autoren und literarisches Feld im Hamburg des 20. Jahrhunderts

Hg. von Inge Stephan und Hans-Gerd Winter

ca. 320 S., 27 Abb., br., DM 28,—

Mit diesem Buch erscheint in der Reihe »Literatur im historischen Prozeß« erstmals ein auf das Hamburger Literaturleben bezogener, informativ illustrierter Band. Die Aufsätze gelten bekannten Autoren (u.a. Brendel, Borchert, Fichte, Jahnn und Rühmkorf), aber auch vergessenen wie Ida Dehmel, Peter Martin Lampel oder Johanna Wolf. Darüber hinaus werden wichtige Institutionen des literarischen Feldes vorgestellt (u.a. das literarische Nachtprogramm des NWDR und die »Freie Akademie der Künste«).

Argument

Rentzelstraße 1 2000 Hamburg 13

André Gunder Frank

Weltverschuldungskrise, Europäische Herausforderung und 1992

Die anhaltende Weltwirtschaftskrise und insbesondere ihre Manifestation als weiter wachsende Weltverschuldungskrise eröffnet neue Alternativen für Europa, weiterreichende Alternativen als die oft beschworene Vereinigung des (west-) europäischen EG-Marktes 1992. Sie stellen ein vereinigtteres Europa in Aussicht, das Ost und West, Nord und Süd umfassen würde, so wie ich es 1983 in meinem Buch *Die Europäische Herausforderung* beschrieben habe.

Wir können allgemeine und spezifische Ursachen und Konsequenzen der Weltverschuldungskrise unterscheiden. Die allgemeinen Ursachen leiten sich aus der Struktur und Wirkungsweise der kapitalistischen Weltwirtschaft her, die durch das Ungleichgewicht von Nord und Süd, Reich und Arm etc. sowie einen Prozeß unregelmäßiger zyklischer Entwicklungen gekennzeichnet ist. Adam Smith sah schon 1776 während einer der langen ökonomischen Krisen der Weltwirtschaft im Anwachsen der Geld- und Kreditschuldenmengen eine Reaktion auf sinkende Profitraten. Er vertrat die Ansicht, daß die Schuldenanhäufung eine Kette von Konkursen nach sich ziehen würde und beklagte das »schreckliche Unglück«, das diejenigen zu erleiden hatten, die der heutigen Peripherie — der Dritten Welt — entsprechen. Wie alle vorangegangenen Weltwirtschaftskrisen hat auch die gegenwärtige, die 1967 begann, beide bereits von Smith festgestellten Phänomene zur Folge gehabt. Die Krise führte sowohl zu einem enormen Anstieg der Geld- und Kreditschuldenmenge in ihrem Zentrum als auch zu einem verstärkten Kapitalabfluß aus Teilen der Peripherie der Weltwirtschaft, was dort wiederum das »schreckliche Unglück« vergrößerte. Diese beiden Entwicklungen bedingten sich gegenseitig.

Die spezifischen Ursachen der Weltverschuldungskrise hängen mit den Darlehen bzw. Krediten zusammen, die aus dieser neuen Geld- und Kreditmenge an Länder der Dritten Welt (in den siebziger Jahren) und die USA (in den achtziger Jahren) gingen. Hinzu kommt, daß die meisten Staaten in Ost, West und Süd zur Zeit mit Haushaltsdefiziten und daraus resultierenden Staatsverschuldungen kämpfen. Die Verschuldung von Unternehmen und Privatleuten ist ebenfalls stark angestiegen. In den siebziger Jahren, vor allem während der starken Rezession 1973-75, kompensierte man sinkende Investitionen und Exportnachfragen im Westen teilweise mit erhöhten Exporten in den Süden, d.h. in die Dritte Welt, und den sozialistischen Osten. Kürzungen der Produktionskosten durch die Anbieter wurden durch ein exportbedingtes Wachstum im Süden und ein importgerichtetes Wachstum im Osten gefördert. Beide Regionen brauchten finanzielle Mittel, die durch Darlehen westlicher Banken gewinnbringend zur Verfügung gestellt wurden. Da die westliche Industrie nicht investierte und auf Grund geringer Kapazitätsauslastung und niedriger Profitraten weniger Kredite in Anspruch nahm, waren westliche Banken eifrig bemüht, ihre bisher dem Westen gewährten Darlehen nun dem Osten und Süden anzubieten, die ihre Importe und Exporte ankurbeln wollten. Dieses Arrangement erwies sich für alle Beteiligten als

vorteilhaft, bis die noch stärkere Rezession 1979-82 zu einem Teufelskreis steigender Kosten und sinkender Zahlungsfähigkeit führte. Für die wachsenden Kosten war der Anstieg der Zinsraten und des Dollarkurses (jener Währung, in der die meisten Darlehen bzw. Schulden abgewickelt wurden) verantwortlich, der wiederum durch die geldpolitische Reaktion der USA auf die Rezession und Inflation von 1979 verursacht wurde. Die Schulden konnten kaum noch beglichen werden, weil die Rezession zu sinkenden Warenexporten und Preisen führte. Auch die überzogene Entscheidung der Banken, die Vergabe weiterer Darlehen an den Süden und Osten einzuschränken, verringerte die Fähigkeit dieser Länder, alte Schulden durch Aufnahme neuer Kredite zu bezahlen. Das alles führte schließlich zum Ausbruch der dritten Weltschuldenkrise 1981-82 (und zwar zunächst in Form einer Liquiditätskrise, die dann zur Zahlungsunfähigkeit führte) ... und zum Transfer der Darlehen/Schulden in die USA. Um die Weltwirtschaft während der sich weiter verschärfenden weltwirtschaftlichen Krise und angesichts der Schuldenkrise in der Dritten Welt in Gang zu halten, begann man die Schulden der USA zu finanzieren. Auf allen Ebenen (Verschuldung von Bund, Ländern, Städten, Körperschaften, privaten Konsumenten und auf dem Gebiet der Auslandsverschuldung) wuchs die Verschuldung wesentlich schneller als zuvor und schneller als das Bruttosozialprodukt dieser »Kasino-Gesellschaft« — wie *Business Week* 1985 schrieb. 1982 noch der größte Kreditgeber der Welt, wurden die USA 1985 zum größten Schuldner der Welt. 1987 überstieg die Auslandsverschuldung der USA die von ganz Lateinamerika. 1990 wird sie wahrscheinlich größer sein als die der gesamten Dritten Welt. Die Titel einiger Bücher und Artikel von Autoren der Wirtschaftsprominenz skizzieren die Situation.¹

Eine extreme Verschuldung führt normalerweise zur wirtschaftlichen Deflation und Depression, wenn die Seifenblase der Spekulation zerplatzt. Dann schlägt die Finanzwirtschaft zurück auf die reale Wirtschaft und reduziert tatsächliche Investitionen, Produktion, Arbeitsplätze und Konsum noch weiter. Darüber hinaus verschärft jeder dieser allgemeinen weltwirtschaftlichen Rückschläge das »schreckliche Unglück« zumindest in Teilen der weltwirtschaftlichen Peripherie. Drittweltländer werden gezwungen, beim Konsum zu sparen und ihr eigenes Kapital zu exportieren, damit das weltwirtschaftliche Zentrum sich wieder erholen kann. Die wirtschaftliche Depression und das Elend in Lateinamerika, Afrika und Teilen Asiens sind die spezifischen Konsequenzen dieser Schuldenkrise gewesen — und die Situation in diesen Ländern ist schlimmer als in den dreißiger Jahren. Lateinamerika ist um zehn Jahre zurückgefallen und ist, was Wachstum und Entwicklung angeht, auf dem Stand der siebziger Jahre. Afrika ist um zwanzig Jahre zurückgeworfen worden, das Einkommensniveau liegt heute niedriger als zur Zeit der Erlangung der Unabhängigkeit in den sechziger Jahren. Importe, Investitionen, Produktion, Konsum und sogar die gesellschaftliche Reproduktion (durch mangelnde Investitionen im Bereich der Gesundheits- und Sozialfürsorge) dieser Völker sind drastisch zurückgegangen; die Umwelt wird in gefährlicher Weise ausgebeutet, um Exportüberschüsse zu erzielen und so die Zinsen für die Inlands- und Auslandsverschuldung bezahlen zu können. Verglichen mit den Reparationszahlungen, die Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg leisten mußte und die 25 % der Exporteinnahmen und durchschnittlich 2 % des

Bruttosozialprodukts in den zwanziger Jahren ausmachten (bis zu einem Maximalwert von 3 % in den Jahren 1929-31), fließen seit 1983 häufig zwischen 60 und 100 % der Exportgewinne und durchschnittlich 6 bis 10 % des Bruttosozialprodukts lateinamerikanischer Staaten ins Ausland. Daraus ergibt sich ein Kapitalfluß aus den armen Ländern der Dritten Welt in die reichen westlichen Staaten von ca. 120 Billionen US-Dollar pro Jahr bzw. von über 700 Mrd. Dollar seit Beginn der Schuldenkrise. In der Folge sank das Pro-Kopf-Einkommen um durchschnittlich 15 % in Lateinamerika und 25 % in Afrika. Das Nationaleinkommen Brasiliens hat nur einmal — 1985 — den Stand von 1981 wieder erreichen können. Der durchschnittliche Rückgang im Volkseinkommen verteilt sich dabei ungleichmäßig und trifft mit unproportionaler Härte gerade die Ärmsten der Armen. Deren ohnehin schon niedrige Beschäftigungsrate und geringer Lebensstandard sind durch die Schuldenkrise der Dritten Welt noch tiefer gesunken. Der Tag rückt näher — wahrscheinlich mit der nächsten Rezession —, an dem die Dritte Welt auf die Aufforderung westlicher Banken, Regierungen und des IWF, den Gürtel noch enger zu schnallen, antwortet: »Ich kann nicht. Ich habe ihn gestern aufgegessen.«

Die Unruhen, die diese Situation vor kurzem in Venezuela ausgelöst hat, und die damit verbundenen Todesopfer haben die westlichen Banken und Regierungen aufmerken lassen; US-Schatzminister Brady bekundete schließlich seine Absicht — ohne allerdings konkrete Maßnahmen vorzuschlagen —, den »Baker-Plan«, der die Schuldenlast der Dritten Welt immer weiter erhöht, durch seinen eigenen »Plan« zu ersetzen und die Schulden »irgendwie« zu reduzieren.

Gewinnbringend erweist sich die Schuldenkrise der Dritten Welt für die (großen) Banken im Westen. Ihr Profit ging auf Kosten der kleineren Banken (die den großen geopfert wurden), der Industrie (die Exportmärkte verlor), der Arbeiterschaft (die Arbeitsplätze in der Exportindustrie verlor), und vor allem auf Kosten US-amerikanischer Bauern (die Exportmärkte verloren und mit größeren, preiswerteren Warenexporten aus der Dritten Welt konkurrieren mußten). Auch einige amerikanische Konsumenten und Wirtschaftsbranchen — vor allem die Rüstungsindustrie — profitieren von dem amerikanischen Roulettespiel im Weltkasino — auf Kosten japanischer und europäischer Sparer, die die amerikanischen Haushalts- und Handelsdefizite finanzieren.

Doch jeder Versuch, die Amerikaner dazu zu bewegen, ihre Auslandsverschuldung, wenn nicht zu begleichen, so doch wenigstens zu verringern, indem sie nach lateinamerikanischem Vorbild den Gürtel enger schnallen oder Exportüberschüsse erzielen, wird an zahlreichen politischen und ökonomischen Hindernissen scheitern. Es wird politisch ungleich schwerer bzw. unmöglich sein, die Nordamerikaner so zum Sparen zu bringen wie die Lateinamerikaner. Es wird auch für den Rest der Welt wirtschaftlich wesentlich schwieriger bzw. unmöglich sein, einen amerikanischen Exportüberschuß oder gar den Verlust des amerikanischen Importmarkts für die eigenen Exporte aus Europa, Japan und den ostasiatischen Schwellenländern auszuhalten. Deshalb wird wahrscheinlich ein Gutteil der amerikanischen Schulden in Wirklichkeit nicht bezahlt bzw. nicht einmal de facto abgewickelt werden, weil durch kontinuierliche Geldverschiebungen, Umwälzungen und/oder Konkurse, glatten Zahlungsverzug oder Inflation/Abwertung des Dollars der tatsächliche Schuldenumfang reduziert wird.

Die nächste Rezession — die fünfte in der gegenwärtigen Weltwirtschaftskrise — droht dieses Ungleichgewicht zu verstärken und den Zusammenbruch zu beschleunigen, indem sie die Weltwirtschaft in das »schwarze« Schuldenloch zieht (um einen Ausdruck des Wirtschaftswissenschaftlers Lester Thurow vom Massachusetts Institute of Technology zu verwenden). Die wachsende Inlands- und Auslandsverschuldung in vielen Teilen der Welt wird wahrscheinlich weitere inflationäre Maßnahmen zur Bekämpfung der Rezession dann verhindern, wenn sie am dringendsten nötig wären. Bei der nächsten Rezession z. B., um Konkurse von Unternehmen, die aus wertlosen Obligationen finanziert werden, und von Banken, die von Darlehen zwischen Banken abhängig sind, abzuwehren. Wer wird dann die USA als Kreditgeber und -nehmer am Ende der Reihe ablösen?

Die anhaltende Weltwirtschaftskrise verschärft das akkumulierte regionale und sektorale Ungleichgewicht zwischen Amerika, Japan und Europa als den Haupthandelszentren der Welt auf der einen, und ihren Handelspartnern im Ostblock und der Dritten Welt auf der anderen Seite. Die Konflikte, die sich aus dem wachsenden Ungleichgewicht von Finanzschuldenspekulation und realen, ökonomisch produktiven Investitionen ergeben, werden angesichts der ohnehin schon divergierenden Geld-, Steuer-, Währungs-, Handels- und Sicherheitspolitik noch schwieriger zu lösen sein. Deshalb droht eine weitere (noch schwerere?) Rezession auch eine weitere (akutere?) Krise innerhalb der Krise auszulösen. Möglicherweise führt diese Entwicklung zu einer verstärkten neo-merkantilistischen Regionalisierung der Weltwirtschaft in Dollar-, Yen- und Mark-Zonen und/oder der Abschottung von Handels- (und politischen?) Blöcken.

Gleichzeitig beruht die Ausdehnung des amerikanischen Außenhandels in den achtziger Jahren beinahe ausschließlich auf Geschäften in der Pazifikregion. Dies spiegelt die Tendenz, das Zentrum der Weltwirtschaft vom atlantischen in den pazifischen Raum zu verlagern, wider. Der angestrebte stärkere Zusammenschluß der (west-)europäischen Gemeinschaft für 1992 muß vor dem Hintergrund dieser kurzfristigen Zyklen und langfristigen Tendenzen betrachtet werden.²

Die Entwicklungen der jüngsten Vergangenheit haben die Interessenkonflikte zwischen transatlantischen und anderen westlichen Verbündeten weiter verschärft. Diese Konflikte sind wirtschaftlicher und zunehmend auch politischer Natur. Die wirtschaftlichen Konflikte umfassen handels-, geld- und steuerpolitische Maßnahmen, die sich auf die Währung, den Export, auf Zinsraten, Kapitalfluß sowie den wirtschaftlichen und technologischen Wettbewerb auswirken. Die politischen Interessenkonflikte zeigen sich hauptsächlich in Form von Streitigkeiten über den »Lastenausgleich« bei Verteidigungsausgaben und bei Fragen zur Verteidigungsstrategie und -taktik in der NATO.

An der wirtschaftlichen Westfront hat die steigende Schuldenlast dazu geführt, daß die finanzpolitischen Steuerungsmöglichkeiten der einzelnen Staaten zur Einleitung des wirtschaftlichen Aufschwungs so gut wie ausgeschöpft sind. Auch hat sich eine Koordination solcher Maßnahmen auf internationaler Ebene bisher als nicht durchführbar erwiesen. Die nächste Rezession 1989-90 wird diese Probleme weiter verstärken und die Konflikte verschärfen. Eine starke Rezession würde geld- und steuerpolitische Maßnahmen und ihre staatsübergreifende

Koordination in dem Moment völlig lahmlegen, in dem sie von entscheidender Wichtigkeit wären, um die Rezession nicht in eine Depression umkippen zu lassen. Westeuropa wird dann u.U. wichtige amerikanische Marktanteile verlieren; es wird sich auf dem Weltmarkt der wachsenden Konkurrenz aus Japan und — bei fallendem Dollarkurs — auch aus den Staaten erwehren müssen. Westeuropa wird daher zunehmend auf mehr Märkte in Osteuropa und der Sowjetunion (und vielleicht im Mittleren Osten und Afrika) angewiesen sein.

Auch die sowjetische und osteuropäische Wirtschaft ist in den letzten Jahren eher geschwächt als gestärkt worden, trotz einiger höherer Wachstumsraten. Rumänien und Jugoslawien befinden sich in einer wirtschaftlichen und möglicherweise politischen Krisensituation, die an das Polen der jüngsten Vergangenheit erinnert. Polen selbst ist es nicht gelungen, die notwendigen wirtschaftlichen Reformen durchzuführen. Die Wahlentscheidung von 1987 gegen das Reformprogramm der Regierung erschwert die notwendige Neustrukturierung und verstärkt die Versorgungsengpässe. Das Zugeständnis der Regierung, Solidarnosc zu legalisieren und Wahlen abzuhalten, ist dabei wohl eher als Versuch zu werten, den totalen Zusammenbruch abzuwehren, als daß dies einen Schritt zur Lösung der Krise bedeutete. Bulgarien, die Tschechoslowakei und die DDR sind wirtschaftlich einigermaßen intakt und beobachten abwartend die Entwicklungen in der Sowjetunion, wo Gorbatschow mit der spektakulären Einleitung von Perestrojka und Glasnost auf die angespannte wirtschaftliche Lage der Sowjetunion und ihre internationale Wettbewerbs(un-)fähigkeit reagierte. (Glasnost bildet dabei die unabdingbare politische Voraussetzung für die Realisierung der wirtschaftlichen Perestrojka.) Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten in der Sowjetunion, ganz zu schweigen von den damit verbundenen politischen und nationalen Problemen, sind gewaltig: Wie soll man die Wirtschaft mit dem ererbten Preissystem neu strukturieren? Wie das Haushaltsdefizit reduzieren (das proportional doppelt so hoch ist wie das amerikanische)? Wie den Rubel konvertierbar machen, ohne zunächst das staatliche Preissystem zu ändern? Und vor allem, wie sollen durch die Perestrojka unmittelbare wirtschaftliche Vorteile für die Bevölkerung geschaffen werden, bevor die dazu nötige Realisierung von Glasnost (und die daraus resultierenden nationalen Ressentiments) Gorbatschow gestürzt und Perestrojka rückgängig gemacht haben? Fest steht, daß die westliche (und vor allem europäische) Zusammenarbeit in Wirtschaft und vielleicht auch Politik für ganz Osteuropa und die Sowjetunion lebenswichtig sein wird, um die gesellschaftlichen und eventuellen politischen Kosten der Neustrukturierung und Veränderung zu minimieren. Deshalb ist die europäische Herausforderung auch in Osteuropa und der Sowjetunion ein so aktuelles Thema, daß Gorbatschow darauf besteht, von »unserem gemeinsamen europäischen Haus« zu sprechen.

Diese und andere wirtschaftliche und weltpolitische Gründe haben Gorbatschow auch dazu veranlaßt, eine weitgefächerte diplomatische Offensive zur Verbesserung internationaler wirtschaftlicher, politischer und strategischer Beziehungen in Europa und der Welt zu führen. Das bislang aufsehenerregendste Ergebnis dieser Offensive ist der Vorschlag der doppelten Nulllösung mit dem Ziel, alle atomaren Mittelstreckenraketen in Europa zu vernichten. Eine massive Verringerung der strategischen Waffen ist als START bereits vorgeschlagen

worden. Die Abrüstungsverhandlungen werden hauptsächlich von den USA und der Sowjetunion geführt, doch sie sind gerade für Europa von entscheidender Bedeutung. Der kontrollierte Abbau nuklearer Waffen, die auf europäischem Boden stationiert sind, berührt ureigene europäische Interessen und erfordert eine europäische Kooperation. Manche argumentieren, daß hier auch eine Möglichkeit der europäischen Abnabelung von Amerika liegt.

Zukünftige Abrüstungsvorschläge könnten zunehmend zu einer inter-europäischen Angelegenheit werden. Jüngste und möglicherweise zukünftige sowjetische Abrüstungsvorschläge an Europa, die in sowjetischen Erklärungen bereits anklingen, könnten eine dritte Nulllösung für alle in Europa stationierten (Kurzstrecken und taktischen) Nuklearwaffen, Vorschläge zur Reduzierung konventioneller Waffen und zum Abzug fremder Truppen enthalten. Und man könnte darüber verhandeln, angriffsorientierte Waffensysteme (Panzer etc.) und Streitkräfte durch eine »defensive Verteidigung« zu ersetzen. Kurzum, die Sowjetunion und einige andere osteuropäische Staaten haben eine breitangelegte Offensive gestartet, um auf diplomatischem Wege und in Form von Abrüstungs- bzw. Friedensinitiativen die politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zu Westeuropa zu verbessern. Sowohl in West- wie in Osteuropa ist das gegenseitige Ansehen gestiegen. Westeuropäische Meinungsumfragen zeigen, daß die meisten Europäer sich nicht mehr durch eine mögliche militärische Invasion aus dem Osten bedroht fühlen, dies gilt vor allem für die Bundesrepublik Deutschland. Die breite politische Opposition gegen eine Modernisierung nuklearer Kurzstreckenwaffen der Nato zwingt den deutschen Kanzler, jede diesbezügliche Entscheidung möglicher für zwei Jahre, bis nach den Wahlen, zu verschieben.

Darüber hinaus hat es in den letzten Jahren neue oder wiederbelebte Diskussionen gegeben, in denen es unter Begriffen wie »zentrales Europa«, »Mitteleuropa« (mit Deutschland im Zentrum), »Nordische Staaten«, »Südeuropa« und »der Balkan« um Neuorientierungen für Europa ging. Diese Vorschläge waren allerdings eher von kulturellen als von diplomatischen oder politischen Strömungen beeinflusst. Das Zusammenwirken all dieser europäischen und weltweiten Entwicklungen auf wirtschaftlichen, politischen, strategischen, diplomatischen, kulturellen und vielen anderen Gebieten macht die Europäische Herausforderung zu einem immer aktuelleren Thema. Die Forderung nach wachsender Zusammenarbeit von West- und Osteuropa oder der »Europäisierung Europas« gewinnt zunehmend an Bedeutung. Eine solche Zusammenarbeit würde wahrscheinlich eine weitere gegenseitige Aufrüstung der zwei europäischen Blöcke ausschließen. Deshalb wäre es gefährlich, eine deutsch-französische Verteidigungsachse mit nuklearen und konventionellen Waffen zur Abwehr des Feindes im Osten zu unterstützen. Diese politische und wirtschaftliche Alternative (die unter anderem auf Helmut Schmidt und François Mitterrand zurückgeht) scheint unvereinbar mit der angestrebten wirtschaftlichen Zusammenarbeit zwischen West- und Osteuropa, ganz zu schweigen von militärischen Bündnisauflösungen. Würde nicht ein französisch-deutsches Militärgebäude (und dann auch ein rigoroser Keynesianismus als Antwort auf die Wirtschaftskrise?) eine ausgedehntere wirtschaftliche Zusammenarbeit von Ost- und Westeuropa wie auch eine gegenseitige Abrüstung ausschließen und vice versa?

Hier stellt sich auch die Frage, welches Interesse Frankreich an Europa hat bzw. welche Stellung es für Europa spielt. Von der Zarenzeit bis zur de Gaulle-Ära hat Frankreich immer die Rolle des privilegierten westeuropäischen Gesprächspartners für Rußland/die Sowjetunion angestrebt. Darüber hinaus versucht Frankreich in Opposition (und als Alternative?) zu wirtschaftlichen, geschweige denn anders gearteten, deutschen Ostpolitik den Nachbarn an sich zu binden. Tatsächlich stand das gesamte politische Spektrum Frankreichs von rechts bis links den westdeutschen Entspannungsbemühungen (und, Gott bewahre, einer Wiedervereinigung) feindlich gegenüber. Frankreich betrachtet die DDR als Vorposten bzw. Repräsentanten der Sowjetunion. Muß man diese französische Nationalpolitik und Frankreichs Vertrauen auf seine nukleare *force de frappe* (als einzigem Gegengewicht zur wirtschaftlichen Stärke der Bundesrepublik) als schlechte Vorzeichen für Europa als Ganzes sehen? Tatsächlich scheinen von dieser Perspektive aus weder Deutschlands Alleingänge, noch Großbritanniens Ablehnung des europäischen Währungssystems oder sein Atlantizismus, noch die amerikanische und sowjetische Reserviertheit das größte Problem für ein vereintes Europa zu sein, sondern Frankreichs nationale Strategien.

Ohne eine eigenständige Politik könnte Europa jedoch auf einmal zwischen den Stühlen sitzen, wenn Amerika und die Sowjetunion sich näherkommen. Washington ist bereits jetzt der Ort einiger Gespräche über ein mögliches US-sowjetisches Bündnis, das die UdSSR aus wirtschaftlichen und/oder strategischen Gründen reizen könnte. Der Kissinger-Vorschlag vom März 1989 über ein sowjetisch-amerikanisches Wirtschaftsabkommen über Europa (ein zweites Jalta?) könnte ein Schritt in die Richtung einer solchen US-UdSSR Entente sein. Ebenso wie die Pläne eines Konsortiums amerikanischer Firmen, die im April 1989 ankündigten, verstärkt in der UdSSR investieren zu wollen. Die USA brauchen neue Exportmärkte, vor allem um ihre Schulden in Europa und Japan auszugleichen; doch diese kapitalistischen Marktwirtschaften sind amerikanischen Exportsteigerungen nicht gewachsen. Das »sozialistische« China und/oder die Sowjetunion könnten diese amerikanischen Exporte importieren, wenn sich Möglichkeiten der (Schulden)Finanzierung fänden! Wo blieben dann West- und große Teile Osteuropas?

So gesehen, könnte die Stärkung der (west-)europäischen Gemeinschaft 1992 zu einer verstärkten Abkehr von den USA führen. Auf keinen Fall jedoch darf 1992 bedeuten, daß wir Barrieren gegen Osteuropa und die Sowjetunion aufbauen, und unter keinen Umständen sollten wir zulassen, daß 1992 zum Vorwand für eine von Frankreich geführte deutsch-französische Militäraufrüstung — gegen den Osten — wird. Wir sollten im Gegenteil 1992 als Europäische Herausforderung sehen, die genutzt werden könnte und sollte, um ganz Europa zu vereinigen und zu stärken, Ost und West, Nord und Süd, durch eine politische Finnlandisierung/Jugoslawisierung Osteuropas und eine Schwedisierung/Österreichisierung Westeuropas in unserem Gemeinsamen Europäischen Haus.

Aus dem Englischen von Maren Klostermann

Anmerkungen

- 1 Am Rande des Abgrunds (Felix Rohatyn, Finanzmann, in: *New York Review of Books*), Der Morgen danach (Peter Petersen, früherer US-Handelsminister, im *Atlantic Monthly*) und der Titel eines Buchs des Finanzjournalisten des *Wall Street Journal*, Alfred Malabre Jr.: Jenseits unserer Möglichkeiten. Wie Amerikas lange Jahre der Schulden, Defizite und rücksichtslosen Borgens uns zu überwältigen drohen; ... und den Rest der Welt, wenn das (freiwillige) Sparen in Japan und Europa und das (unfreiwillige) Sparen der Drittweltländer Amerikas fehlende Rücklagen und Überkonsumierung nicht mehr auffangen. Daß die Krise immer stärker ins Bewußtsein rückt, spiegeln auch die Titel einiger amerikanischer Bücher und Artikel, die 1988 erschienen: Die Schuldenbedrohung (Congdon), Geborgte Zeit (Petersen and Howe), Die Ökonomische Zeitbombe (Browne), Das S&L (Spar- und Leih-) Schlamassel (Yang & Gleckman), Wenn das Faß den Boden verliert (Silver), Was nun? (Erdman), Wie wir die Große Depression von 1990 überleben (Batra), Der Niedergang und Sturz der amerikanischen Wirtschaft (Kurtzman), Der Niedergang der Supermächte (Laxer). Zu demselben Thema habe ich u.a. veröffentlicht: Kann die Schuldenbombe entschärft werden? (1984), Ist der Reagan-Aufschwung die Ruhe vor dem Sturm? (1986), Die Gefahren wirtschaftlichen Rambo-tums: Die nächste Rezession und die Gefahr der Deflation und Depression (1987), Amerikanisches Roulette im Weltkasino: die gegenwärtige Weltwirtschaftskrise — Rückblick und Prognose (1988).
- 2 Vgl. A.G. Frank: Die europäische Herausforderung. Stuttgart 1989.

FORSCHUNGSJOURNAL

Neue Soziale Bewegungen

Zündstoff für neue Diskussionen:

Medien und Bewegungen -
Bewegungen und Medien Heft 1/89

Alternativökonomie zwischen
Utopie und Realität Heft 2/89

Institutionalisierung von Neuen
Sozialen Bewegungen Heft 3/89

Gegenexperten in der Risiko-
gesellschaft Heft 4/89

*Aufsätze, Berichte, Kommentare, Analysen,
Dokumente, Rezensionen, Bibliographie &
Informant: Termine, Material, Aktionen und
Konferenzen. Viermal pro Jahr auf 76 Seiten.*

Ich bestelle:

- Jahres-Abonnement des Forschungs-
journals NSB (DM 35,- gegen Rechnung)
- Einzelexemplar Nr. _____/89
(DM 9,70 per Scheck oder in Briefmarken)
Einzelexemplare des Jahrgangs 88
(Vorzugspreis von DM 6,70 per Scheck oder
in Briefmarken)
- Geschlechterverhältnis in den NSB
- Parteien und NSB

Name _____

Straße _____

PLZ, Ort _____

Datum _____ Unterschrift _____

Ich weiß, daß ich diese Bestellung inner-
halb einer Woche widerrufen kann.

Datum _____ Unterschrift _____ 11/88

Coupon einsenden an: Forschungsgruppe Neue Soziale
Bewegungen, c/o Thomas Leif, Taunusstraße 66, 6200 Wiesbaden

Dick Boer

Den Himmel nicht den Spatzen überlassen

Thesen zur Intervention ins Religiöse*

I

Ich spreche hier nicht als ein Christ, der mit Marxisten »dialogisiert«, sondern als einer, der zugleich Marxist ist und als solcher am »ideologischen Kampf« und in diesem Zusammenhang an »Religion« interessiert ist. Ich werde deshalb versuchen, die »christliche Religion« als Gegenstand einer marxistischen Ideologietheorie vorzuführen. Ich gehe dabei *phänomenologisch* vor, d.h. ich frage, wie sie als konkrete Ideologie — oder besser: als konkrete Position innerhalb des Ideologischen — in Erscheinung tritt.

Freilich gibt es im Marxismus kaum einen mißverständlicheren Begriff als den der Ideologie. Der Westberliner Marxist Wolfgang Fritz Haug stellt mit Recht fest:

»Das 'Ideologische' — ein Wort und so viele Bedeutungen! Die Definition scheint auch bei Marxisten willkürlich: Die Bedeutungen schwanken zwischen falschem Bewußtsein und Klassenbewußtsein, Herrschaftsfunktion und 'Sinn, Bedeutung, Werthafes' überhaupt. Die Kommunikation zwischen den Auffassungen ist oft noch schwieriger als sonst zwischen unterschiedlichen 'Paradigmen.« (Haug 1987, 42)

Das Paradigma, in dem ich mich bewege, leitet sich von der Ideologietheorie des französischen Marxisten Louis Althusser (1977) her.

Diese Theorie besteht hauptsächlich aus drei Thesen: 1. Ideologie stellt (repräsentiert) das imaginäre (phantastische) Verhältnis der Individuen zu ihren realen Existenzbedingungen dar; 2. Ideologie hat eine materielle Gestalt (vgl. sein Konzept der »ideologischen Staatsapparate«); 3. Ideologie hat die (sie definierende) Funktion, konkrete Individuen zu Subjekten zu konstituieren, d.h. der »ideologische Effekt« ist, Subjekte (wir könnten auch sagen: Identitäten) zu »bilden«: *ich bin* ein ... Daran anschließend bestimme ich als »Ideologie« alle Haltungen und Auffassungen, die durch »Bilder« vermittelt sind (Ideologie = gr. eido-logie = die Logik der »eidonta«/»Bilder«; das griechische Wort hängt zusammen mit »sehen«). Das Wort »Bild« soll dabei sehr breit gefaßt werden: Vom Vater- und Mutterbild bis zur Weltanschauung; es umfaßt auch alles, was uns tagtäglich an Bildern angeboten wird (an Metaphern, Sprachregelungen, Film-, Fernseh- und Photo-Bildern). Diese Ideologie begegnet uns nicht erst, wenn wir erwachsen und intellektuell gerüstet sind, sondern auch und vor allem von frühester Kindheit an: Vater und Mutter sind schon da, bevor wir überhaupt Mensch werden, ja wir werden durch sie erst »Mensch«! In dieser Definition liegt beschlossen, erstens, daß die Ideologie eine eigene »Materialität« besitzt: ihr »Sein« bestimmt unser Bewußtsein; zweitens, daß sie Bild einer »Sache« ist, d.h. eine spezifische Beziehung zur »Wirklichkeit« (= den realen Existenzbedingungen) herstellt: sie

* Vorgetragen auf einem Intensivseminar der Christlichen Friedenskonferenz (CFK) vom 4.-6. Januar 1989 in Berlin/DDR.

ist »phantastische Verwirklichung« real existierender Möglichkeiten. Beides hängt zusammen: wir können zwar zwischen »real existierenden Möglichkeiten« und deren »phantastischer Verwirklichung« unterscheiden, wir können u.U. eine konkrete Phantasie als »falsch« entlarven, wir können aber die »Materialität« des Ideologischen nie restlos durch die Erkenntnis der »real existierenden Möglichkeiten« ersetzen. Menschen sind also per definitionem »ideologische Wesen«. Sie können überhaupt nicht Mensch werden, ohne dazu »gebildet« zu werden. Diese »Bildung« aber ist hier noch ganz allgemein gedacht. Wie konkret gebildet wird, ist eine andere Sache. Wir sprechen hier nur von »Ideologie im Allgemeinen«, nicht von einer konkreten Ideologie.

Wir werden durch die Ideologie erst Mensch! Das ist drittens die entscheidende Wirkung von »Ideologie«: sie bildet »Subjekte«, sie identifiziert Leute als »Ich« oder »Wir«, qualifiziert diese dazu, in einer (selbst)bestimmten Weise Geschichte zu machen. Das bedeutet nicht, daß wir einer konkreten Ideologie gegenüber völlig machtlos sind: wir können Ideologien durch Ideologien bekämpfen. Es bedeutet auch nicht, daß es sozusagen nur noch Ideologie gibt, alles sich in Ideologie auflöst (womöglich mit dem Hintergedanken, daß alles letztendlich irrational sei). Es gibt durchaus ein nicht-imaginäres Verhältnis zu den »realen Existenzbedingungen«, echte »Erkenntnis der real existierenden Möglichkeiten«: es gibt Wissenschaft. Unmöglich ist nur: Wissenschaft statt Ideologie. Aber möglich ist erstens eine Wissenschaft der Ideologie, eine »Theorie des Ideologischen«, zweitens die obengenannte Ent-Larvung konkreter Phantasien, d.h. die Ent-Mythologisierung bestimmter Bereiche der Wirklichkeit. Hier ist die Wissenschaft selber Waffe im ideologischen Kampf. Ein gutes Beispiel einer solchen Wissenschaft ist Marx' »Kritik der politischen Ökonomie«: die wissenschaftliche Entlarvung der bürgerlichen »politischen Ökonomie« als Ideologie. Möglich ist schließlich eine »wissenschaftliche« Ideologie: die phantastische Vorstellung, daß die Wirklichkeit erkennbar ist und so der Sehnsucht, sie »menschlich« zu gestalten, wirklich entgegenkommt, eine Ideologie, die der Erkennbarkeit der Welt nicht willkürlich (immer die Willkür eines bestimmten herrschenden Interesses!) Grenzen setzt. Die marxistische Philosophie ist eine solche »wissenschaftliche« Ideologie, und wie wir (hoffe ich) sehen werden, auch die recht verstandene »christliche Religion«.

II

Nunmehr kann ich auch erklären, was es mit diesem spezifischen Bereich des Ideologischen, nämlich der Religion als dem Allgemeinen, worin die »christliche Religion« ihre besondere Position einnimmt, auf sich hat. Das ganz »Allgemeine« könnte man dann mit dem marxistischen Philosophen Wolf-Dieter Guddopff definieren als »jeden Glauben, jedes Denken, jedes Bewußtsein, das — in welcher theologischen Fassung auch immer — von einer Realität 'Gott' weiß, einer Realität sui generis« (1988, 14). Es ist zwar in der Religionswissenschaft umstritten, ob jede Religion per definitionem »Gottes«-Glauben ist. Der Buddhismus etwa wird öfter als »atheistische« Religion charakterisiert: eine Religion ohne »Götter«, jedenfalls in ihrer radikalsten Form, aber im Hinblick auf die »christliche Religion« genügt diese Definition. Ihr Thema ist tatsächlich: Gott

— ihr besonderer Gott — und die Götter. Noch eine Bemerkung zu Gudopp. Ich habe ihn nämlich nicht zu Ende zitiert. Er fährt fort: »(einer Realität sui generis), die mit unserer Welt als deren Schöpfer und Erlöser verbunden ist«. Das aber ist ungeeignet, um das Besondere der »christlichen Religion« klarzumachen. Denn die Realität »Gott« im allgemeinen ist gerade nicht unbedingt »Schöpfer« und »Erlöser«, sondern vielmehr eine »zu-nichte-machende« und »erdrückende« Realität. Man sieht daran, wie leicht auch ein Marxist das Allgemeine und das Besondere durcheinanderbringt und so nicht mehr in der Lage ist, das Besondere der »christlichen Religion« genau zu erkennen.

Diese Definition ist aber noch zu allgemein, zu »idealistisch« könnte man sagen. Denn die Realität Gott kommt ja nur vor im Zusammenhang einer Klassengesellschaft: »Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist eine Geschichte von Klassenkämpfen« (MEW 4, 462). *Aller* bisherigen Gesellschaft? Engels wird diese These später korrigieren, indem er die »kommunistische Urgesellschaft« in die bisherige Geschichte einführt (MEW 4, 462). Für meine Ausführungen ist dies aber nicht relevant, denn was ich im Zusammenhang mit der »christlichen Religion« als das »Allgemeine« der Religion anspreche, ist schon mit »Klassenkampf« verflochten. Die christliche Religion gehört in den Kontext einer herrschaftlichen Ordnung, gegen die sich dann der Klassenkampf »von unten« richtet. Deshalb würde ich auch eine marxistische Theorie der Religion nicht mit dem berühmten Opium-Text aus Marx' Einleitung zur *Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie* (MEW 1, 378f.) anfangen. Darin geht es ja um die Religion als »Protestation«, die der »verkehrten Welt« phantastisch widerspricht: »die Protestation gegen das wirkliche Elend ..., der Seufzer der bedrängten Kreatur, das Gemüt einer herzlosen Welt ..., der Geist geistloser Zustände« (MEW 1, 378). Anfangen müßte man vielmehr mit dem, was Engels zur Religion — im allgemeinen, nicht »Zur Geschichte des Urchristentums«! — gesagt hat: »Nun ist alle Religion nichts andres als die phantastische Widerspiegelung, in den Köpfen der Menschen, derjenigen äußern Mächte, die ihr alltägliches Dasein beherrschen, eine Widerspiegelung, in der die irdischen Mächte die Form von überirdischen annehmen. In den Anfängen der Geschichte sind es zuerst die Mächte der Natur ... Aber bald treten neben den Naturmächten auch gesellschaftliche Mächte in Wirksamkeit, Mächte, die den Menschen ebenso fremd und im Anfang ebenso unerklärlich gegenüberstehen, sie mit derselben scheinbaren Naturnotwendigkeit beherrschen wie die Naturmächte selbst.« (Anti-Dühring, MEW 20, 294). Sie ist also die »phantastische Widerspiegelung« der Abhängigkeit der Menschen von der Natur bzw. einer undurchschaubaren und herrschaftlich organisierten Gesellschaft. Sie ist m.a.W. die Verabsolutierung und Verewigung ihrer realen Unfreiheit in der Form einer »Vergöttlichung« der sie unterdrückenden Herrschaft. Die Religion erwirkt dies, indem sie hauptsächlich zwei »Argumente« einbringt: Erstens die Vorstellung eines Ur-Chaos, das die Hoffnung auf eine dauernde Befreiung aus der real herrschenden Anarchie endgültig frustriert, zweitens die Vorstellung eines erhabenen Oben (Himmel), das die Menschen unten für alle Ewigkeit kleinmacht. Beide Aspekte hängen zusammen. Das Oben rechtfertigt sich, indem es suggeriert: ohne mich gäbe es nur ein »Chaos«. Hier funktioniert die Religion als reine Herrschaftsideologie.

Es geht hier — das sei noch einmal betont — tatsächlich um die »phantastische Verwirklichung« realer Existenzbedingungen. Denn real sind die immer wieder chaotischen Zustände, die auf der Erde herrschen; real ist das irdische Oben, phantastisch ist nur ihre »Vergöttlichung«. Aber was heißt hier »nur«: solange man dieser Phantasie glaubt, ist man der Herrschaft hoffnungslos ausgeliefert. Gewiß, ist der Bann dieser Ideologie gebrochen, so heißt das noch lange nicht, daß die reale Herrschaft nicht mehr da ist — diese Vorstellung der Linkshegelianer (Bauer usw.) hat Marx mit Recht als Illusion kritisiert. Aber es bildet sich Hoffnung, es entsteht ein Geist des Widerstandes: eine Religion der »Protestation«, eine Gegenideologie, die dazu bewegt, die Welt der realen Existenzbedingungen wirklich zu verändern.

III

Dieses Allgemeine — diese Welt der Religion — ist der »Ort« der christlichen Religion: dort greift sie mit ihrer »Protestation« ein. Sie tut das »religiös«, d.h. sie überläßt den Himmel nicht den Spatzen, sondern nimmt sie ernst als Kampffeld: solange im Himmel nicht nur die Spatzen, sondern die wesentlich unerfreulicheren Götter hausen, muß um den Himmel gekämpft werden. Und so erzählt die Bibel, wie ein ganz anderer »Gott« als die normalen Götter den Himmel oben besetzt, um von dort her nicht das irdische Oben in seiner Herrschaft zu bestätigen, sondern überraschenderweise — eine wirkliche »Offenbarung«! — sich ganz nach unten zu orientieren und dort ein Volk von Sklaven aus dem »Haus der Knechtschaft« (2. Mose 20:2) hinauszuführen.

Diese Revolution im Himmel betrifft aber nicht nur das Oben, sondern auch das Ur-Chaos: Solange diese phantastische Vorstellung noch in den Köpfen und Herzen der Untertanen herumgeistert, werden sie nicht in der Lage sein, sich gegen die in jeder Befreiungsbewegung drohenden Nichtigkeit kräftig genug zu wehren. Deshalb erzählt die Bibel gleich am Anfang, wie Gott das Ur-Chaos (das »tohuwabohu«) einfach verwirft. Die Überschrift des ersten Kapitels der Bibel lautet: »Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde«, das heißt: die Erde als »wüst und leer« (als »tohuwabohu«) wird konfrontiert mit dem ersten Wort Gottes: »Es werde Licht!«, »und es ward Licht« (1. Mose 1:1-2). Und das zweite Wort begründet dann »die Feste« — man könnte auch sagen: den Schutzwall —, durch welche das Ur-Chaos ausgegrenzt wird: »Gott sprach: es werde eine Feste zwischen den Wassern, die da scheidet zwischen den Wassern. Da machte Gott die Feste und schied das Wasser unter der Feste von dem Wasser über der Feste« (1. Mose 1:6a). »Das Wasser über der Feste«, das ist nochmal das »Chaos«, das die Menschen von oben bedroht, die »Sintflut«, die allem Leben ein Ende setzt. »Und Gott nannte die Feste *Himmel*« (1. Mose 1:6b)! Sein »Schaffen« besteht darin, daß er den Himmel — den Ort, woher das Chaos kommt — für sich annektiert und ihn transformiert in einen »antichaotischen Schutzwall«. Das kräftigste Argument, womit die Religion jede sich regende Protestaktion gegen die verkehrte Welt gleich erstickt — das Ur-Chaos als Sinnbild für die letztendliche Vergeblichkeit aller Aufsässigkeit gegen das auferlegte Schicksal — wird hier von Anfang an, und d.h. grundsätzlich, außer Kraft gesetzt: es ist die »Schöpfung aus dem Nichts« (die *creatio ex nihilo*), die Befreiung aus der Ideologie des »Nihilis-

mus«. So wird jede ideologische Knechtschaft aufgehoben. Die Sklaven sind jetzt frei, die reale Herrschaft so gut wie es nur geht zu bekämpfen.

Das »Haus der Knechtschaft«, aus dem sie hinausgeführt werden, ist deshalb auch keine rein »metaphysische« Größe, geschweige denn nur im übertragenen Sinne zu verstehen (»Knechtschaft« als negative Gebundenheit im allgemeinen), es ist unüberhörbar eine real existierende Gesellschaftsordnung mit wirklicher Knechtschaft und einer genauso wirklichen Herrschaft. Aber was die Bibel hier liefert, ist zuerst ideologischer Kampf: die himmlischen Herren, die »Götter«, müssen aus ihrem Herrschaftsbereich vertrieben werden, damit die irdischen Herren jedenfalls den ideologischen Boden unter ihren Füßen verlieren. Dadurch wird dann auf Erden — jetzt unter einem Himmel, wo dieser besondere Gott wohnt — (Befreiungs-)Geschichte möglich: die Bibel bildet eine Gegenideologie, die nicht zufällig, sondern wesentlich eine politische und ökonomische Dimension hat. Die Erzählung des Auszuges aus dem »Haus der Knechtschaft« ist zugleich die Erzählung des Einzuges in das »Land der Verheißung«, wo es politisch und ökonomisch ganz anders zugehen soll.

Die Revolution im Himmel, die sich über den Köpfen der Menschen abspielt, bedeutet also die Freigabe der Erde für die revolutionäre Praxis geknechteter Menschen: »Der Himmel *sein* Himmel ists, den Menschenkindern gab er die Erde« (Psalm 115:16)! Daß dieser Gott im Himmel wohnt, bedeutet gerade das Ende der Notwendigkeit, die Protestation ins Jenseits zu projizieren, weil es für sie auf Erden überhaupt keinen Ausweg gab. Der »Sitz im Leben« dieser »phantastischen Geschichte«, die die Bibel erzählt, ist zwar der Schrei der hebräischen Sklaven, der nach oben geht, weil er unten nirgendwo gehört wird. Aber das »Phantastische« an dieser Geschichte ist die Bewegung dieses Gottes von oben nach unten: hier unten wird sich was bewegen, und es wird eine Bewegung von Menschen sein! Die Praxis Gottes besteht darin, die Möglichkeit dazu zu schaffen: die Menschen brauchen sich nicht länger darum zu sorgen, was die Götter »oben« alles an Unheil planen. Die einzige Tätigkeit, die Gott ausschließlich für sich behält, ist, diese fatale Sorge aus der Welt zu »schaffen«. Alles andere kann auch von Menschen getan werden: das einzige Tätigkeitswort in der Bibel, das nur mit Gott als Subjekt vorkommt, ist das Wort für dieses einmalige »Schaffen«.

Es ist deshalb keine »Tatsache, daß die Religion den Blick der Gläubigen auf das 'Droben' richtet« (Kleinig/Stiehler 1988, 513), wenn mit Religion — wie hier der Fall — die christliche Religion gemeint ist. Es ist in diesem Zusammenhang sehr wichtig zu erkennen, daß das Oben zwar Einsatz eines ideologischen Kampfes ist, aber nicht so, daß Oben nur ein Machtwechsel stattfindet, Oben jedoch Oben bleibt. Die Pointe der Bewegung dieses Gottes von oben nach unten ist seine Fleischwerdung, seine Menschwerdung, präziser: seine *Sklave*-Werdung — »ob er wohl in göttlicher Gestalt war, nahm er's nicht als einen Raub, Gott gleich zu sein, sondern entäußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an« (Philipenser 2:6,7). Dieser »Herr« wird »Knecht«, stellt sich als der Mensch Jesus von Nazareth restlos der Vernichtung, die den Sklaven in der Geschichte widerfährt, und steht auf — nicht als ein Gott-Mensch, der weiterhin der Mühen der Ebene enthoben ist, sondern als der auferstandene Sklave, der eine Gemeinde gründet, eine Befreiungsbewegung, die den langen Marsch durch die Geschichte wagt in

der Erwartung, daß das Reich Gottes ihr entgegenkommt, eine Erwartung, die sowohl die (revolutionäre!) Geduld ermöglicht als ihr immer wieder auf die Sprünge hilft. In dieser Bewegung ist Gott aufgehoben — »alles in allem« (1. Korinther 15:28)!

IV

Dies alles ist »Religion«, »Religion« zwar im Zeichen ihrer Aufhebung, aber trotzdem zweifellos »Religion«: es ist von Gott die Rede, und die »phantastischen Geschichten«, die die Bibel erzählt, würden ohne ihn einfach ganz andere Geschichten sein. Eine marxistische Religionstheorie darf das nicht übersehen, sondern muß genau zusehen, was da vor sich geht. Nicht zu schnell sollten wir schon zu wissen meinen, was alles in der Welt der Religion los ist, und als »Illusion« disqualifizieren, was möglicherweise als radikales Bekenntnis Geschichte macht. Deshalb noch zwei Präzisierungen, die für ein adäquates marxistisches Verständnis der christlichen Religion als bestimmter Position in der Welt der Religion notwendig sind:

(a) Die christliche Religion ist zweifellos eine »Welt-Anschauung«, aber ihr »Schauen« ist nicht wie in der Religion im allgemeinen eine »phantastische« Interpretation der sichtbar herrschenden Ordnung, sondern restlos eschatologisch: die bisherige Geschichte ist offen für das gerade Noch-nicht-Sichtbare — für das Unvorstellbare, daß es den Menschen schlechthin gut geht. Und damit diese Offenheit nicht vorzeitig in einer angeblichen Verwirklichung fixiert wird und das Bild einer »heilen Welt« die real existierenden Widersprüche verdrängen, ist die christliche Religion eine radikal anti-ideologische Religion: es ist ihr verboten, Bilder zu machen; es ist ihr vielmehr geboten, alle Bilder zu zerstören. Dem widerspricht nicht, daß Menschen als »ideologische Wesen« für ihre Menschwerdung auf Vor-Bilder angewiesen sind. Im Gegenteil: die Neigung der »Vor-Bilder«, »Götter« zu werden, statt offen zu bleiben für eine herrschaftsfreie Menschlichkeit, könnte nicht radikaler kritisiert werden.

(b) Die christliche Religion ist zweifellos »die *phantastische Verwirklichung* des menschlichen Wesens, weil das *menschliche Wesen* keine wahre Wirklichkeit besitzt« (MEW 1, 378). Aber diese Phantasie ist nicht jenseits-, sondern diesseits-orientiert: sie kann nur gegen die unmenschliche und deshalb unwahre Wirklichkeit verwirklicht werden. Ihr »Himmel« ist kein Fluchtpunkt, es ist der Beweggrund des Wortes, das Fleisch wird, ein Wille, der geschieht »wie im Himmel so auf Erden«. Das erste, was die Jünger Jesu nach seiner Himmelfahrt zu hören bekommen, ist: »Was steht ihr und seht nach dem Himmel? Dieser Jesus ... wird so kommen, wie ihr ihn habt nach dem Himmel fahren sehen« (Apostelgeschichte 1:11). Die einzig mögliche Blickrichtung dieser Religion ist der Blick nach vorne: in diesem Jammertal sollen sie das Heil suchen.

Ist indes die Vorstellung des kommenden Reich Gottes nicht doch eine entscheidende Einschränkung der radikalen menschlichen Praxis? Dies ist tatsächlich der Fall, jedoch anders, als man auf den ersten Blick denken würde. Denn die Relation zwischen diesem Kommen und der menschlichen Praxis ist nämlich gerade nicht die einer Begrenzung ihrer Möglichkeiten: es ist im Gegenteil die Entgrenzung der Wirklichkeit, wie wir sie bis jetzt (an-)erkennen mußten. Es ist

der heilsame Druck, der jene, die daran glauben, dazu bewegt zu sagen: »Dies kann nicht alles sein« (Braun 1974, 55)! Wir müssen dabei bedenken, daß der Glauben an dieses Kommen begründet ist in der Fleischwerdung des Wortes: das Reich kommt, wie der Messias gekommen ist! Nämlich als eine gewaltige Erweiterung dessen, was menschlicherweise möglich ist.

Ob wir aber die christliche Religion so radikal »materialistisch« ernst nehmen müssen — als die phantastische Vorstellung der realen Verwirklichung einer Welt, wo »alle Verhältnisse, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist« (MEW 1, 385), umgeworfen sind — ist in der Kirche umstritten. Der Kampf gegen die herrschende Religion — der Kampf gegen die Religion als »point d'honneur« der »verkehrten Welt« — ist zugleich ein Kampf innerhalb der christlichen Religion: es ist der Kampf gegen die Transformation ihrer militanten Phantasie in eine Phantasie, die selber zum »point d'honneur der »verkehrten Welt« wird. Sie bleibt dann zwar noch immer *christliche* Religion, d.h. sie legitimiert die »verkehrte Welt«, indem sie *ihre* phantastische Verwirklichung als »Seelentrost« den Opfern dieser Welt anbietet. Dies genau auf den Begriff gebracht zu haben, ist die Stärke der Marxschen Religionskritik: Gerade als »Protestation« bewerkstelligt die Religion die effektive Integration in eine ohne diese Religion trostlose Wirklichkeit.

Überhaupt garantiert eine gewisse »Protestation« gegen die Welt, wie sie ist, die bessere Integration in sie. So waren es die reformistische Sozialdemokratie und die »christliche« Christdemokratie — nicht der offen die bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft legitimierende Liberalismus —, die effektiv große Teile der europäischen Arbeiterklasse in diese Gesellschaft integriert haben. Es ist daher unter dem Niveau dieser Religionskritik, wenn Wolfgang Kleinig und Gottfried Stiehler schreiben: »Das Neue des marxistischen Religionsverständnisses besteht ... gerade darin, daß in der Religion ein 'Doppelcharakter' erkannt wird; sie ist zugleich Ausdruck von Not, Leid, Elend und Unterdrückung — wie Protest und Handlungsmotivation gegen Not, Leid, Elend und Unterdrückung« (1988, 807). Denn Marx sagt ja nicht, daß die Religion einerseits »Ausdruck« von Not usw. — und als solche »Opium« —, andererseits aber »Protestation«, geschweige denn: Handlungsmotivation sei. Er sagt: »Das religiöse Elend ist in einem der Ausdruck des wirklichen Elendes und in einem die Protestation gegen das wirkliche Elend. [Als solche, Anm.d.Verf.] ist (sie) das Opium des Volks.« (MEW 1, 378) Was Marx scharf erkannt hat und wohinter wir nicht zurückgehen dürfen, ist, wie die Religion — in diesem Fall vor allem die »christliche Religion« — den verzweifelten Schrei nach Erlösung exploitiert, indem sie ihn auf ein »illusorisches« Glück jenseits dieser Welt orientiert. Was er nicht (so) erkannt hat: die — wieder vor allem christliche — Religion als die Kraft der Schwachen, als die »phantastische Verwirklichung« ihrer Sehnsucht nach Erlösung, die die Hoffnung auf eine »wirkliche Verwirklichung« mobilisiert.

V

Die christliche Intervention in die Religion, aber auch die Weise, in der die christliche Religion die Protestation in die Welt integrieren kann, sind die wichtigsten Bausteine einer marxistischen Theorie der Religion als »Feld« eines

spezifischen ideologischen Kampfes. Wie dieser Kampf abläuft, ist für Marxisten von großem Interesse, weil auch dort »Kämpfer-Subjekte« bzw. »Untertanen« (Althusser 1977, 164) gebildet werden. Eine andere Frage ist, wie Marxisten an diesem Kampf teilnehmen. Das wäre wohl vor allem die Aufgabe von Marxisten in der Kirche. Denn sie sind ja — als Christen — noch ganz anders an diesem Kampf interessiert: für sie steht die Substanz ihres Glaubens auf dem Spiel. Wie auch immer, Marxisten können jedenfalls nicht einfach (allzu einfach) die Religion positiv annehmen, wenn diese nur in irgendeiner Weise einen »Protest« darstellt. So wenig wie sie sich damit begnügen können, die »Religion im Sozialismus« zu begrüßen, weil diese Tugenden »produziert«, die der sozialistischen Gesellschaft zugutekommen: »Pflichterfüllung, Arbeitsamkeit, Friedensstreben, Gemeinsinn, Schätzen der Natur« (Kleinig/Stiehler 1988, 813). Dazu ist zu sagen, daß diese Tugenden in der sozialistischen Gesellschaft besser aufgehoben sind als in der kapitalistischen. Denn anders als im Kapitalismus gilt im Sozialismus: Wie wir heute arbeiten, werden wir morgen leben. Im Sozialismus ist (Arbeits-)Moral eine Produktivkraft. Kleinig und Stiehler müßten erkannt haben, daß erstens die Religion, indem sie das tut, noch eine ganz andere »Moral« vermittelt; zweitens der Sozialismus mehr braucht als solche Tugenden; drittens die christliche Religion recht verstanden Revolutionäreres als solche »allgemeinen« Tugenden zu bieten hat.

Aber auch außerhalb des Religiösen ist die Erkenntnis der eigenen »Materialität« des Ideologischen und die Bedeutung des ideologischen Kampfes überhaupt für Marxisten von großer Wichtigkeit: als ein Kampf, der mit »ideologischen« Mitteln geführt werden muß. Es geht z.B. um die wichtige Frage, wie in einer Situation eines relativ starken Imperialismus und eines »relativ schwachen Sozialismus« (Gorbatschow) die Menschen im Sozialismus für den Sozialismus »gebildet« werden. Denn nicht automatisch und nicht nur durch Aufklärung sind sich die Schwachen ihrer Kraft bewußt. Es geht also nicht nur um das Verhältnis der Marxisten zur Kirche bzw. zu den Christen, nicht nur darum, daß sie diese besser verstehen und schätzen — wenn es sein muß, auch bekämpfen — lernen. Es geht — vielleicht vor allem — um die wichtige Frage, wie die Marxisten selber die christliche Religion beerben. Warum sollten sie anderen diese phantastischen Geschichten überlassen und ihrem Mißbrauch tatenlos zusehen; warum sollten sie auf sie verzichten? Weil sie Atheisten sind? Na und, ist der Tenor dieser Geschichten es nicht auch? Na also!

Literaturverzeichnis

- Althusser, L., 1977: *Ideologie und ideologische Staatsapparate*. Hamburg, West-Berlin
- Braun, V., 1974: *Gegen die symmetrische Welt* (aus dem Gedicht »Allgemeine Erwartung«). Halle (Saale)
- Gudopp, W.-D., 1988: *Religion als »verkehrtes Weltbewußtsein«?* In: *Neue Stimme* 12
- Haug, W.F., 1987: *Pluraler Marxismus. Beiträge zur politischen Kultur. Band 2*. West-Berlin
- Kleinig, W., und G. Stiehler, 1988: *Materialismus — Religion — Engagement für Frieden und Fortschritt*. In: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 36/9
- Marx-Engels-Werke, 1958ff. Berlin/DDR (zit. MEW)

Kongreßberichte

10. Westberliner Volksuni

»Perestrojka und Europa«, 12. bis 15. Mai 1989

Ich war überrascht von der Qualität und Lebendigkeit der Veranstaltungen. Und nicht nur das *Streitgespräch über die Perestrojka* zwischen Jürgen Kuczynski und Ernest Mandel unter der großartigen Moderation von W.F. Haug war ein beinahe sinnlicher Genuß. Selten habe ich mich so gut unterhalten und gleichzeitig so viel gelernt wie bei der weniger gut besuchten Vorstellung *Von der Beredsamkeit des Körpers* der Pantomimin Anke Gerber. Lesungen wie Ruth Rehmanns *Frieden — ich kann's nicht mehr hören* waren Spiegel für eigene Gruppenerfahrungen, Frust und Ohnmacht, Niederlagen und Erfolge. Welche Veranstaltungen ich besuchte, entschied ich, da soviel Interessantes parallel lief, manchmal mittels Abzählreim! Toll fand ich, daß Jan Rehmann alles miteinander bekanntmachte, was ihm über den Weg lief und nicht flüchten konnte; manches persönliche Gespräch hätte ich sonst nicht geführt.

Oft fiel mir auf, wieviel größer das Bewußtsein unserer Niederlagen ist als das unserer Erfolge. Auffallend, wie wenig selbstbewußt auf der Volksuni Zusammenhänge hergestellt wurden zwischen Gorbatschow dort und Friedensbewegung hier, als wäre es nicht gerade diese Friedensbewegung gewesen, die den Boden bereitet hat für die Offenheit, mit der große Teile der bundesrepublikanischen Bevölkerung den Veränderungen in der Sowjetunion begegnen. Wenn die Rechte am Traditionalismus krankt, so fehlt der Linken ein Traditionsbewußtsein, das kontinuierliche Weitergeben von Erfahrungen, Hoffnungen, Widerstandsstrategien und die hartnäckige Vermittlung des Wissens, daß das, was vor zehn Jahren gelaufen ist und als Bewegung vielleicht gar nicht mehr existiert, doch Veränderung bewirkt hat.

Wackersdorf wird nicht in Betrieb genommen. Wer hätte sich das vor einem Jahr vorstellen können? Zeit zur Freude, sollte man meinen. Statt dessen hat auch dieser Erfolg schon beinahe das Gesicht einer Niederlage. Wenn die Kernenergie bzw. ihre Abfälle nach Frankreich gehen, was hindert uns daran, mit unserer Energie mitzugehen? Die Grünen befinden sich dort ja offensichtlich gerade im Wiedererwachen, vielleicht bedürfen diese Dornröschen und Frösche der Küsse unserer Erfahrung? Wie schön, daß jemand mit den Lebenserfahrungen eines Robert Jungk sich da freuen kann und dann im nächsten Atemzug bereits Überlegungen anstellt, wie man sich La Hague am besten mit dem Boot nähert. Was ist los mit denen, die ich Robert Jungk als Zweckoptimisten belächeln hörte? Und wohin führt *ihre* Ungeduld? Ich habe noch immer Jürgen Kuczynskis Sarkasmus im Ohr: »Der Helm eines Genossen hat viele Beulen. — Einige sind auch vom Feind.«

Diese Volksuni lieferte mir nicht nur die immer wieder benötigten historischen Zusammenhänge und kritischen Analysen aus den verschiedensten Bereichen, sondern mehr Information und konstruktive Entwürfe, als ich erwartet hatte. Und doch wünsche ich mir noch viel mehr Raum für Entwürfe. So hätte ich mir auch Robert Jungk nicht nur als Zeitzeugen gewünscht, sondern gleich als Zunkunftswerkstättenler. Ich wünsche mir die Volksuni auch als Ort für praktischen Erfahrungsaustausch, für Kreativitätsfindung. Warum nicht an Ort und Stelle ein Brainstorming zu den theoretisch behandelten Themen? Viele theoretische Einwände ließen sich dann vielleicht genauer verstehen und müßten uns nicht weiter in unserem Handeln behindern. Und ich wünsche mir mehr Volksuni! Nicht nur Pfingsten! Nicht nur in Berlin!

Spürbar war, daß wir uns inmitten einer aufregenden historischen Entwicklung befinden. Eine Entwicklung, auf die viele Freunde, die schon tot sind, gehofft und

gewartet haben, die in ihren Anfängen schon einmal da war, bevor der Stalinismus und die lange Zeit des Kalten Krieges sie beinahe unkenntlich gemacht haben. Auf diesem Weg bröckeln Feindbilder, und unsere Hoffnungen auf eine veränderte und verändernde Geschichtsauffassung sind berechtigt. Das falsche Bewußtsein, das unserer bisherigen Geschichtsauffassung zugrunde liegt, muß bekämpft werden. Indes sind unsere Gegner selbst Opfer ihrer Vorurteile und Ängste, die in ihrer Klassenlage, in ihrem eigenen Werdegang und ihrer Kindheitserziehung wurzeln. Verfälscht wird unsere Geschichte immer da, wo sie sich ungerecht und menschenverachtend, also falsch, zugetragen hat. Gerade in diesem Moment trägt sie sich falsch zu; die Todesurteile unter Deng Xiaoping sind nichts anderes als ein Rückfall in den Stalinismus. Da werden dann später wieder einmal Leichen ausgebuddelt werden zwecks Rehabilitierung. Daß es besser ist, die Genossen gar nicht erst einzubuddeln, das wußte 1956 schon Walter Ulbricht zu sagen. Es ist traurig, daß die DDR nicht zu einer klaren Stellungnahme gegen die Regierung Chinas gefunden hat.

Was Gorbatschow vor dem Hintergrund des wirtschaftlichen Desasters der planwirtschaftlichen Steuerung versucht, hat für mich, obwohl Menschen wie Rosa Luxemburg die Gefahr bürokratisch-zentralistischer Tendenzen schon vor langer Zeit erkannt haben, natürlich revolutionären Charakter. Die Gefahren, die die Reformen in den sozialistischen Ländern begleiten werden, liegen nach den Diskussionen auf der Volksuniversität auf der Hand. Die »Entfesselung der Produktivkräfte« muß einhergehen mit einem Bewußtsein ihrer zerstörerischen Folgen für die Umwelt. Der Preis, den die Menschen für die unheimliche Produktivität des Kapitalismus zahlen, heißt: Ökologische Katastrophe. Der Marxsche Optimismus, daß sich die Menschen, sobald sie von materiellen Zwängen befreit sind, die ihnen notwendigen politischen und kulturellen Einrichtungen selbst schaffen, ist nicht haltbar. Auch scharen sich die Menschen bei Existenzbedrohung leider keineswegs um ihre wahren Interessen, eine besonders im Westen schmerzliche Erfahrung.

Die Tatsache, daß die westliche Linke, soweit ich das beobachten konnte, noch immer mehr schweigt zu den Veränderungen in Osteuropa als sie in konstruktiver Auseinandersetzung zu begleiten, hängt sicher nicht zuletzt damit zusammen, daß sie selbst sich der Frage nach der Zukunft eines Sozialismus in Westeuropa noch nicht wirklich gestellt hat. Wer heute die Soziologie, die Ökonomie, die Ökologie, die Kritik der Gesellschaftssysteme, die Frauenbewegung, die Friedensbewegung, die Selbsthilfebewegungen der sogenannten Dritten Welt, die Ethnopschoanalyse aus dem Spiel läßt, der hat nicht nur für seine eigene Geschichtsblindheit gesorgt, sondern oft auch für seine eigene Ungerechtigkeit und Menschenverachtung. Während ich diese Sätze geschrieben habe, ist mir klar geworden, welches Motto ich mir für die nächste Volksuni wünsche: »Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit«. Das ist geklaut von dem marxistischen Ethnopschoanalytiker Mario Erdheim. »Wissen ist Macht« — diesen Spruch machte sich die Arbeiterbewegung zu eigen. Wer heute endlich kapiert hat, daß die Menschheit nicht einfach in Gut und Böse aufzuteilen ist, der weiß, wie leicht Wissen so erdrückend werden kann, daß es nur noch in Hoffnungslosigkeit, totale Identifizierung mit der Macht oder Gewalt ausbrechen kann. Nicht die Anhäufung von Wissen macht Veränderung, sondern das Verstehen dessen, was wir wissen. Daß wir endlich verstehen lernen, wie Beherrschte zu Beherrschten und Herrscher zu Herrschern werden, ist die Art Wissen, das noch immer in der Verbannung lebt. »Das verbannte Wissen«, auch ein möglicher Titel für die nächste Volksuni, dieser geklaut von Alice Miller, ist die Voraussetzung dafür, in der Zukunft den Spieß nicht nur umzudrehen, sondern diese Zukunft anders zu gestalten.

Claudia Hahm (Wuppertal)

Nordseetribunal

Veranstaltet von Aktionskonferenz Nordsee, BBU Bonn, B.U.N.D., Deutscher Naturschutzring u.a., 20. bis 21. Mai 1989 in Bremen

Entgegen den überwiegend analytischen »Aktionskonferenzen Nordsee« von 1984 und 1987 (vgl. das Nordseememorandum 1989) wählten die Veranstalter diesmal bewußt die Form eines Tribunals. Die Rolle des »Umweltgerichts« übernahm eine siebenköpfige Jury, die besetzt war mit dem bekannten Umwelttoxikologen O. Wassermann (Kiel), dem Ozeanographen W. Lenz, der Juristin E. Gurliit, dem Buchautor F. Hetmann, der Physikerin und Politologin E. Scheich, der Auszubildenden S. Weißenburg und dem *Natur*-Herausgeber D. Maxeiner. Politische Differenzen im Vorfeld hatten dazu geführt, daß der DGB-Landesbezirk Niedersachsen/Bremen und die Umweltstiftung WWF (Frankfurt/M.) ihre Teilnahme zurückzogen. Obwohl mit der ökopolitischen Grundlinie des Tribunals einverstanden, lehnte der DGB die Form der Klageerhebungen und Umwelturteile ab. Inzwischen sucht der DGB die politische Kooperation mit der konservativ-liberalen Regierung in Hannover. Während DGB und WWF den vorzeitigen »Ausstieg« vornahmen, zogen es die beklagten Umweltminister, Behördenvertreter und Chemieproduzenten vor, erst gar nicht zu erscheinen. Offensichtlich an einem ökopolitischen Nerv berührt, sahen sie sich dennoch veranlaßt, von »Pseudoverurteilung«, »selbsternannten Umweltrichtern«, »unwissenschaftlicher Meßmethodik« usw. zu reden. In Kenntnis der politischen Öffentlichkeitswirkung waren dann doch Vertreter des Verbandes der chemischen Industrie (VCI) angereist, die es aber vorzogen, anonym zu bleiben.

Die Quintessenz der Klageschriften bestand darin, Umweltministern und kommunalen Behörden eine umweltrechtlich verbrämte Mittäterschaft am ökologischen Ruin der Nordsee nachzuweisen. Während Bundesumweltminister Töpfer die Möglichkeiten des Chemikalien- und Abfallbeseitigungsgesetzes zu Produktionsverboten (z.B. Lindan) und -einschränkungen (z.B. bei PVC-Produkten) überhaupt nicht in Erwägung zog, »profilieren« sich Bundestag und -regierung zwischenzeitlich damit, eine dringend notwendige Umweltverträglichkeitsprüfung (kurz: UVP) zu verschleppen. Die Senatsregierungen von Hamburg und Bremen unterlaufen Planungen und Maßnahmen, indem Eingriffe zur effektiven Reduzierung der Schadstoffeinträge mit organischen Verbindungen und eutrophierenden Stoffen (Ursache der Algenblüte in der Nordsee) in Elbe und Weser und damit in die Nordsee nicht vorgenommen werden. Während die Niedersächsische Landesregierung an dem umstrittenen Dollarthafen-Projekt an der Emsmündung festhält, erteilt das Deutsche Hydrographische Institut privaten Entsorgungsfirmen die Erlaubnis, hochgiftigen Chemiemüll ohne entsprechende Kontrollmaßnahmen auf offener See zu verbrennen. Die Folge davon sind grenzwertüberschreitende Emissionen mit dem Ultragift Dioxin und anderen PCB-haltigen Verbindungen. Die Gewerbeaufsicht Itzehoe genehmigte der weltweit agierenden Bayer AG eine technologisch unzureichende Abfallverbrennungsanlage, die die Gesundheit der Anwohner nachhaltig schädigt.

Weiter wurde herausgearbeitet, daß die zentralen Verursachungsmomente des schleichenden Nordseetods in der (Gift-)Stoffproduktion der Chemiekonzerne liegen. So ist z.B. PVC (Vinylchlorid) ein typisches Produkt der Chlorchemie, dessen hochtoxische und krebsauslösende Eigenschaften erst deutlich wurden, als bei PVC-Arbeitern ein bislang unbekanntes Leberkarzinom auftrat. Die Klageschrift gegen die Bayer AG unterstrich, was mit dem Begriff des ökologischen Normalhorrors gemeint ist: Der Welt größter Pestizidhersteller produziert pro Jahr 150 000 Tonnen dieser hochgiftigen Substanzen; 30 000 Tonnen davon landen auf Äckern und Feldern

der BRD. Die heutigen Pestizide wurden auf Basis der Nervengasproduktion und -anwendung im Ersten Weltkrieg entwickelt und später industriell verwertet.

Ein weiteres Risikopotential stellen die Phosphat- und Stickstoffdünger dar, die die Algenblüte, besonders im Sommer, stimulieren und damit den verfügbaren biologischen Sauerstoffbedarf dramatisch reduzieren. Angeklagt war hier der Düngemittelhersteller BASF. Den Papierfabriken Holtzmann & Cie. und Waldorf-Aschaffenburg wurde vorgehalten, mittels eines Chlorbleichverfahrens, das die Reißfestigkeit von Papier erhöht, den Rhein und die Nordsee mit verseuchten Abwässern zu belasten (allein bei Holtzmann & Cie. pro Tag mit ca. 2 Tonnen). Die darin enthaltenen chlorierten Kohlenwasserstoffe sind langlebige, naturfremde Verbindungen, die Krebs und Erbgutveränderung bei Mensch und Tier auslösen können. Am Schluß saßen Herr und Frau Jedermann auf der Anklagebank. Es konnte bewiesen werden, daß der kritische Konsument durch Produktauswahl Druck auf die Hersteller ausüben könnte. Der Urteilsbegründung stellte die Jury vier Leitprinzipien voran: Durchsetzung des Vorsorgeprinzips; Umkehr der Beweislast (der Produzent muß die Umweltverträglichkeit seiner Produkte beweisen); Offenlegung aller umweltrelevanten Daten; Demokratisierung der Entscheidungsformen bei Produktionslinien und Stoffbewertungen. — Die Veranstalter sollten für zukünftige Konferenzen überlegen, wie sie die ökopolitische Zusammenarbeit mit Gewerkschaften, kritischen UmweltökonomInnen und SozialwissenschaftlerInnen wieder aufnehmen und gestalten könnten.

Winfried Wessolleck (Bremen)

Ankündigungen

Europäisches Forum sozialistischer Feministinnen

Einladung zur 5. Jahreskonferenz in Göteborg (Schweden), 24.-26. November 1989

Thema: »Women in Changing Economies — Feminist Perspectives and Strategies«. Informationen: Jutta Meyer-Siebert, Kollenrodstraße 56, 3000 Hannover, Telefon 0511/62 17 40. Die Berichte der 4. Jahreskonferenz »Entering the Structures — Changing the Structures« sind in englischer Sprache dort erhältlich (6,- DM).

Geschichte und Zukunft des Sozialismus in der Sowjetunion

Symposium der Deutsch-Sowjetischen Gesellschaft in Baden-Württemberg e.V. in Tübingen, 27.-29. Oktober 1989

Information und Anmeldung: Deutsch-Sowjetische Gesellschaft Tübingen, c/o Dr. Jörg Bose, Eichenweg 1, 7400 Tübingen, Telefon 07071/6 44 90.

Internationales Trotzki-Symposium

an der Universität Wuppertal, 26.-29. März 1990

Die Veranstalter bitten um Beiträge zu 1) Trotzki's Rolle von der Oktoberrevolution bis zur Ausschaltung aus dem politischen Leben; 2) Trotzki's Beitrag zur Analyse der Sowjetgesellschaft; 3) Trotzki's Marxismus. — Informationen: Prof. Dr. Th. Bergmann, Im Asemwald 26,6,215, 7000 Stuttgart 70.

Besprechungen

Sprach- und Literaturwissenschaft

Lattmann, Dieter: *Kennen Sie Brecht?* Stationen seines Lebens. Reclam Verlag, Stuttgart 1988 (93 S., br., 2,80 DM)

Kebir, Sabine: *Ein akzeptabler Mann?* Streit um Bertolt Brechts Partnerbeziehungen. Buchverlag Der Morgen, Berlin/DDR 1978 (196 S., Ln., 9,50 DM)

Fuchs, Peter: *Bertolt Brecht. Der aufdringliche Dichter. Das Selbstverständnis Bertolt Brechts im Kontext der Moderne.* Iudicum Verlag, München 1986 (210 S., br., 38,- DM)

Wagner, Frank Dietrich: *Bertolt Brecht. Kritik des Faschismus.* Westdeutscher Verlag, Opladen 1989 (376 S., br., 48,- DM)

Pietzcker, Carl: *»Ich kommandiere mein Herz«.* Brechts Herzneurose — ein Schlüssel zu seinem Leben und Schreiben. Verlag Königshausen & Neumann, Würzburg 1988 (265 S., br., 24,80 DM)

Wege, Carl: *Bertolt Brecht. Lion Feuchtwanger. »Kalkutta, 4. Mai«.* Ein Stück »Neue Sachlichkeit«. Fink Verlag, München 1988 (177 S., br. 32,- DM)

Seit dem Frühjahr 1988 verlegen der Frankfurter Suhrkamp Verlag und der Berliner Aufbau-Verlag gemeinsam die erste, in beiden deutschen Staaten identisch erscheinende Ausgabe des Gesamtwerks Bertolt Brechts; bislang sind 7 von 30 geplanten Bänden erschienen. Die kommentierte Studienausgabe soll 1992 abgeschlossen sein. In den nachfolgend besprochenen Publikationen zu Brecht hat diese Neuedition noch keinen Niederschlag finden können. Bereits jetzt läßt sich jedoch feststellen, daß die Ausgabe zahlreiche neue Informationen für Fragen im Zusammenhang der Textentstehung und -datierung bietet. Daß Brecht seine eigenen Texte häufig über Jahrzehnte immer wieder umgeschrieben hat, verführte in der Vergangenheit viele Brecht-Forscher zu philologischen Laxheiten im Umgang mit unterschiedlichen Fassungen der Werke. Die sehr zahlreichen Publikationen über Brecht legten ihr Schwergewicht entweder stärker auf die Interpretation oder aber auf die Seite der Textkritik. So trennen sich auch die unten besprochenen Bände in zwei Gruppen: Auf der einen Seite stehen die monographisch-deutenden und bestimmte Themenkomplexe im Gesamtwerk betrachtenden Arbeiten, auf der anderen solche, die ihre Forschungsgrundlagen selbst erst (re-)konstruieren müssen.

Die kürzlich erschienene Biographie Werner Mittenzweis (2 Bände, Frankfurt/M. 1987) muß nicht allein Maßstab für den Versuch sein, das Leben Brechts zu beschreiben oder zumindest einen Eindruck davon zu vermitteln. Dieter Lattmann wagt es daher selbstbewußt, auf weniger als fünfzig Textseiten seine Frage »Kennen Sie Brecht?« beantworten zu wollen. Das Experiment scheint interessant, bei der Lektüre stellt es sich jedoch als furchtbar heraus: Lattmann reproduziert völlig ungebrochen viele Klischees, die über Brecht in Umlauf gebracht wurden. Da ist zunächst der *Bürgerschreck*: »Halbwüchsig abenteuerete er durch Kaschemmen, suchte die Unbürgerlichen, fand die Nichtangepaßten.« (10) Bereits früh hört Lattmann »die unverwechselbare Stimme, böse, volksliedhaft, mitleidend, real, poetisch« (13). Rasch verabschiedet er derart den jugendlichen Brecht; um eine Auseinandersetzung mit dessen chauvinistischen Kriegstexten von 1914/15 ist er herumgekommen. Für die Berliner Zeit ab 1924 findet er lediglich das Etikett *rühriger und engagierter Jungliterat*. Dieses Kapitel ist besonders mißlungen: Die Geschichte, das die *Hauspostille* (1927) wegen der *Legende vom toten Soldaten* bei Kiepenheuer nicht erscheinen

konnte, ist ebenso verbreitet wie falsch, und daß Brecht »in Abendkursen an einer Berliner Abendschule zum erstenmal gründlich den Marxismus« studierte (23 u. 69), grenzt schon an unfreiwillige Komik. Was Lattmann dann über das Dauerthema *Brecht und die Frauen* an »Tatsachen« präsentiert (35-44), kann zugunsten des Resümees verschwiegen werden: »Er war der Menschenfresser. Er wollte sie alle, und jede sollte sein Eigentum sein.« Beliebig und inhaltlich unstrukturiert fährt der Text fort. Auch die Frage nach dem *politischen B.B.* (65-72) ist eine, die pathetisch gestellt wird, aber rhetorisch und unbeantwortet bleibt. Schon ist der Leser am Ende und Lattmann verabschiedet ihn mit dem bekannten Gedicht *Der Radwechsel*; bedeutungsvoll plaziert und falsch zitiert! Eine übersichtliche Chronologie werkbio-graphischer Daten und ein recht aktuelles Literaturverzeichnis können diese im Ganzen entbehrliche Publikation kaum retten.

Brecht und die Frauen ist ein beliebtes Thema. Die schmale, rein themenbezogene Literaturliste am Ende des Bandes von Sabine Kebir zeigt, daß insbesondere die Nachlaßpublikation der *Gedichte über die Liebe* (1982) in der Presse — vor allem von Männern — rege verhandelt wurde, und auch die Kritiken zu Hans Bunes Berlau-Buch (*Brechts Lai-tu*, 1985) sind sowohl zahlreicher als auch engagierter als die zu einschlägigen akademischen Titeln. Den Dichtern — und allen voran Brecht — in die Betten zu gucken, scheint ungebrochen reizvoll. Die Namen der entscheidenden Frauen sind bekannt: Marie Rose Amann (*Marie A.*), Paula Banholzer (*Bittersweet*), Marianne Zoff, Marieluise Fleißer, Elisabeth Hauptmann, Helene Weigel, Margarethe Steffin, Ruth Berlau, später dann Isot Kilian und Käthe Rüllicke. Kebir versucht, die spezifischen Eigenheiten dieser Beziehungen, Liebesaffären oder Ehen aufzuspüren. Dabei gelangt sie stets zu demselben Ergebnis: Brecht ließ sich nur mit eigenständigen, intelligenten und außerordentlich produktiven Frauen ein. »Hier entwickelte sich ein Mann, der in der Frau nicht nur die Frau, sondern den begabten, intelligenten und schöpferischen Menschen suchte.« (50) Kebir unternimmt dann den durchweg viel zu zögerlichen Versuch, die mit Brecht liierten Frauen intellektuell emanzipiert zu sehen und sie unabhängig vom großen Dichter zu betrachten. Jedoch nur dadurch, daß sie der Frauen und Brechts Verhältnis auf eine »dritte Sache« — die Arbeit — konzentriert beschreibt, gelingt ihr die Trennung. Hieraus konstruiert sie ihre These von den halbwegs gleichberechtigten Beziehungen im Spannungsfeld von *Liebe*—Arbeit und *Nähe*—Distanz. Daß Brecht wenige Beziehungen auflöste und stets — neben seinen beiden Ehen — neue installierte, mag Sabine Kebir im Gegensatz zu den »neidischen« Männern nicht als moralisch verwerflich deuten. »Die Liebe dauert, oder dauert nicht!«, heißt es in der *Dreigroschenoper*. Diesem kaum angreifbaren Motto scheint auch Kebir zugeneigt, wenn sie meint, »daß die Qualität einer Partnerschaft wichtiger ist als ihre Dauer oder, besser gesagt, daß die Dauer über die Qualität erzeugt wird« (162). Was das praktisch bedeutet, und wie eine (lebens-)lange Liebesbeziehung angelegt sein soll, das weiß Kebir natürlich auch nicht; kritische Selbstreflexion und darauf aufbauende Vernunfthandlungen beseitigen in keinem Falle Verlustängste und Trennungsschmerzen, sicher auch nicht im Fall der so »vernünftigen« — d.h. eben oftmals nur: duldsamen — Helene Weigel.

Kebir beklagt sich zu Recht über die mangelnde Präsenz der Werke dieser Frauen (153 u. 168f.); hier scheint sich etwas zu ändern: Ruth Brelaus Novellensammlung *Jedes Tier kann es* ist im Frühjahr 1989 erschienen, einige Stücke und Gedichte von Margarethe Steffin sollen ebenfalls 1989 publiziert werden. Solange es nicht möglich ist, über die Arbeit und das Leben dieser Frauen zu schreiben, ohne auf ihre Nobilitierung durch die Liebe Brechts angewiesen sein zu müssen, solange wird man/frau

sich damit ablagen müssen, aus Brecht »eher einen Verbündeten der Frauen ... als einen Macho« (15) zu machen und ihn »nach allem Für und Wider« für einen »akzeptablen Mann« (190) zu halten; was als Beurteilung eines toten Schriftstellers reichlich töricht klingt.

Es bedarf einigen Nachdenkens herauszubekommen, warum die Lektüre der Arbeit von Peter Fuchs einen diffusen Eindruck hinterläßt: Brecht erscheint dem Autor als Klassiker und offensichtlich einzig daher wert, »im Kontext der Moderne« auf sein »Selbstverständnis« hin abgeklopft zu werden. Versucht wird seine Einordnung in den Kanon moderner Dichturfürsten (Kafka, Döblin, Th. Mann, Benn). Fuchs entwickelt jedoch keine wirklich eigene, d.h. auf Brecht bezogene Fragestellung, auf deren Grundlage unterschiedliche »Selbstverständnisse« deutlich werden könnten. Sattelfest im Umgang mit den traditionellen Deutungsmustern bürgerlicher Literatur, gerät der Autor mit seinem Gegenstand Brecht auf Schritt und Tritt in Schwierigkeiten. Fuchs benutzt oder verwirft ihm eher fremde und ideologieverdächtige Kategorien wie *Arbeiterklasse/Proletariat, Marxismus, Faschismus* etc. mit so offensichtlicher Unbekümmertheit, als existiere eine von ihnen gemeinte Gegenständigkeit nur im Kopf des Dichters Brecht oder seiner Exegeten (exemplarisch: 54-59). Das ist besonders ärgerlich an all den Stellen, wo Fuchs *Dialektik/dialektisch* allein als idealistischen Kleister oder verdächtigen Kompromiß gelten läßt (60-84 und passim). Bedenklich mutet auch an, die vielfältig und aus allen Arbeitsperioden bedenkenlos eingestreuten Brecht-Zitate daraufhin zu untersuchen, ob darin »logisch« oder — meistens — »unlogisch« (34f., 54, 74, 92, 178f.) argumentiert würde. Das Urteilen überläßt Fuchs der — älteren — Sekundärliteratur, und außer *Baal* (32-60) unterzieht der Autor kein Stück Brechts einer näheren Betrachtung in Hinblick auf seine Fragestellung. Auffällig an der ganzen Arbeit ist der Umgang mit Zitaten überhaupt: Ungeachtet der sehr unterschiedlichen Lebensumstände Brechts und den daraus resultierenden Bezügen bemüht Fuchs alles, was ähnlich klingt, als Beleg für »dichterische Selbsterfahrung«, die damit keinerlei Veränderungen zu unterliegen scheint. Unfruchtbar ist die Gegenüberstellung Brecht/Th. Mann für die Zeit des Faschismus, weil Fuchs es explizit unterläßt, Brechts theoretische und literarische Auseinandersetzung mit dem Faschismus überhaupt zur Kenntnis zu nehmen (179). Nicht die Rede davon ist, was Brecht durch seine Flucht verlor, welche Chancen er drangeben mußte, und welche ungleich beschränktere Möglichkeiten praktischer Theaterarbeit er vorfand; keines der dreizehn großen Exilstücke wird auch nur gestreift. Sein Selbstverständnis sei das eines Dichters als »selbstloser Diener an der proletarischen Sache« (180). Sein »Anliegen« (sic!) sei die »Verteidigung der Kultur« — was Brecht bereits 1935 für äußerst problematisch hielt —, und die Opposition gegen den Faschismus sei schließlich das »Gütesiegel seiner Kunst« zur Aufrechterhaltung seiner »Standesehre« (177f.). Von Brechts spezifischer Arbeitsweise als möglichem Merkmal seines »Selbstverständnisses« und dessen notwendiger Veränderung im Exil ist ebensowenig die Rede, wie es weit hergeholt ist, wenn Fuchs Hofmannsthals Chandos-Brief auf Brecht anwenden zu können meint, ohne zu bemerken, wie viel stärker die durch die Rhetorik des Faschismus korrumpierte Sprache (vgl. z.B. Bloch: *Der Nazi und das Unsägliche*) die Exilschriftsteller lähmte (188-196). Die oben angegebene und sehr materialreiche Arbeit von Frank Dietrich Wagner widmet dieser Fragestellung ein ganzes Kapitel (199-220).

Carl Peltzcker arbeitet seit vielen Jahren an seiner Methode, psychoanalytische Fragestellungen in die Brecht-Philologie wie die Literaturkritik allgemein einzubringen. Als »Schlüssel zu seinem Leben und Schreiben« bietet er in seiner letzten Publikation Brechts Herzneurose an: »Die Kenntnis seiner Herzneurose hilft uns, Brecht

und sein Werk besser zu verstehen ... Sie verweist uns auf jenen Konflikt zwischen Autonomie- und Vereinigungswünschen, der sein Selbst- und Weiterleben und so auch sein Werk bestimmte« (17). Bereits allerfrüheste Tagebuchaufzeichnungen Brechts und eine Vielzahl von Zeitzeugen berichten über seine heftigen Herzattacken. Minutiös und kenntnisreich unterzieht Pietzcker zunächst Brechts Biographie und deutlich autobiographisch gefärbte Werkteile einer näheren Betrachtung in Hinblick auf seinen Gegenstand: Herzkrampf/Herzneurose und ihre Verbindung zum Akt des Schreibens, »literarische Kreativität bei herzneurotischer Störung« (118). Pietzcker betrachtet Brechts Strategien einer subtilen, »kontraphobischen« Selbstinszenierung zur Vermeidung und Verdrängung latenter Ängste (192-210) sowohl verantwortlich für seine literarische Produktion und ästhetischen Konzepte, wie für seine Beziehungen zu anderen Menschen. Pietzcker begreift die Herzphobie Brechts als lebenslängliche Stimulanz für eine auf diese latente Bedrohung reflektierende Suche nach adäquaten »Mitteln« (Schreiben, Frauen) zur Bewältigung angstbesetzter Situationen. Seine Lektüre beginnen sollte der Leser dieses insgesamt spannenden Buchs in jedem Fall mit der *Nachbemerkung*, d.i. Pietzckers Supervision seiner eigenen Arbeit.

Im Kriegsjahr 1915 schreibt L. Feuchtwanger im Zeichen der europäischen Asien-Mode, aber auch der England-Hetze, ein Historien-Drama über *Warren Hastings. Gouverneur von Indien* im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts. Das Stück wird im September 1916 uraufgeführt, gleichzeitig erscheint die Druckfassung im Georg Müller Verlag. *Kalkutta. 4. Mai* ist der Titel einer Neubearbeitung dieses Stückes von Feuchtwanger und Brecht im Jahre 1926. Der Kontext ist ein anderer: Die zehn Jahre zuvor angesagte und geschätzte Tiefe fernöstlicher Philosophie (programmatisch: Döblin *Wang Lun*) ist im Berlin der zwanziger Jahre durch die anglo-amerikanische »Sachlichkeit« verdrängt. Genau in diese Richtung aber scheint eher Brecht als Feuchtwanger verdächtig. Da die Brecht-Forschung das von Feuchtwanger gezeichnete Stück bislang wenig zur Kenntnis genommen und nur gelegentlich auf eine offensichtlich unterbewertete Beteiligung Brechts an dieser Umarbeitung hingewiesen hat, unternimmt es Carl Wege nun — über einen detaillierten Textvergleich —, Brechts Anteil an dieser Kooperation von 1926 zu synthetisieren (37-57 und 89-98). Wege sichert seinen »Verdacht, daß es sich bei *Kalkutta. 4. Mai* im wesentlichen um eine Brecht-Bearbeitung handelt« (42) mit beweiskräftigen Indizien ab: Durch die für Brechts Schreiben typische Beschleunigung und zeitliche Verknappung der Stückfabel wird aus einer komplizierten Geschichts-Tragödie eine klar gegliederte Komödie mit deutlicher Betonung des Endspurts im dritten Akt (43-45); ahistorisch-neusachlich geraten Sportberichte, Konservendosen und Kühlapparate in das Jahr 1774. Direkte Übernahmen aus früheren Stückprojekten Brechts — der seit *Tromeln in der Nacht* bemühte »rote Mond« der Liebe und der Revolution oder der in *Kalkutta. 4. Mai* erstmals erprobte, 1928 in *Happy End* wiederverwendete *Song vom Surabaya-Johnny* oder auch eine Reihe bei Brecht einschlägiger Zoten (50-53) — nimmt Wege als weitere Belege seiner These. In einem längeren Exkurs (59-88) gibt er einen konzentrierten Forschungsbericht über den von G.F. Hartlaub 1923 in die Welt gesetzten Begriff »Neue Sachlichkeit«. Wege besteht auf dieser Kategorie trotz der beklagten »Vielschichtigkeit und mangelnden analytischen Qualität« (68). Brechts intensive Sachlichkeitsphase datiert Wege auf die Jahre 1925/26 bis 1928. Daß sich Brecht dieser Literaturmode versperrt oder sie gar frühzeitig bekämpft hätte, hält Wege für völlig abwegig. Feuchtwanger hält der Autor eher für einen kurzzeitigen Sympathisanten dieser Weimarer Kulturmode. Sein Ausflug auf die *Petroliumsinseln* (1926) läßt ihn sehr bald auf das Festland der literarischen Tradition zurückkehren.

Brecht, so Wege, hält es in seinen Stückprojekten dieser Zeit mit den neusachlichen Protagonisten: den glücklichen großen Männern. Stimulanz ihres Lebens sind Höchstleistungen und Rekorde: *Dan Drew*, der Erbauer der Eriebahn, *Joe Fleischhacker*, der Weizenmagnat, auch noch *Lindbergh*. Sie allesamt sind absolut durchsetzungswillige und damit imperiale Siegernaturen; wie Warren Hastings. »Mit *Kalkutta*, 4. Mai bekennen sich Brecht und Feuchtwanger zur Welt wie sie ist, und das heißt in diesem Fall, zu einer von Imperialisten beherrschten Welt.« (115) Die zeitgenössische Kritik, allen voran Herbert Jhering, sah das ähnlich. Brecht ahnte früh Schlimmes und zog, so Wege, rasch die Konsequenz der »Verleugnung seiner Coautorenschaft« (115). Wege begleitet Feuchtwanger und Brecht nicht weiter als bis hierher. Knapp beendet er sein Buch, entläßt jenen in die ihm gemäßigere Romanschreiberei, diesen aber in seine dann folgenden »soziologischen Studien«, die zu betreiben ihm für Brecht dringend anzustehen schienen (129). Ein wenig undurchsichtig in der Anordnung der Teile ist der Text — nicht zuletzt wegen seiner sprachlichen Präzision und Brillanz — sehr interessant zu lesen. Eine große Menge von Belegstellen und zusätzlichen Informationen verwahrt Wege in Hunderten von Fußnoten, die gerade für den »Sachlichkeits«-Exkurs einen ganz aktuellen Fundus bieten.

Günter Berg (Karlsruhe / Frankfurt/M.)

Buhl, Barbara: Bilder der Zukunft: Traum und Plan. Utopie im Werk Bertolt Brechts. Aisthesis Verlag, Bielefeld 1988 (360 S., br., 68,- DM)

»Ahnung und Wissen sind keine Gegensätze. Aus Ahnung wird Wissen, aus Wissen Ahnung. Aus Träumen werden Pläne, die Pläne gehen in Träume über. Ich sehne mich und mache mich auf den Weg, und gehend sehne ich mich.« Diese Überlegungen des Philosophen in Brechts »Messingkauf« prägen nicht nur den Titel der Dissertation von Barbara Buhl, sie werden auch mehrmals zitiert und stehen im Zentrum ihrer Untersuchung. Die Autorin legt die erste umfassende Untersuchung zur »Utopie im Werk Bertolt Brechts« vor. Dabei leistet sie auf der Grundlage einer kritischen Aufarbeitung der Forschungsliteratur zu Brecht und zur Utopie vor allem »konkrete Interpretationsarbeit« (247). Utopie-Motive und utopische Tendenzen werden in Brechts Frühwerk, besonders im »Baal«, in den Lehrstücken, im »Dreigroschenroman«, im »Kaukasischen Kreidekreis« und in den »Buckower Elegien« herausgearbeitet und differenziert analysiert. Dieser Ansatzpunkt am literarischen Text, an Brechts »literarischen Bildern« (VIII), bewußt gewählt in Abgrenzung zu einer eher theoretischen Utopie-Diskussion, führt zu vielfältigen neuen Sichtweisen und Aspekten bei den interpretierten Texten. Hier, im Detail, in der präzisen und sensiblen Textanalyse liegt die Stärke der Arbeit. Mir allerdings fehlt bei dieser Vorgehensweise eine grundsätzliche, theoretische Auseinandersetzung der Autorin mit Brechts Utopie-Begriff. Buhls Eingangs-These: »Wiewohl der Begriff 'Utopie' von Brecht selbst kaum verwandt worden ist, kann doch seine gesamte Arbeit als Auseinandersetzung mit der utopischen Tradition und Funktion der Literatur und als Versuch, die utopische Funktion marxistischer Literatur neu zu bestimmen, verstanden werden« (V) ist für mich auch am Ende trotz vieler neuer Erkenntnisse als Ganzes nicht konkreter geworden. Man könnte auch sagen: Brechts Literatur ist so viel bzw. so wenig utopisch wie der Marxismus, aber das Verhältnis von Utopie und Wissenschaft ist hier ja gerade das zentrale Problem. Das Kapitel »Die Lehre vom Einverständnis und die Ansätze des Lehrstücktheaters« verdeutlicht exemplarisch Licht- und Schattenseiten der Untersuchung. Die These, der utopische Anspruch des Lehrstücks liege im — als Antizipation begriffenen — »Einverständnis« erscheint mir ebenso problematisch wie die Kontrastierung von »Fatzer«, dem Egoisten, und der

»Maßnahme«; nicht genügend diskutiert wird der Fragment-Charakter des Fatter-Textes. Auch lassen sich Lehrstück-Text und Lehrstück-Kommentar nicht trennen. Die Autorin konzentriert sich zwar zu Recht auf den Haltungsbegriff und die Lehre vom Einverständnis, ersterer wird jedoch nicht konkretisiert und letztere zuwenig in Brechts Philosophie als Lehre vom richtigen Verhalten einbezogen. Auch die Frage, »ob Brechts Lehrstücke als utopische oder als didaktisch-pragmatische Versuche einzuordnen sind« (79), scheint mit in ihrem Entweder-Oder falsch gestellt. Eine Auseinandersetzung mit Steinwegs Publikationen der letzten Jahre, mit der Münsteraner Fatter-Arbeitsgruppe um Martin Jürgens sowie ein Kontakt mit dem Lehrstück-Archiv in Hannover wäre hier sicher produktiv gewesen. Ärgerlich ist schließlich, daß die Autorin weder den wichtigen Sammelband »Assoziales Theater. Spielversuch mit Lehrstücken und Anstiftung zur Praxis« (1984) noch von Baweyes Lehrstück-Analyse »Rhetorik und Utopie« in ihre Diskussion einbezogen hat. Positiv dagegen ist, daß die Autorin, Heiner Müller folgend, das Fatter-Fragment berücksichtigt und auch in der Interpretation der einzelnen Lehrstücke zu wichtigen neuen Ergebnissen kommt. »Widersprüche sind Hoffnungen« — so sollte man auch mit Buhls Utopie-Buch umgehen.

Florian Vaßen (Hannover)

Lucchesi, Joachim, und Ronald K. Shull: Musik bei Brecht. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1988 (1082 S., Ln., 148,- DM)

Bei der Entstehung und Verbreitung von Brechts Werk spielte nicht erst seit der »Dreigroschenoper« die Musik eine entscheidende Rolle. Impulse zur Untersuchung dieses Zusammenhangs kamen weniger von seiten der Brecht-, als vielmehr von der Dessau-, Eisler- und Weill-Forschung. Seit aber 1984 auch die Ostberliner Brecht-Tage unter dem Motto »Brecht und die Musik« standen, haben musikalische Fragestellungen gleichsam »offiziell« ihren Platz in der Brecht-Forschung gefunden. Um so mehr überrascht es, wenn Lucchesi und Shull im Vorwort ihres Buches das Thema »Brecht und Musik« als wissenschaftliche terra incognita beschreiben; die bis Mai 1986 erschienenen Veröffentlichungen behandelten, so wird behauptet, lediglich eingegrenzte Fragestellungen. Ist dieses Buch die geforderte zusammenfassende Untersuchung?

Der einleitende Essay stellt die Entwicklung von Brechts eigenem Musizieren und seiner Zusammenarbeit mit Komponisten materialreich dar, spart dagegen die persönlichen Motivationen des Dichters, seine pädagogischen, kultur- und allgemeinpolitischen Impulse weitgehend aus. Auch eine Diskussion von Gattungsfragen, etwa die Verschiebung von Lied zu Operette, schließlich zu Agitproptheater und Lehrstück, oder eine Auseinandersetzung mit musikgeschichtlichen und sprachlichen Zusammenhängen sucht man vergebens. Nicht ein einziges Mal fällt der Name Marc Blitzsteins, der als wichtigster amerikanischer Fortsetzer von Brechts musik-theatralischen Impulsen gilt. Blitzsteins Bühnenwerk »The Cradle Will Rock« wurde durch den Stückeschreiber angeregt und ihm gewidmet, die »Dreigroschenoper« verdankte ihren Broadway-Erfolg Blitzsteins Übertragung. All dies ist beispielsweise meinem Buch »Laßt euch nicht verführen. Brecht und die Musik« (1985) zu entnehmen. Da auch andere vor 1986 publizierte Schriften, so der Lyrik-Band von Jan Knopfs Brecht-Handbuch, der Argument-Sonderband »Hanns Eisler«, Reinhold Brinkmanns Eisler-Aufsätze, der »Lukullus«-Essay von Hans Mayer, Dietrich Sterns Untersuchungen zu Kurt Weill oder die Erinnerungen Paula Banholzers nicht eingearbeitet wurden, kann von einer »zusammenfassenden Untersuchung« schwerlich die Rede sein.

Trotz dieser gravierenden Informationslücken ist das Faktenmaterial im Einführungs-Essay meist zuverlässig recherchiert. Verwendet wurden beispielsweise neue

Informationen aus dem Eisler-Handbuch von Manfred Grabs oder aus dem Weill-Werkverzeichnis, das David Drew noch vor der Veröffentlichung zur Verfügung stellte. Interviews mit Zeitzeugen brachten zusätzliche Erkenntnisse. Die gegenwärtige Brecht-Diskussion wurde dagegen weniger berücksichtigt. Wir erfahren zwar, daß bei dem Stückschreiber ästhetisch differierende Musikarten nebeneinanderstehen, nicht aber warum. Dazu hätten seine wegweisenden Ideen über die sozialen, pädagogischen und politischen Funktionen von Musik tiefer reflektiert werden müssen. So bleibt den Autoren Brechts Einstellung zur Musik, etwa die Polemik gegen Konzertmusik oder die Ablehnung der Genußfunktion, ein Rätsel. Die Arbeitermusikbewegung wird nicht einmal erwähnt. Selten ist ein Brecht-Buch erschienen, in dem Politik und Zeitgeschichte eine so sekundäre Rolle spielen.

Der eigentliche Wert des Buches liegt in den chronologischen Verzeichnissen. Die Zusammenstellung der insgesamt 269 *Äußerungen zur Musik*, deren Umfang von einer einzigen Zeile bis zur mehrseitigen Abhandlung reicht, erhebt Anspruch auf Vollständigkeit. Einige bislang unbekannte Texte aus dem Brecht-Archiv, so etwa Notizen zur »Mahagonny«-Oper oder »Über die gesellschaftliche Funktion der Musik«, sind in der Tat aufschlußreich. Man fragt sich allerdings, warum eine belanglose Tagebuchzeile wie »Jetzt spiele ich noch Gitarre mit Hartmann« in die Dokumentation aufgenommen wurde, wesentliche Gedanken zur Wagner-Rezeption im Faschismus dagegen nur in eine Fußnote. Das *Musikverzeichnis*, das den größten Teil des Bandes einnimmt, beschränkt sich auf Brechts (oft nur skizzenhafte) musikalische Ideen und seine Zusammenarbeit mit Komponisten, Vertonungen, die nicht von den »klassischen« Brecht-Komponisten Weill, Eisler und Dessau stammen oder nicht im Kontakt mit dem Stückeschreiber entstanden, wurden ausgeschlossen. Dies ist angesichts der beeindruckenden Fülle des Materials verständlich. Weniger einleuchtend wirkt dagegen die Verquickung von chronologischer und alphabetischer Anordnung. Sie verschleiert den Arbeitsprozeß und die inneren Zusammenhänge, ohne das Auffinden der Titel zu erleichtern. Zu den Vertonungen und Musikstücken werden jeweils Textanfänge, Entstehungsdatum, Komponist, Instrumentalbesetzung, Drucklegung, Fundort und Uraufführungstermin vermerkt, viel seltener Angaben zum funktionalen Zusammenhang.

Der Band kann das von Hennenberg herausgegebene Brecht-Liederbuch oder Knopfs Brecht-Handbuch nicht ersetzen. Praxisorientierte Kenner und die Forschung aber werden trotz aller kritischen Einwände von ihm profitieren. Eine relativ umfassende Diskographie, mehrere chronologische und alphabetische Register machen die Informationsfülle handhabbar. In einer Neuauflage sollte auch der Musikteil durchgängig chronologisch angeordnet und auf den neuesten Forschungsstand gebracht werden. Zu den notwendigen Ergänzungen gehören beispielsweise das »Lied von der Stange«, das 1942 von Theodor W. Adorno komponiert wurde, oder das Projekt einer Bauernkriegsoper mit Rudolf Wagner-Régeny.

Albrecht Dümling (West-Berlin)

Müller, Maria E. (Hrsg.): Eheglück und Liebesjoch. Bilder von Liebe, Ehe und Familie in der Literatur des 15. und 16. Jahrhunderts. Beltz Verlag, Weinheim, Basel 1988 (233 S., br., 29,- DM)

Der Band gibt Vorträge des Symposions »Frauenalltag und Frauenbilder im Mittelalter« von 1986 an der FU-Berlin wieder. Die Beiträge entstanden im Rahmen eines literaturwissenschaftlichen Projektes zur Erfassung der pragmatischen Ehe-literatur des 15. und 16. Jahrhunderts, dessen Ziel die Erstellung einer kommentierten Bibliographie sowie die Edition einzelner, wichtiger Texte ist. Die Spannweite

des Redens über die Ehe in diesen Texten ist groß, sie reicht vom kaum Wahrnehmen des Ehepartners bis hin zu ausgefeilten Gesellschaftsmodellen mit der Familie bzw. Ehe als Keimzelle, von trockener Theoriebildung bis hin zur Verstrickung in alltägliche Probleme.

Hans-Jürgen Bachorski untersucht Autobiographien des Spätmittelalters. Erst Momente der Krise eröffnen in einigen wenigen Autobiographien Möglichkeiten zur Wahrnehmung der Frau und der Ehe, wie z. B. in der Biographie des Burkhardt Zink (1396-1474), dessen ökonomischer Aufstieg und soziale Identitätsfindung erst in der Kooperation von Mann und Ehefrau möglich wurde. Die Ehe wird dementsprechend vor allem in ihrer ökonomischen Bedeutung wahrgenommen. Die auf den ersten Blick so plastisch-hautnah anmutenden »Beschreibungen« des ehelichen Alltags sind zumeist nach literarischen Mustern, vor allem aus Schwanksammlungen, organisiert. — Kyra Heidemann verfolgt in ihrem Beitrag die Rezeption der Griseldis-Novelle des »Decameron« im 15. und 16. sowie im 19. Jahrhundert. Boccaccio interessiert in erster Linie der Konflikt zwischen den Lebensgewohnheiten und Ansprüchen des feudaldadligen Mannes und der Ehe, wobei sich das Verlangen nach einem Erben mit der Furcht vor der Abhängigkeit und Beschneidung männlicher Freiheiten überschneidet. Die meisten Bearbeitungen des Stoffes verschieben das Interesse auf die Frau, vorgeführt als Muster einer idealen Ehefrau. — Erika Kartschoke untersucht die Bearbeitung des Buches *Tobias* durch Jörg Wickram und Georg Rollenhagen. Beide Autoren lenken ihren Blick auf die Familie, bei Wickram inszeniert als Opposition von gottesfürchtiger Familienwelt einerseits und der gottlosen Welt, Königshof und Soldaten andererseits. Rollenhagen betont vor allem die Rolle des richtigen Verhaltens der Ehefrau für das Funktionieren der Familie. — Hermann Pley schreibt über »verkehrte Welt« in niederländischen Texten des späten Mittelalters. Der Autor führt eine Reihe von Verkehrungen wie z. B. den Tausch von Frauen- und Männerrollen, der Mann als Pantoffelheld etc. vor, und fragt dann nach »Entsprechungen in der Wirklichkeit« (116). Die »Rückführung« literarischer Bilder auf die »Wirklichkeit« geschieht aber allzu schlicht: So in der Übernahme der alten Theorie, daß die negativen Frauenbilder auf schlichte männliche Konkurrenzangst in der sich verändernden Welt des Spätmittelalters zurückzuführen seien.

Einen Einblick in die protestantische Ehediskussion vermitteln Jutta Eming und Ulrike Gaebel. Heinrich Bullinger propagiert, in Abwehr katholischer Theologie und »heidnischer« Philosophie, Harmonie und Freiwilligkeit als unabdingbare Grundpfeiler der Ehe. Die damit einhergehende Subjektivierung lenkt seinen Blick auf die alltäglichen Probleme der Ehe, deren Lösung dann häufig mit der abstrakten Lehre kollidiert. — Maria E. Müller zeigt in »Schneckengeist im Venusleib. Zur Zoologie des Ehelebens bei Johann Fischart«, wie sich Fischart bei dem Versuch, traditionelle und naturwissenschaftliche Bilder und Ansichten von tierischem Verhalten auf die Ehe zu übertragen in Widersprüche verwickelt. Ausgerechnet Venus als Schirmherrin der Ehe zu inthronisieren gelingt Fischart nur über traditionell mit Venus assoziierte Tiere, Schildkröte und Schnecke, die beide zum Lob der Häuslichkeit taugen. Prinzipiell greift Fischart dabei auf allegorische Auslegungstraditionen zurück, in denen die Ähnlichkeit als vermittelndes Bindeglied zwischen den Dingen einen Bedeutungstransfer ermöglicht. Mit diesem Verfahren kollidiert aber zusehends eine eher wissenschaftlich orientierte Vorstellung von der Natur. — Ausgehend von der Beobachtung, daß in der Eheliteratur gerade auch das Schweigen und Sprechen asymmetrisch verteilt sind, Sprache also Mittel zur Ausübung männlicher Herrschaft wird, versucht Hubertus Fischer die Rolle der Literatur bei der Herausbildung neuer Ehe- und Lebensordnungen im 16. Jahrhundert zu bestimmen. In den

Sprachspielen dieser Literatur wird auch das Geschlecht zum Spiel, und umgekehrt stimuliert die Lektüre »offenbar wiederum einen spielerischen Umgang mit dem Geschlecht« (219).

Angesichts des massenhaften und so unterschiedlichen Redens und Schreibens über die Ehe im Spätmittelalter frage ich mich, was eigentlich dieses disparate Textkorpus »Eheliteratur« zusammenhält, das so viele zentrale Diskurse und Welten berührt: Familie, Ökonomie, Staat, Subjektivität, Moral, Wissenschaft etc. Die Entwicklung eines theoretischen Modells scheint mir notwendig und aussichtsreich.

Ralf Schlechtweg-Jahn (West-Berlin)

Mahoney, Dennis F.: Der Roman der Goethezeit (1774-1829). Metzler Verlag, Stuttgart 1988 (XI, 169 S., br., 19,80 DM)

Der Band erreicht qualitativ das Niveau, das sichergestellt wird durch das in der gesamten Reihe einheitlich durchgehaltene Gestaltungskonzept: Als Nachschlagewerk verwendet, leistet er erste Einblicke in den Gegenstandsbereich, die wichtigsten Forschungsergebnisse zu den einzelnen behandelten Werken werden repräsentativ referiert, die bibliographischen Verweise sind großteils Qualität und Wirkung entsprechend ausgewählt.

Im Ganzen leidet die Qualität des Bandes unter mehreren ungünstigen Vorentscheidungen des Autors: Aufgabe einer ohnehin auswählenden Einführung kann es nicht sein, behandelte literarische Werke durch die negative Einschätzung ihrer Verfasser zu disqualifizieren, noch dazu, wenn solche Wertungen Autoren wie Karl Philipp Moritz betreffen: Mahoney bezeichnet diesen als »nicht zum ersten Rang gekommen« (32). Problematisch ist weiterhin die fehlende Distanz zu bereits historisch gewordenen Prämissen älterer Sekundärliteratur, besonders störend außerhalb der eigentlichen Forschungsberichte. Einem Roman zu attestieren, daß er »faszinierende Einblicke ... in seinen jugendlichen Verfasser« (zu Brentano, 104) gewähre, er »eine Seelenkrise von überindividueller Bedeutung« (zu Tieck, 78) repräsentiere, bedeutet, mit einer unhaltbaren psychologisierenden Terminologie zu operieren. Leidige geistesgeschichtliche Schemata wie ein ästhetischer Brückenschlag zwischen Jahrhunderten, daß exempli causa von Brentanos »Godwi« »(d)er Weg zu Thomas Mann ... nicht mehr weit« (107) sei, und unverständliche geistesgeschichtliche Begrifflichkeit, die in einem literarischen Werk etwa »zwei Pole von Jean Pauls Wesen« (112) zu erkennen glaubt, können vor den Forderungen einer begrifflich nüchternen, faktenbezogenen, unmetaphysischen Literaturwissenschaft nicht mehr bestehen; nicht nur beim Lesen des Titels des Bandes also erstaunt man, in dem der Epochenbegriff einer »Goethezeit«, die mit dem »Werther« beginnen und mit den »Wanderjahren« ihren »Ausklang« (155) finden soll, noch nicht problematisch geworden ist. Obgleich dem Band eine sozialhistorische Grundlegung als »Einleitung« vorangestellt ist, wird diese Zugangsweise in den Einzeldarstellungen nur noch sporadisch aufgegriffen. Gehäuft treten hingegen Biographismen auf.

Die Sinnhaftigkeit des Erscheinens einer Einführung in diesen Gegenstandsbereich ist schließlich in toto fraglich: Die bereits vorhandene Zahl von Überblicksdarstellungen und Aufsatzsammlungen zwischen Borcherdts »Der Roman der Goethezeit« (1949), Jacobs' »Wilhelm Meister und seine Brüder« (1972) und Selbmanns »Der deutsche Bildungsroman« (1984, ebenfalls ein Band der Sammlung Metzler mit großen inhaltlichen Überschneidungen zu Mahoneys Buch), wo dasselbe Thema unter verschiedenen Prämissen auf verschiedene Weise in verschiedener Auswahl wie ein Perlenspiel oftmals gedreht und gewendet wurde, ist so überdimensional wie die bereits vorhandene Unzahl von Einzeluntersuchungen dazu. Problematisch ist die stets

neue Bearbeitung des schon lange Kanonisierten und gut Erforschten, während andere schriftstellerische Werke der Zeit um 1800, andere literarische Gattungen, etwa die sogenannten Gebrauchsformen, und andere literarische Zeiträume, beispielsweise die Barockzeit, nicht nur der näheren Erforschung sondern sogar der Edition, der Kommentierung und der Erschließung durch Register harren.

Ralf Georg Bogner (Wien)

Momberger, Manfred: Sonne und Punsch. Die Dissemination des romantischen Kunstbegriffs bei E.T.A. Hoffmann. Wilhelm Fink Verlag, München 1986 (262 S., br., 58,- DM)

McGlathery, James M.: Mysticism and Sexuality: E.T.A. Hoffmann. Part Two: Interpretation of the Tales. Verlag Peter Lang, Frankfurt/M. 1985 (293 S., br., 57,50 sFr.)

Mombergers Arbeit steht in der von Hélène Cixous 1974 begonnenen Tradition, Hoffmann mit dem Instrumentarium des Poststrukturalismus als einen Autor zu entdecken, der das Identitätsprinzip des Logozenrismus aufbricht und im Spiel der Signifikanten das Nicht-Identische, Multiple, Disparate affirmiert. Nachdem er zunächst auf Grund von Einzelanalysen (vorzüglich des »Sandmanns«) als antiphallologozentrischer Autor entdeckt wurde (Cixous 1974), als Lacanianer (Kittler 1977) oder als Praktiker der Kristevaschen Semiotik (Lehmann 1979), wurde bald auch in Hoffmann gewidmeten Ganzschriften eine grundsätzliche Neuinterpretation des Werkes angestrebt. Statt Hoffmann auf der Bruchstelle zwischen Romantik und Realismus anzusiedeln, setzen jüngere Literaturwissenschaftler/innen ihn dezidiert vom Idealismus und Transzendentalismus der Romantik ab, um ihn vor der Folie der Romantik als Wegbereiter der Moderne zu feiern, der die Abwesenheit von Sinn und von Identität des Subjekts affirmiere (vgl. Safranski 1984 und Asche 1985).

Momberger beeindruckt durch philosophiegeschichtliche Fundierung und Klarheit der Dikton. Im ersten Drittel seines Buches zeigt der Autor am Beispiel des Lichtbegriffs, daß die klassische und die romantische Episteme bei aller Unterschiedlichkeit Varianten eines logozentrischen Diskurses sind. Im Hauptteil grenzt er dann Hoffmanns »Licht« — die Punschflamme — von dem der Romantik ab. Die Punschflamme sei nämlich kein reinigendes Element, nicht Medium der Wahrheit und Einheit. Da keine Synthese stattfindet, sondern nur Verstärkung der Alkoholverwirkung durch Auflösung des Zuckers, sieht Momberger im Punsch eine Allegorie reiner Verausgabung fern jeder utilitaristischen Ökonomie, eine Metapher der Kastration und der dezentrierten Subjektivität. Diese Deutung vertieft Momberger, indem er Hoffmanns Erzählung »Der vollkommene Maschinist« wortwörtlich nimmt und als poetisches Programm deklariert. Im Gegensatz zu Cixous, die den Text poststrukturalistisch vereinnahmt hat, berücksichtigt Momberger den Einwand, daß er ironisch sei. Doch nach Momberger verfolgt der Text die Strategie einer doppelten Ironie: »Kreislers Ironie wird gebrochen durch die Hoffmanns, so daß durch eine zweifache Verschiebung des Sinns [sic] der Text jetzt doch 'beim Wort' genommen werden will« (80) und zu lesen ist »als Entwurf einer Poetik einer anti-illusionistischen Schreibweise« (80). Leider gibt Momberger keine Textbelege dafür, daß Kreislers Ironie wiederum ironisch gebrochen ist. Zudem müßten seiner Argumentation nach die anderen Kreisleriana ebenfalls mit dieser Brechung gelesen werden. Die ironischen »Gedanken über den hohen Wert der Musik« etwa wären danach beim Wort zu nehmen als Hoffmanns Befürwortung einer Trivialisierung von Musik. Überdies wäre zu fragen, warum Momberger nicht die vielen anderen programmatischen Äußerungen, etwa in »Berganza«, einbezieht, um eine Poetik Hoffmanns zu

beschreiben. Vielleicht wäre Heterogenität nämlich an einer ganz anderen Stelle zu suchen: der Differenz zwischen Hoffmanns Konzeption von Musik, Oper, Theater einerseits und seiner eigenen Schreibpraxis andererseits.

Im folgenden interpretiert Momberger verschiedene Aspekte des Hoffmannschen Schreibens als Manifestationen der dem »Maschinisten« entnommenen poststrukturalistischen Poetik. Die verschiedenen Ebenen in den Texten bezeichnet er als Signifikantenketten. Aus der Tatsache, daß keine dieser Signifikantenketten für sich die Totalität des Textzusammenhangs zu stiften vermag, sondern jede durch die anderen relativiert wird, schließt er, daß »die Kollision konträrer Signifikanten zu einem Effekt der Illusionszerstörung, der Auflösung des Signifikats führt und den Text in eine Bewegung zunehmender Polysemie hineinzieht« (92). Hoffmann stelle die Abwesenheit der Idee, des Absoluten dar, und zwar als Positivum, denn es »gruppieren sich die Signifikanten zur heiteren Ruine der Idee« (119). Daß Hoffmanns Texte vieldeutig sind, ist ja bereits bekannt. Daß die in ihnen herrschende Phantasie jedoch Transzendenz negiere, ist eine Interpretation, die paradoxerweise Hoffmann auf *einen* Sinn festlegt, während ihn doch gerade die Spannung zwischen emphatischem Idealismus und ironischer Skepsis zu einem so faszinierenden Autor macht. Überdies müßte erst noch gezeigt werden, daß das Fehlen von Sinn und Identität bei Hoffmann *heiter* ist.

Ausgehend von der bekannten Bemerkung des Erzählers im »Sandmann« (»Vielleicht gelingt es mir, manche Gestalt, wie ein guter Porträtmaler, so aufzufassen, daß du es ähnlich findest, ohne das Original zu kennen«), deutet Momberger Hoffmanns Praxis als dezidiert antiplatonische Poetik des Simulacrum, nämlich einer »Mimesis ohne Original, Mimesis der Mimesis« (143). Auf den ersten Blick bietet sich das abwesende Original wohl einer poststrukturalistischen Deutung als Negation von Ursprungsdenken an. Doch stellt man diesen Begriff in eine Signifikantenkette, indem man z.B. andere Reflexionen Hoffmanns über »innere Wahrheit« und Original mit ihm verknüpft, ergibt sich ein verändertes Bild. Hoffmann erscheint dann als Platoniker, dem es darauf ankommt, hinter der partikularen Erscheinung das Wesen einer überindividuellen Wahrheit zu erfassen. — Momberger hat ein intelligentes, anregendes Buch geschrieben, doch fällt in diesem Derrida verpflichteten Diskurs die Hoffmannsche Spezifik und Komplexität oft der »Reinheit der Lehre« zum Opfer.

In Absetzung von einer Kritik, die Hoffmann als Vorläufer der Theorien des Subjekts aus dem späten 20. Jahrhundert interpretiert, versucht McGlathery die literaturhistorischen Wurzeln des Autors aufzuzeigen. Nachdem er in seinem 1981 erschienenen ersten Teil von *Mysticism and Sexuality* die Tradition der Komödie des ironischen sexuellen Humors entfaltet hatte, führt er im zweiten Teil »plots, characters and themes« (211) in Hoffmanns Erzählungen auf die Tradition der *commedia dell'arte*, der *opera buffa* und der *contes licencieux* zurück. Hoffmann benutze beständig die Tradition von »roguish humor« (211) als Vehikel für seine Porträts von unterdrückten sexuellen Schuld- und Panikgefühlen. McGlathery scheint die Erklärung, daß sämtliche Hoffmannschen Helden Projektionen seines Julchen-Traumas seien und sich auf die Charaktertypen der italienischen Renaissancekomödie bezögen, als Begründung für Motivation und Gestaltung aller Figuren auszureichen. Heraus kommt dabei ein sehr grobes Schema, das außer diesem einen Motiv nichts anderes gelten läßt. Wenn Hoffmann nicht mehr getan hätte, als immer neue Versionen der komischen Figuren *amoroso*, *innamorata*, *pantalone* und *ruffina* zu schreiben, würde man sich heute wohl kaum so intensiv mit ihm beschäftigen. In seiner Reduktion des Werks auf dieses eine stereotyp wiederholte Erklärungsmuster (*sexual panic*, *secual anxiety*, *sexual cowardice*, *sexual guilt*) ist McGlatherys Buch langweilig und undifferenziert. Es verfehlt sein Ziel, Hoffmann in die literatur-

historische Tradition einzuordnen. Denn dazu hätte auch gehört, dessen spezifischen, innovativen Umgang mit der Tradition herauszuarbeiten. McGlathery jedoch liest Hoffmanns Werk nur als durch private Erfahrungen motivierte ahistorische Wiederholung einer literarischen Gattung. Ricarda Schmidt (Sheffield)

Berger, Renate, und Inge Stephan (Hrsg.): Weiblichkeit und Tod in der Literatur. Böhlau Verlag, Köln, Wien 1987 (297 S., br., 48,- DM)

Die Aufsätze dieses Bandes basieren auf ausgewählten Beiträgen einer Sektion »Frauen und Tod/Tötung« der 3. internationalen Tagung von Frauen in der Literaturwissenschaft, die im Mai 1986 unter dem Motto »Frauen — Literatur — Politik« in Hamburg stattfand. (Eine Dokumentation der Tagung liegt inzwischen vor, hrsg. v. Annegret Pelz, Marianne Schuller, Inge Stephan, Sigrid Weigel: Frauen — Literatur — Politik. Argument-Sonderband 172/173.)

Die breit gefächerten Untersuchungen geben einen Einblick in einen wichtigen Bereich gegenwärtiger feministischer Forschung. Das verabsolutierte wie das perhorreszierte Sujet *tote, tötende oder todbringende Frau* wird als Aufzeichnungsfläche für ästhetische Entwürfe und/oder gesellschaftlich-politische Projektionen beansprucht. Es ist auffallend, wie häufig in der Literatur der Tod der Frau mit dem Attribut des Schönen, des Ästhetischen einhergeht. Grund genug, sich mit den Implikationen dieses Phänomens zu beschäftigen und die vielfach mystisch anmutenden Zusammenhänge aufzuklären. Die Herausgeberinnen haben, was die untersuchten Werke anbetrifft, eine weitgehend chronologische Abfolge gewählt und auf eine nähere themenbezogene Untergliederung verzichtet. Neben motifgeschichtlichen sind sozialhistorische und strukturalistische Ansätze zu verzeichnen.

Um die Identifizierung von Weiblichkeit und Natur geht es in der Untersuchung über die Wasserfrauen bei Eichendorff und Fouqué (Stephan). Besonders an Hand der entsprechenden Beispiele aus dem lyrischen Werk Eichendorffs läßt sich schließen, daß trotz der »subtilen Gewalt« der Weiblichkeitsdarstellungen die erwartete Identifikation von Weiblichkeit und Natur unmöglich ist. Diese versuchte Ineinssetzung scheitert jeweils an der impliziten Geschichtlichkeit der Bildkomplexe, die von den diktierten Autoren nicht ausgeklammert werden kann. Über das Einbeziehen von Thesen aus der »Dialektik der Aufklärung« von Horkheimer—Adorno (deren »Kapitulation« angesichts der behaupteten »Universalität« des Themas »Weiblichkeit und Tod« etwas voreilig im Vorwort der Herausgeberinnen konstatiert wird) hinaus wäre eine Auseinandersetzung mit Adornos »Zum Gedächtnis Eichendorffs« wünschenswert gewesen. Dort nämlich wird aufgezeigt, daß sich hinter den ideologischen Verstellungen immer auch eine Sehnsucht nach einer »Welt, in der es anders wäre«, verbirgt.

Weder tot noch lebendig, auf jeden Fall aber todbringend präsentiert sich die Extremform all der Ophelien, Undinen und sonstigen Wasserwesen: der weibliche Vampir, dem Volckmann, ausgehend von Goethes »Braut von Korinth« eine materialreiche, anregende Studie widmet. Im Laufe des 19. Jahrhunderts findet ein Funktionswechsel statt: Die Schrecken verheißende, zu bekämpfende Vampirin tritt an die Stelle der noch mit sympathischen Eigenschaften ausgestatteten Vampirin, die für gesellschaftliche Utopien in Richtung einer befreien/befreienden Sinnlichkeit einstand.

Mit einem weiteren literarischen Motiv, das vorherrschend im 19. Jahrhundert angesiedelt ist, aber auch ins 18. zurück- und ins 20. Jahrhundert hineinreicht, beschäftigt sich E. Bronfen; es handelt sich um die »schöne Leiche«. Darunter wird »der Tod der schönen Frau« verstanden, nach E. A. Poes Diktum »das poetischste Thema der

Literatur«. An Hand der Poesie und Poetologie E. A. Poes weist Bronfen unter anderem nach, daß die »schöne Tote« die gleiche (Zeichen-)Funktion einnimmt wie das Kunstwerk selbst: Sie ist ein »Ort für metapoetische Selbstreflexivität« (108). Es handelt sich um die Möglichkeit der Thematisierung von Kunstproduktion innerhalb des Kunstwerks (der Erzählung, des Romans etc.) selbst. Die »schöne Tote« präsentiert sich als Schnittstelle von gesellschaftlicher Vernichtung und poetischer Neuschöpfung. Der getötete Körper ermöglicht sozusagen einen (poetischen) Freiraum; er erhält den Charakter eines unbeschriebenen Blatts, auf welches sich neuerliche Projektionen niederschlagen können.

Der Kunstform der »tableaux vivants« (auch unter den Bezeichnungen »Attitüden« oder »lebende Bilder« bekannt) und ihrer zeitgenössischen Rezeption haben sich Meise und v. Hoff zugewandt. Um 1800 waren derartige Darstellungen von antiken und modernen Motiven aus der bildenden Kunst oder Malerei als gesellschaftliches Ereignis beliebt. Als die berühmtesten Vertreterinnen dieses Genres werden Lady Hamilton und Mme Henriette Hendel-Schütz in der Literatur hervorgehoben. Das Problematische einer solchen Kultform besteht unter anderem in dem Verhältnis von dargestellter und darstellender Figur. »Der reale Körper der Darstellerin verschwindet zugunsten einer Aufzeichnungsfläche, die auf ihm errichtet wird« (71); und doch ist er in dieser Situation nur scheinbar totgestellt, vermag er doch in den (zumeist männlichen) Zuschauern Faszination und Erregung hervorzurufen — und zwar, wie aus den hier präsentierten zeitgenössischen, mitunter recht anzüglichen Kommentaren deutlich wird, konzentriert sich die Aufmerksamkeit mehr auf den darstellenden Körper der Frau, der unter dem dargestellten Bild anwesend ist. Der sprachlose weibliche Körper wurde nicht nur post festum von Männern (Goethe, A.W. Schlegel, Herder u.a.) beschrieben, sondern häufig auch erläuterten die Partner bzw. Ehemänner schon während der Veranstaltung die dargestellten Bilder; zutreffend ist von der »Inszenierung des weiblichen Körpers« die Rede. Von dieser Thematik ist es nur noch ein Schritt zu einer Form gänzlich totgestellter Weiblichkeit: der Puppe. Mit deren Schöpfung, Gebrauch und mystischer Verlebendigung von Ovid bis Kokoschka setzt sich R. Berger auseinander.

Von den Beiträgen, die sich mit Literatur aus dem 20. Jahrhundert befassen, sei noch auf zwei hingewiesen. Sie beschäftigen sich mit mythischen Frauenfiguren und ihrer Rezeption: G. Schulz verfolgt die Entwicklung der Medea-Bearbeitungen im Werk Heiner Müllers; J. Bossinade diskutiert das Antigone-Modell als »Metapher des Lebend-begraben-Seins« in seiner Revision durch Heinrich Böll (»Gruppenbild mit Dame«). Die Differenzierungsleistungen einzelner Beiträge in Hinsicht auf die vielfältigen Erscheinungsformen des Motivkomplexes »Weiblichkeit und Tod« geraten durch das Insistieren der Herausgeberinnen auf der »Universalität« und »Überzeitlichkeit« des Problematik (vgl. 8f.) in die Gefahr, ungerechtfertigt nivelliert zu werden.

Die versammelten Aufsätze tragen entschieden dazu bei, literarische Verarbeitungen des problematischen Zusammenhangs von Weiblichkeit und Tod äußerst kritisch zu lesen, um deren ästhetisierende Tendenzen zu erkennen, die kulturbedingte (in erster Linie männliche) Ängste einerseits und Allmachtsphantasien andererseits überlagern.

Herta Schwarz (West-Berlin)

Kunst- und Kulturwissenschaft

Kausch, Michael: Populärkultur und Kulturindustrie. Fischer Taschenbuchverlag, Frankfurt/M. 1988 (335 S., br., 19,80 DM)

Die Haltung der Frankfurter Schule zur Massenkultur wird häufig mit Adornos Kulturindustrieansatz identifiziert. Die These von Kausch ist, daß sie sich an dieser Frage spaltete. Auf der einen Seite sieht er Benjamin und Löwenthal, die eher rezeptionsorientiert argumentieren und medienpädagogische Intentionen hatten. Adorno und Horkheimer vertreten nach Ansicht des Autors eher einen stimulusorientierten Ansatz; für sie hätten außerdem die Werke der kanonisierten Hochkultur als Maßstab im Vordergrund gestanden. Adorno, so Kausch, wollte nicht erzieherisch mit der Populärkultur arbeiten, sondern vor ihr warnen, denn Kulturindustrie erschien ihm als integrierter Medienverbund, der das Publikum zu einer indifferenten Masse formiert.

Kausch stellt die medientheoretischen Arbeiten des Instituts für Sozialforschung (IfS) während des Exils dar, beginnend mit einer Schilderung des »Radio Research Projects«, eines Pilotprojekts der US-amerikanischen Massenkulturforschung, an dem unter anderem Adorno beteiligt war. Dessen Abneigung gegen moderne Unterhaltungsmusik machte diese von 1939 bis 1941 dauernde Episode für alle Beteiligten nicht besonders fruchtbar. Während die empirische US-amerikanische Forschung ästhetische Fragestellungen ablehnte, galt für Adorno: »Kultur ist ein Zustand, welcher Versuche, ihn zu messen, ausschließt.«

Nach Horkheimers und Adornos Weggang nach Kalifornien arbeiteten andere Mitglieder des IfS wie Leo Löwenthal, Herbert Marcuse, Otto Kirchheimer, Franz Neumann oder Friedrich Pollock an Fragen des Faschismus oder der psychologischen Kriegsführung. Die medientheoretischen Arbeiten Löwenthals, die in diesem Zusammenhang entstanden, werden ausführlich dargestellt und mit anderen Positionen verglichen. Der Unterschied manifestiert sich schon in der Begriffswahl: Für Löwenthal ist Populärkultur der respektable Untersuchungsgegenstand, Kulturindustrie dagegen der große Manipulator, der die herrschende Gesellschaftsordnung in den Köpfen und Sinnen der Rezipienten verändere, sie zur Passivität verdamme und bedingungslose Anpassung organisiere. Löwenthal, so Kausch, sieht zwar auch die manipulativen Wirkungen der Populärkultur, ihre Hauptfunktion liegt für ihn jedoch in der Informationsvermittlung. Zwischen Hoch- und Populärkultur sieht er eine weniger rigide Trennungslinie — auch der hohen Kunst kommt ein Unterhaltungswert zu. Populärkultur wird als nichtkanonisierte Kunst begriffen, Kanonisierung erscheint als Prozeß, der von historischen und sozialen Variablen abhängt.

Im Teil »Technik und Kommunikation« beschäftigt sich Kausch mit dem Konflikt zwischen Adorno und Benjamin, der die technische Reproduzierbarkeit und die Möglichkeiten einer nicht- oder nachauratischen Kunst betraf. Hieran schließt sich eine ausführliche Darstellung von Benjamins bisher kaum aufgearbeiteter Tätigkeit für das Radio an, die in die Jahre 1929-1933 fiel. Kausch zeigt die Einflüsse von Asja Laccis' Konzept des Kindertheaters wie auch von Brechts Theorie des epischen Theaters. Im Unterschied zur gängigen Benjamin-Kritik vertritt er die Auffassung, daß die Rundfunkarbeit nicht primär dem Borterverb dienete, sondern daß Benjamin mit ihr progressive pädagogische Intentionen verband und sich dabei der modernsten technischen Mittel bediente.

Kausch arbeitet heraus, wie Adorno seine pessimistische Haltung zur Kulturindustrie nach der Rückkehr abschwächte. Schließlich unterscheidet er drei Hauptströmungen der kritischen Medien- und Kommunikationsforschung: 1. Die Naiven,

die einer monokausalen Manipulationstheorie anhängen und sich aufteilen in a) die Epigonen der Frankfurter Schule, welche in den Massenmedien den Gesamtmanipulator einer verwalteten Gesellschaft sehen, und b) orthodoxe Vulgärmarxisten, die darin primär das Manipulationsinstrument des Monokapitals bzw. bestimmter Einzelkapitale sehen; 2. die »Fundamentalisten«, zu denen der frühe Adorno gehört; 3. die Realisten, die ein dialektisches Response-Modell vertreten, z.B. Benjamin und Löwenthal. Diese Einordnung ist unbefriedigend. Mit dem gegenwärtig auf der Linken eindeutig parteipolitisch geprägten Begriff des »Fundamentalisten« ausgerechnet Adorno zu belegen, impliziert eine Nachbarschaft, an der beide Seiten wenig Freude hätten, und stellt außerdem eine unzulässige Verkürzung von Adornos ästhetischen und kulturkritischen Positionen dar. Problematisch ist diese Einschätzung darüber hinaus, weil sich Kausch kaum mit den Positionen Adornos auseinandersetzt und es auch unterläßt, diese in den historischen Kontext zu stellen. Wenn dagegen die Einschätzung von Susan Buck-Morss (*The Origin of Negative Dialectics*, New York 1977, 42) zutreffen sollte, daß Adorno, obwohl die marxistische Theorie benutzend, die Welt nicht verändern, sondern nur anders interpretieren wollte, wird dem Vorwurf endgültig der Boden entzogen. Auf der anderen Seite scheint es problematisch, gerade Benjamin, der avantgardistische Kunst und jüdischem Messianismus zuneigte, zum Realisten zu erklären. Zweifelhaft ist es, Benjamin umstandslos dem Institut für Sozialforschung »zuzuschlagen«, zumal seine Beziehung zum Institut keine unproblematische war und sich vor allem über Adorno herstellte. Politisch stellte Benjamins Beziehung zu Asja Lacin und Brecht eher die Anbindung an eine ganz andere Strömung her.

Die Arbeit wertet eine Fülle von zum Teil unveröffentlichtem Material aus und gibt gleichzeitig eine lesbare Einführung in die nicht unbedingt leicht zu erschließenden Schriften Adornos und Benjamins. Viel zu kurz kommt jedoch die Frage nach der theoretischen und politischen Relevanz jener Ansätze fünfzig bzw. vierzig Jahre nach ihren Entstehen.

Christina Ujma (Marburg)

Lesle, Ulf-Thomas: Das niederdeutsche Theater. Von »völkischer Not« zum Literaturtrost. Christians Verlag, Hamburg 1986 (266 S., br., 39,80 DM)

»Niedersachsen sind wir!/ Edelvolkes Blut!/Tausend wilde Schlachten gewann/ Niedersachsenmut«, so heißt es in einem programmatisch an den Anfang des »Niedersachsenbuches 1914«, zentrales Periodikum der »Niederdeutschen Bewegung«, gestellten Gedicht. Und weiter: »Das Salz der Völker sind wir,/ sind auserkoren/ als Herrscher der Welt,/ zu Herren geboren!« (80f.) Die zentralen Begriffe der völkischen Ideologie, die in diesem Text konzentriert sind, haben seit Ende des 19. Jahrhunderts, im Ersten Weltkrieg, in der Weimarer Republik bis zum NS, im einzelnen zwar unterschiedlich, im gesellschaftlichen Zusammenhang jedoch als politische Kontinuität gewirkt. Nur in diesem gesellschaftlich-ideologischen Kontext der »Niederdeutschen Bewegung« sind plattdeutsche Mundartdichtung und niederdeutsches Theater zu verstehen. Aus der Spezifik des Gegenstandes begründet sich so die Vorgehensweise — es geht dem Autor um Ideologiekritik: »Die Erkenntnis, daß sich bestimmte, bisher weitgehend unbeachtete Manifestationen konservativ-nationalistischen Denkens auch an der Geschichte des niederdeutschen Theaters aufzeigen lassen, war Ausgangspunkt und Anreiz dieser Studie.« (11)

Lesles Dissertation, die erste größere Darstellung des niederdeutschen Theaters, legt besonderes Gewicht auf Programmatik und politisch-pädagogische Intention, auf Öffentlichkeit und das Theater als Institution, auf Wirkung und Rezeption. Die weitgehend chronologische, viele neue Details präsentierende Untersuchung

unterzieht insbesondere den zentralen Aspekt der Kontinuität völkischer Ideologie einer umfassenden, sich gegen Verharmlosung und Verdrängung nach 1945 wendenden Analyse. Ergänzende theater- und literaturwissenschaftliche Fragestellungen (Inszenierungspraxis, Interpretation der Theatertexte, literarische Techniken etc.) hätten sicherlich weitere wichtige Dimensionen offenlegen können.

Lesle stellt zunächst das Wiederaufleben der Mundartliteratur im 19. Jahrhundert sowie die kulturpessimistische Essayistik dar, exemplarisch analysiert an Langbehn's »Rembrandt als Erzieher«. Der Autor zeigt, wie sich zum einen eine kulturpolitische Tendenz zur Dezentralisierung und Regionalisierung herausbildete und wie sich ein funktionalisierter Literaturbegriff mit einem idealisierten Begriff von Volkstümlichkeit verbindet. Zum anderen propagiert Langbehn in einer regressiven Utopie auf der Grundlage der Mythisierung von Geschichte und Ästhetisierung von Politik eine sozialdarwinistische, antisemitische und völkische Grundhaltung. Getragen von »Theoretikern« wie dem »Popularliteraturgeschichtler« Adolf Bartels, zeichnet sich die Heimatkunstbewegung von 1890 bis 1918 einerseits durch die Verbindung von Innerlichkeit, Heimatgefühl und Harmoniestreben aus; andererseits werden in Begriffen wie »arteigen«, »artfremd« und »dekadent« rassistische und biologische Tendenzen deutlich. Besonders beeinflusst von der Heimatkunstbewegung wurde auch Fritz Stavenhagen, »Begründer« des niederdeutschen Theaters. Lesle zeigt die starke Abhängigkeit der Theaterproduktion von einer vorgelagerten kulturpolitisch-pädagogischen Programmatik sowie von einer emphatisch aufwertenden Rezeption.

Hermann Boßdorf, nach Stavenhagen und Gorch Fock der dritte wichtige Theaterautor, versucht in der Folgezeit, den »völkischen« Mythos vom Niederdeutschtum von der »Kriegsideologie in den Frieden hinüberzuretten« (109). Unterstützung findet er bei einem der wichtigsten »volkserzieherischen« Förderer der plattdeutschen Mundartdramatik, bei Richard Ohnsorg, dessen Aufsatz »Zum Bildungsdrang der breiten Masse« programmatische Bedeutung zukommt. In den folgenden zwei Kapiteln stellt Lesle das »Plattdeutsche Theater in den Zwanziger Jahren« dar, dessen Erfolg und Ausweitung (Bühnengründungen, Bühnentage, Preisausschreiben, Gründung des Bühnenbundes) sowie dessen Höhepunkt Ende der zwanziger Jahre, der sich in der Betonung der »dreistufigen Verheißung« »Volk — Sprache — Führer« (158) manifestiert. Deutlich wird in dieser Zeit aber auch die wachsende Konkurrenz der Massenmedien und die daraus resultierende verstärkte Hinwendung zur Unterhaltung, zu Schwank und Lustspiel. — Schließlich erstaunt es nicht, wie bruchlos das niederdeutsche Theater 1933 in die faschistische Kulturpolitik integriert wurde. Lesle belegt jedoch überzeugend, daß im Kompetenzstreit der verschiedenen NS-Behörden nach anfänglicher Begeisterung für das Thingspiel die von Rosenberg geförderte völkisch-politische Ausrichtung des niederdeutschen Theaters gegenüber Goebbels' Konzeption eines fröhlich-optimistischen Schwanktheaters zusehends an Gewicht verlor. — »Statt eines Schlußkapitels« beendet der Autor seine Untersuchung mit einer »Nachschrift aus der Praxis«, in der er zum einen die ideologische Kontinuität des Ohnsorg-Theaters nach 1945 aufzeigt, zum anderen die zunehmende Vereinnahmung seitens der Kulturindustrie seit Mitte der fünfziger Jahre. Die Erwartungshaltung der Zuschauer sowie die Abhängigkeit vom Fernsehen zwingen im Rahmen der kapitalistischen Produktion das »Ohne-Sorge-Theater«, wie es so oft ernsthaft genannt wird, zu einer scheinbar unpolitischen, in Wirklichkeit aber systemstabilisierenden Unterhaltung. Diese Tendenz, schreibt Lesle durchaus selbstkritisch, haben auch eine neue Leitung des Theaters sowie der Autor selbst als Dramaturg mit Versuchen eines kritischen Volkstheaters nur bedingt zu durchbrechen vermocht.

Florian Vaßen (Hannover)

Soziologie

Pirker, Theo, Hans-Peter Müller und Rainer Winkelmann (Hrsg.): Technik und Industrielle Revolution. Vom Ende eines sozialwissenschaftlichen Paradigmas. Westdeutscher Verlag Opladen, 1987 (324 S., br., 49,- DM)

Der Band dokumentiert ein internationales Symposium vom Dezember 1986 am Institut für Soziologie der FU Berlin. Von den Herausgebern hat Pirker seit den fünfziger Jahren eine große Anzahl weithin beachteter Untersuchungen zur Industriesoziologie und zur Arbeiterbewegung vorgelegt; Müller und Winkelmann sind zu Beginn der achtziger Jahre mit historisch-kritischen Editionen der wichtigsten technologischen Exzerptheften von Marx hervorgetreten. Explizit oder implizit ist der kritische Bezugspunkt der Beiträge das 1983 erschienene Buch »Marxismus und Industrielle Revolution« des konservativen Historikers Ernst Nolte (der in diesem Band selbst zu Wort kommt). Noltés Interesse ist der Zusammenhang von industrieller Revolution und handlungsmächtigen Unternehmern, die er um des zivilisatorischen Fortschritts willen für legitimiert hält, unter widerspenstigen Massen, gegen die »Konterrevolution der Arbeiter« und gegen »feindliche« linke wie rechte Parteien die »Opferung der Gegenwart zugunsten der Zukunft (zu) erzwingen«. Die Herausgeber sprechen von einem »Fundamental-Synkretismus bei Nolte«, ein »als bedrohlich empfundenenes politisches Konzept, den Marxismus, anhand einer der ... Zentralkategorien eben dieses selben Konzeptes, nämlich der 'Industriellen Revolution', obsolet machen zu wollen.« (15, ähnlich 105)

Wenn Nolte eine große »Ausgangsähnlichkeit« zwischen konservativem und Marx'schem Denken konstruiert, so machen umgekehrt die Herausgeber Marx' und Engels' Fassung des Begriffs der »Industriellen Revolution« für manche theoretische Konfusion und politische Gewalttätigkeit »über alle Lager hinweg« verantwortlich, sehen eine »Große Koalition« eines geradezu axiomatischen Konsenses: Wenn der wirtschaftliche und soziale Wandel derart eng mit dem technischen und industriellen Wandel verknüpft war, dann schien auch die Umkehrung evident: Er war auf den technischen und industriellen Wandel zurückzuführen.« (119) Letzteres bezeichnen die Herausgeber als »technologische Geschichtsbetrachtung«, an der Marx seinen Anteil gehabt habe. Die Herausgeber verstehen sich als kritische Materialisten im Sinne von Karl Korsch, der zu einer Anwendung der materialistischen Geschichtsauffassung auf die materialistische Geschichtsauffassung selbst aufforderte. Sie favorisieren eine Auffassung von Technik, die diese in »ein Konzept der sozialen Arbeit«, in »ein Netz von sozialen und antisozialen Beziehungen innerhalb der sozialen Verhältnisse« einbettet, wie es Lawrence Krader 1979 in »A Treatise of Social Labor« (und in diesem Band in einem komprimierten Aufriß zur Theorie der Technik) entwickelt hat. Vor diesem Hintergrund halten sie Marx und Engels ein »überzeichnetes Bild von Geschichte in Begriffen von Revolution, Zäsur, Kulmination, Umstülpung, Diskontinuität etc.« (104) vor, den Glauben an eine Art »'Mitnehmer-Effekt' der industriellen Verhältnisse hinsichtlich der Produktionsverhältnisse und letztlich der politischen Verhältnisse« (97). Daß Marx und Engels den widersprüchlichen Zusammenhang von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen »in die Richtung eines deterministischen Zusammenhangs überzogen« hätten (ebd.), läßt sich freilich nur sagen, wenn man vom Stellenwert der Politik (einschließlich der Arbeitspolitik) systematisch absieht.

Die Schlußfolgerung der Herausgeber, daß der Begriff der »Industriellen Revolution« den Stand der Forschung nicht mehr aufnehmen, »geschweige denn noch befruchten« könne, »zu einem wirklichen Hindernis der Forschung« geworden und

daher aufzugeben sei (25), kann man unter Hinweis auf ihr eigenes Buch getrost bestreiten: die Fülle der Anregungen und Anreize zum Widerspruch in den 23 Beiträgen kann hier nicht einmal angedeutet werden. Ich begnüge mich mit einigen Hinweisen etwa auf: Akos Paulinyi, der am Begriff der »Industriellen Revolution« festhält, weil nur so — im Anschluß an die Marxsche Frage, wodurch das Arbeitsmittel aus dem Werkzeug in eine Maschine verwandelt wird — der neue systemprägende Charakter der »Maschinen-Werkzeug-Technik« gegenüber der »Hand-Werkzeug-Technik« deutlich zu machen sei; Sidney Pollard, der aus dem Versagen von Übertragungsversuchen technischer Innovationen von Großbritannien auf den Kontinent oder von einer Region in eine andere Aufschlüsse über das Bedingungsgefüge technischer Entwicklung gewinnt: diese ist nicht schlicht endogen (aus eigener Logik) oder exogen (etwa aus Marktbedingungen) erklärbar, sondern bedarf des Zusammenpassens mit anderen Innovationen, einer Infrastruktur von Dienstleistungen, Qualifikationen etc. (hierzu ergänzend die Fallstudie zur Geschichte der Eisenindustrie von Rainer Fremdling); Wilfried Spohn, der vorschlägt, die Geschichte des Marxismus als gesellschaftlich, politisch und kulturell bedingte Adaptionen und Umformungen des Marx-Engelsschen Denkens zu begreifen, und am Exempel des »sozialdemokratischen Marxismus« untersucht, wie dieser »gerade in seinen vulgärmarxistischen Vorstellungswelten und den damit verbundenen dispositionalen und kognitiven Strukturen den politisch-kulturellen Mentalitätslagen der sozialdemokratischen Arbeiterschaft in ihrer Formierungsphase während des Kaiserreichs entsprach« (199); Dick Geary, der den verschlungenen und vielfach vermittelten Zusammenhängen zwischen technischer Entwicklung und verschiedenen Formen des Arbeiterprotests im Europa des 19. Jahrhunderts nachgeht und zeigt, daß sich der Arbeiterprotest eher an den Folgen der Kapitalisierung des Handwerks als an der Industrialisierung der Produktion entzündete.

Das Buch macht Lust auf weitere Forschungen zur Industriellen Revolution und Industrialisierung im Zusammenhang mit den Entwicklungen der Gesellschaftsformationen.
Werner van Treeck (Kassel)

Prigge, Walter, (Hrsg.): Die Materialität des Städtischen. Birkhäuser Verlag, Basel und Boston 1987 (255 S., br., 58,- DM) zit.: (I)

Deutsches Architekturmuseum Frankfurt a.M. (Hrsg.): Ernst May und das Neue Frankfurt 1925-1930. Wilhelm Ernst & Sohn Verlag für Architektur und technische Wissenschaften, Berlin 1986 (160 S., br., 78,- DM) zit.: (II)

Prigge, Walter, und Hans-Peter Schwarz (Hrsg.): Das neue Frankfurt. Städtebau und Architektur im Modernisierungsprozeß 1925-1988. Vervuert Verlag, Frankfurt/M. 1988 (294 S., br., 30,- DM) zit.: (III)

Prigge, Walter, und Wilfried Kaib (Hrsg.): Sozialer Wohnungsbau im internationalen Vergleich. Vervuert Verlag, Frankfurt/M. 1988 (326 S., br., 38,80 DM) zit.: (IV)

(I) enthält die überarbeiteten Vorträge eines Kolloquiums zum Gedenken an Helmut Brede (gestorben im Oktober 1985), das im Juni 1986 am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Universität Frankfurt stattfand. In vier Kapiteln werden die Kontinuitäten und Brüche der »Materialität des Städtischen in der gesellschaftlichen Produktion des kapitalistischen Raumes« (Prigge) problematisiert: »I. Raumstrukturen und säkulare Krise«, »II. Raumentwicklung und gesellschaftliche Restrukturierung«, »III. Urbanität und politische Kulturen«, »IV. Städtische Oppositionspolitik und Planungspraxis«. Von den 15 Beiträgen hebe ich hervor: die beiden des ersten Kapitels von Esser/Hirsch (»Stadtsoziologie und Gesellschaftstheorie«)

und Läßle (»Zur Diskussion über 'Lange Wellen', 'Raumzyklen' und gesellschaftliche Restrukturierung«); sie zeichnen sich dadurch aus, daß die Autoren eine Reintegration der kritischen Stadtsoziologie in die gesamtgesellschaftliche Theorie einfordern, sich von den »linearen« Theorien der kapitalistischen Entwicklung und vom sogenannten »Kontinuitätsparadigma« distanzieren und Überlegungen über den Zusammenhang von Gesellschaftsformation, Politik und Raumstruktur sowie von städtischen Lebensweisen, Kulturen, Opposition/Protest und lokal-staatlichen Regulationsformen vorstellen. Im zweiten Kapitel diskutiert Rodenstein (»Durchstaatlichung der Städte?«) zwei Thesen zur Funktion lokal-staatlicher Regulation: »Kommune als Gegenmacht« oder »Durchstaatlichung« der Kommune; sie prüft, in welche der beiden Richtungen der »staatliche Zwang zur städtischen Selbsthilfe« wirkt. Einen Überblick über die »gegenwärtige Debatte um die innere Urbanisierung der Städte« bietet der Beitrag Prigges (»Hegemonie des urbanistischen Diskurses«) im dritten Kapitel. Mit dem »Konjunkturwandel innerhalb der Stadtplanung« (von der Wachstumsorientierung zur Bestandserhaltung und -erneuerung), mit der Zweideutigkeit der »Urbanität« in der Planungspraxis sowie mit dem Zusammenhang von Macht, Herrschaft und Stadtplanung setzt sich im letzten Text des Buches Rodriguez-Lores (»Lust auf Erhaltung — Lust auf Urbanität«) kritisch auseinander. Dieser Sammelband gehört zur neueren Grundlagenliteratur für alle, die sich in Praxis, Lehre, Forschung und Studium mit dem »Städtischen«, mit der Stadt und Stadtplanung beschäftigen. Einen historischen Akteur der Materialisierung von »Städtischem« rückte von Dezember 1986 bis Februar 1987 eine Ausstellung des Deutschen Architekturmuseums Frankfurt a.M. ins Bewußtsein der Öffentlichkeit. (II) Die Ausstellung zeigte die Verflechtung von Sozialpolitik, Siedlungsbau und Architektur in der Tätigkeit von Ernst May und die »ästhetische Prägnanz und Eigenart« in den damaligen Entwürfen des »Neuen Frankfurt«. Die Textbeiträge des Ausstellungskataloges problematisieren das »geschichtliche Bild« des »Neuen Frankfurt«, das »als Synonym für die praktische Verwirklichung des sozialen Anspruches im Neuen Bauen der Weimarer Republik« gilt; die Präsentation der Elemente des »Neuen Frankfurt«, des »Ästhetischen« und des »Sozialpolitischen«, richtet sich gegen die Vereinnahmung der Siedlungen durch den Denkmalschutz sowie die Tendenz zur Diskriminierung dieser Art sozialer Architektur. Der Textteil ist in vier Kapitel unterteilt: »Ernst May und die Spezialisten des Städtischen«, »Das Neue Frankfurt im sozialdemokratischen Klima«, »Moderne Kultur des Wohnens« und »Städtebau am Stadtrand«. Hervorheben möchte ich den Beitrag von Andernach/Kuhn über den »Frankfurter Fordismus«, seine Anstrengungen, Maßnahmen, Schwierigkeiten und Konflikte bei der Verwirklichung des Wohnungsbauprogramms, die »Notizen und Gedanken« von Herterich zur »Aneignung« des »Neuen Frankfurt« durch die Bewohner und vor allem die Betrachtungen von Kramer über die sogenannte »Frankfurter Küche« und die zeitgenössische Kritik an ihr unter der Fragestellung »Rationalisierung des Haushalts und Frauenfrage«. Für Uhlig sind die »Geschichten zu den Siedlungen der zwanziger Jahre gleichzeitig die Geschichte(n) der Interpreten ..., die ihre eigene Biographie und ihr Erkenntnisbedürfnis im historischen Material eingeschrieben haben«. Wie sollte es auch anders sein?

In (III) wird die Thematik des Neuen Frankfurt der späten zwanziger Jahre als städtebauliches »Modell rationalisierter Vergesellschaftung« (Prigge/Schwarz) weitergeführt bis zur »Konzeption des neuesten Frankfurt«. Anlaß waren der »gegenwärtige Bruch mit der modernen Großstadtkultur« und die Kontroverse um den Bedeutungsgehalt von »Urbanität«, die vom Deutschen Architekturmuseum und von der stadtpolitischen Gruppe »urbi et orbi« anläßlich eines gemeinsam veranstalteten

Ernst-May-Kolloquiums geführt wurde. Der Sammelband gliedert sich in drei Kapitel, die die »drei Phasen eines 'neuen' Frankfurt und ihre Umbrüche« kennzeichnen: »Formierung der Großstadtkultur« (Aneignung der Siedlungen der zwanziger Jahre bis heute), »Veralltäglichere der Moderne« (Trabantenstädte der fünfziger bis Ende der sechziger Jahre) und »Urbanität nach der Postmoderne« (Internationalisierung der Innenstadt seit Ende der siebziger Jahre). Er bietet dem Interessierten nicht nur einen Einblick in die neuere Geschichte der Stadtpolitik und des Städtebaus in Frankfurt, sondern zugleich die Geschichte der Disziplin Stadtplanung am Beispiel der im »Lichtkegel« der Geschichte stehenden Akteure. Nicht erst die Volks- und Wohnungszählung '87 haben es ans Licht der Öffentlichkeit gebracht: »Wohnungs-Nöte« herrschen insbesondere in den unteren Wohnungsteilmärkten der Großstädte und Ballungsräume schon seit längerer Zeit. In kritischen Studien zur Wohnungsversorgung vor allem der »einkommensschwachen Schichten« und der »jungen Haushalte« werden eine ganze Reihe von Gründen für die »neue Wohnungsnot« genannt: die »Liberalisierung« der Wohnungsversorgung und die Privatisierung der Stadterneuerung sowie das »Ende des Projekts 'Sozialer Wohnungsbau'« seit der politischen »Wende«. Das in vielen Ländern zu konstatierende »Ende des Projekts 'Sozialer Wohnungsbau'« war Gegenstand eines von H. Brede und P. Marcuse geleiteten Symposiums zur international vergleichenden Stadtforschung; es fand im Herbst 1984 unter dem Titel »Wohnungspolitik zwischen Staat und Markt« in Königstein statt. Die dort präsentierten Untersuchungen zur Wohnungspolitik und -versorgung in westlichen Industrieländern sind nun in überarbeiteter Form in (IV) veröffentlicht. Den Länderberichten sind im ersten Teil Beiträge vorangestellt, die einen Überblick über den Stand der Stadt- und Wohnungsbauforschung bieten und auf die Fragen nach der Krise des Sozialen Wohnungsbaus, nach den wohnungspolitischen Konjunkturen seit dem Kriegsende und nach denkbaren alternativen Träger-, Verwaltungs- und Finanzierungsformen Antworten zu geben suchen. Leider werden die Texte nur teilweise der Forderung Bredes gerecht, daß »eine Theorie der Wohnungspolitik die empirisch feststellbaren Veränderungen der Wohnungspolitik mit Veränderung in der Struktur der gesellschaftlichen und ökonomischen Verhältnisse verknüpfen« müsse. In »Postskripten« werden die nationalen Unterschiede und die Gemeinsamkeiten der Wohnungspolitiken und der Probleme der Wohnungsversorgung in »aktueller und historischer Perspektive« zusammengefaßt und diskutiert. Die Qualität des Sammelbandes liegt in den Länderberichten, in denen die nationalen Besonderheiten der Entwicklung und des Standes der Wohnungsversorgung, der Wohnungspolitiken, ihrer Durchsetzung und Instrumente, Trägerformen sowie ihrer sozialen und sozialräumlichen Wirkungen analysiert werden: Länderberichte BRD (Ulbrich, Becker, Kujath, Glasauer/Ipsen/Lasch), Österreich (Kainrath), England (Martens/Bullock/Harms), Italien (Marson/Folin) und USA (Marcuse/Hartmann). Trotz dieser Besonderheiten offenbart sich eine wesentliche Gemeinsamkeit: »die erstaunlich einheitliche Tendenz« (Häußermann) zur Lockerung der »Intensität staatlicher Intervention« und zur »Liberalisierung« des Wohnungssektors. Häußermann beschreibt und begründet in seiner Zusammenfassung der »Ergebnisse des internationalen Vergleichs« die unterschiedlichen Formen staatlicher Interventionen in den genannten Ländern sowie die verschiedenen sozialpolitischen Orientierungen, Finanzierungssysteme und Trägerformen, die mit dem Begriff »sozialer Wohnungsbau« gefaßt werden. Die Einheitlichkeit der gegenwärtigen Tendenzen in der Politik und in der Praxis staatlicher Intervention in die Wohnungsversorgung führt der Autor auf interne gesellschaftliche Umbrüche in der »Entwicklung der hochindustrialisierten kapitalistischen Länder« zurück. Niethammer fragt in seinem »Rückblick« nach den

»historischen Signaturen« des »Projekts 'Sozialer Wohnungsbau'«, das »offenbar nicht mehr modellbildend« wirke; obgleich die »Staatsintervention am Wohnungsmarkt« nie sozial, sondern gesellschaftspolitisch motiviert gewesen und eine »Neuauflage des Sozialen Wohnungsbaus« für die »heutigen Formen des Wohnungsmangels« unwahrscheinlich sei, könne derjenige, der »heute über bessere Formen des Zusammenlebens nachdenke«, nicht vom »Erbe« der Gemeinwirtschaft absehen. Prigge betont in der Einleitung die Notwendigkeit einer »international zu führenden Reformdebatte von Wohnungs- und Stadtpolitiken im gegenwärtigen Übergang zu postfordistischen Formen von Gesellschaft«; der internationale Vergleich biete die »Möglichkeit, die nationale Sehweise und ihre politisch-ideologischen Blockierungen durch den Blick über die Grenzen zu überwinden«. Dieser Sammelband öffnet die nationale Perspektive und gewährt einen »Blick über die Grenzen«.

Erich Konter (West-Berlin)

Janssen, Helmut, Rainer Kaulitzky und Raymond Michalowski (Hrsg.): Radikale Kriminologie. Themen und theoretische Positionen der amerikanischen Radical Criminology. AJZ Druck und Verlag, Bielefeld 1988 (284 S., br., 32,- DM)

Ausgangspunkt für die Veröffentlichung von Aufsätzen »radikaler amerikanischer Kriminologen« ist die Kritik der Herausgeber, daß sich die Fachdiskussion hierzulande zu sehr traditionellen Forschungsgegenständen widmet: Themen wie Ursachenforschung, Verhältnis Delinquent zu den Institutionen sozialer Kontrolle, angemessene Reaktionen auf straffälliges Verhalten u.ä. haben Hochkonjunktur; eine gesellschaftstheoretische Diskussion über Stellenwert und Bedeutung des Strafrechts findet indes nicht statt. Es gelte daher, sich neben »der strafrechtlichen 'Schere im Kopf'« auch der antimarxistischen »Schere im Kopf« zu entledigen (Fritz Sack, 30).

Der Beitrag von Michalowski gibt einen Überblick über die Entstehung der »Radikalen Kriminologie«. Eine Wurzel ist im Labeling approach (Etikettierungsansatz) zu sehen, der als erste kriminologische Theorie das Justizsystem grundsätzlich in Frage stellte und »kriminelle« Verhaltensweisen demystifizierte. Sie begreift mit Hilfe strukturalistischer Ansätze die Rechtsformen und Strafgesetze als Ergebnisse von Klassenkämpfen und anderen gesellschaftlichen Konflikten. Die noch im Entstehen begriffene Forschungsrichtung einer reflexiven Kriminologie verbindet strukturalistische Analysemethoden mit ideologietheoretischen Arbeiten, um Fragen nach der sozialen Konstruktion von Sinn hinsichtlich Recht, Kriminalität und Justiz zu erklären; entscheidend ist die ungleich verteilte Macht, um Kontrolle über die »linguistischen Märkte« zu gewinnen, auf denen die Etiketten »kriminell« etc. als common sense »verkauft« werden. Die strukturalistisch-marxistische Herangehensweise findet sich in allen Aufsätzen: J. Messerschmidt knüpft an einer sozialistisch-feministischen Kriminologie an: um Kriminalität und ihre soziale Kontrolle verstehen zu können, müsse man gleichzeitig Patriarchat und Kapitalismus sowie deren Einflüsse auf menschliches Verhalten betrachten. W. Chambliss fragt, wie es zu neuen, einschneidenden Gesetzen kommt und begreift die Normgenese als einen Prozeß, in dem Widersprüche, Konflikte und Zwangslagen einer spezifischen gesellschaftlichen Periode gelöst werden sollen, Konflikte, die insbesondere durch den Grundwiderspruch zwischen Kapital und Arbeit hervorgerufen werden. Der Staat versucht, die Konflikte zu lösen, während der Grundwiderspruch unangetastet bleibt. D. Milovanovic entfaltet eine linguistisch geprägte Theorie und stellt Zusammenhänge zwischen der Entwicklung des Warentauschs und der begleitenden rechtlichen und sprachlichen Formen her: die rechtspolitisch-ideologischen Strukturen und Praktiken haben den grundlegenden Anteil an der Schaffung derjenigen Ideologie, die das

auf Ausbeutung und Gewinn orientierte ökonomische System absichert, dabei selbständigen und entfalten sie sich durch justitielle Entscheidungsfindung. Die Form des Warenverkehrs stellt das Rohmaterial, aus dem Idealisierung, Bedeutungs- und Zeichensysteme der Rechtsform entstehen.

Ähnliche Ansätze sind in der bundesdeutschen kriminologischen Diskussion bisher kaum vertreten. Zu bemängeln ist die z.T. ungenaue Verwendung kriminologischer Vokabeln, wodurch einige Autoren hinter die Standards des Labeling approach zurückfallen. So erscheint Kriminalität mitunter eher als gegebenes Faktum denn als soziales Konstrukt, z.B. wenn R.C. Kramer schreibt: »Kriminelles Verhalten ist in den fundamentalen Gegebenheiten der gegenwärtigen Gesellschaft ... verwurzelt ...« (261), oder wenn J. Messerschmidt konstatiert, daß in egalitären Gesellschaften »nur wenig Kriminalität vorhanden war« (97). Thomas Tugendheim (Hildesheim)

Schröder, Burkhard: Unter Männern. Brüder, Kumpel, Kameraden. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 1988 (246 S., br., 12,80 DM)

Der Herausgeber der nicht mehr erscheinenden Zeitschrift »HerrMann« hat sich in verschiedenen Männerwelten umgetan, um die Frage zu klären, was klassisch männliches Sozialverhalten mit der sexuellen Identität von Männern zu tun hat (227). Er geht davon aus, daß diese Welten unverändert intakt sind: Die Annahme, daß mit der Männlichkeit etwas nicht stimme, weist er als falsche Ausgangsfrage ab. Teilnehmend und sein Interesse verdeckend beobachtet er das »klassische« Verhalten in exklusiv männlichen Institutionen: unter anderem bei Freimauernern, im Evangelischen Männerwerk, in der Berliner Schwulenszene, in der Feuerwehr, unter Neonazis und in türkischen Ringervereinen.

Nitzschke folgend, definiert Schröder Mann und Frau als »Beziehungsbegriffe«, wobei Männlichkeit Ausdruck des relativen Abstands von der Weiblichkeit der Mütter sei (228, 11). Dabei ist die Geschlechtertrennung für ihn »auch heute noch ein politischer Akt und regelt die Machtverteilung zwischen Männern und Frauen« (11). Die »Männerbünde«, die Schröder beschreibt, sind allesamt in diesem Verhältnis verortet: Ihr Zweck sei der bewußte Ausschluß von Frauen aus gesellschaftlichen Zusammenhängen. Intern regeln sich diese Männerbünde mittels der typisch männlichen Sozialisationsform Kameradschaft, die der Angstbewältigung als zentralem Problem der Männer dient: der Angst vor der Frau, weshalb die Frauen ausgegrenzt werden. Zugleich treten in den Männerbünden an die Stelle der Liebe zur Frau diejenige zum »Führer«. Zentrales, in unterschiedlichen Formen auftretendes Motiv der Männerbünde sei der Opfertod des Sohnes für den Vater zu Lasten der Mütter. So gewinnen nach Schröder Männer ihre Identität als Männer.

Schröders Buch leidet unter mangelnder theoretischer Präzision, ungenauen Begriffen, spekulativen Überlegungen und einer Konzentration auf randständige »Männerbünde«. Die Situation am Arbeitsplatz kommt ebensowenig wie der klassische Männerbund, das Militär, in den Blick. Was bleibt, ist die sprachlich flüssige Ausbreitung von Material aus einer rüden Männerwelt. Peter Hocke (West-Berlin)

Erziehungswissenschaft

Schlapeit-Beck, Dagmar (Hrsg.): Mädchenräume. Initiativen — Projekte — Lebensperspektiven. VSA, Hamburg 1987 (236 S., br., 19,80 DM)

Siebenundzwanzig Frauen und zwei Männer haben an den Texten des Sammelbandes geschrieben. Es geht ihnen darum, die pädagogische und politische Jugendarbeit

aus ihrer Orientiertheit auf männliche Jugendliche zu heben und mit separater Mädchenarbeit zu ergänzen. Die Herausgeberin nennt dies: »Mädchenräume schaffen« (8). Ihr Appell richtet sich an Frauen aus der Jugend- und Mädchenarbeit und insbesondere an Politikerinnen und Verantwortliche in Behörden, die über Gelder verfügen (11). Sie formuliert ihr Anliegen als »Verpflichtung den jungen Frauen gegenüber, deren Leben noch am gestaltbarsten sei (10). Zudem knüpft sie an Mädchenarbeit die Hoffnung einer »Chance für alle Feministinnen in sozialen und pädagogischen Berufen, für Frauenbeauftragte und Frauenpolitikerinnen, ein sicht- und erfahrbares Veränderungspotential junger Frauen aufzubauen« (10). Rollenverhalten, Interaktionsschemata und praktische Barrieren könnten zwar durch Mädchenarbeit nicht überwunden, aber verdeutlicht werden. Um dies zu leisten, sei die theoretische Beschäftigung mit »geschlechtsspezifischen Sozialisationsmechanismen« (10) notwendig, sowie Überlegungen zu ihrer Überwindung.

Im ersten Teil geht es vor allem darum, die Bedingungen, in denen Mädchen aktuell leben, auszumachen. Der einleitende Text von C. Hagemann-White und A. Hermesmeier-Kühler fragt nach dem Prozeß der »Reproduktion des geschlechtsspezifischen Sozialcharakters« (13), der mit Hilfe der Psychoanalyse entschlüsselt werden soll. Die Autorinnen sehen die frühkindlichen Erfahrungen sowie die Pubertät von Mädchen als entscheidende Momente für die Ausprägung von Geschlechteridentität. Eine ausgeprägte und lange symbiotische Beziehung zur Mutter produziere konfliktreiche Ablösungsprobleme. Als Ausweg flüchte das Mädchen zum Vater, wobei sich Aggressionen gegen die Mutter durch das lange »Eins-Sein« auch immer gegen das eigene Selbst richteten. Allzu umstandslos werden dann in den Ablösungsproblemen kleiner Mädchen die Voraussetzungen für Selbsthaß, Männerorientierung (17) und die Übernahme von Beziehungsarbeit (16) gesehen. Jedoch halten die Autorinnen die Pubertät für die »Chance der Neuorientierung der Identität jenseits der familialen Prägungen« (23). Weitaus mehr als je zuvor seien die Mädchen mit den »gesellschaftlichen Bestimmungen ihres Geschlechts« (23) konfrontiert. Jetzt gelte es, den traditionellen Symbolen familienorientierter Weiblichkeit »materielle und symbolische Möglichkeiten für gesellschaftlich anerkannte und eigenständige Weiblichkeit« (27) entgegenzusetzen. Wichtigste Quelle für die Umwertung von Weiblichkeit sei die institutionell unterstützte und aus der Familie herausgelöste Kommunikation unter Frauen (27). Leider bezieht sich der Text an keiner Stelle auf empirisches Material. So wird z.B. weder ausgeführt, welche Bedingungen die Mädchen an den außerfamiliären Orten vorfinden, noch werden konkrete Erfahrungen von Mädchen einbezogen. Besonders deutlich wird der Mangel, wenn die Mutter-Vater-Kind-Einheit als sozialisationsbestimmender Faktor verallgemeinert wird und damit alle Entwicklungswege von Mädchen, die z.B. im Heim, in Wohngemeinschaften oder bei der alleinerziehenden Mutter aufwachsen, aus der Formulierung allgemeingültiger Sozialisationsmechanismen herausfallen. — Neben weiteren Texten über Berufsausbildung von Frauen (R. Wald), Mädchen und Technik (P. Müller-Demary) und Koedukation (A. Schumacher) enthält der Teil noch allgemeine quantitative »Eckwerte« zur gesellschaftlichen Lage von Mädchen (D. Schlaeplitz-Beck). Die Autorin sieht in der »weiblichen Jugendphase« eine historisch neue Übergangszeit zwischen Elternhaus und eigener Familiengründung. Bildung, Ausbildung, Erprobung partnerschaftlicher Lebenszusammenhänge und von der Familie abgetrennter Wohnformen seien die Kennzeichen dieser Phase.

Die Projektbeschreibungen des zweiten Teils beziehen sich auf politische Bildung mit Mädchen, offene Mädchenarbeit, Intensivprogramme zur Berufswahl, Integration ausländischer Mädchen, berufsfördernde Maßnahmen, Mädchenarbeit im

Heim und bei den Pfadfindern und Umbau bei den Jusos. Die AutorInnen sind jeweils selbst in dem vorgestellten Projekt tätig. Da eine Verklammerung der beiden Teile des Buches fehlt, ist es schwierig, einen roten Faden auszumachen. Einer der wiederkehrenden Gedanken ist die Erziehung »androgynen Menschen« (Schumacher, Fey-Hoffmann/Garbe), »die Ausbildung und Integration männlicher und weiblicher Einstellungs-, Verhaltens- und Handlungsdispositionen«, unabhängig vom biologischen Geschlecht (Schumacher, 91). Das Gleichheitspostulat koedukativer Jugendarbeit könne erst erfüllt werden, wenn die koedukative Praxis mit ihren männerorientierten Standards durch spezifische Mädchenarbeit ergänzt werde. So wichtig es ist, der »Zweigeschlechtlichkeit und der entsprechenden Unterschiede« Rechnung zu tragen und eine separate Mädchenarbeit zu begründen und zu verankern, blieb mir dieses Androgynitätskonzept aus zwei Gründen problematisch: Zum einen werden die sozialen Konstruktionen *weiblich* und *männlich* als im Wesen der Menschen verankerte Eigenschaften angenommen, die nur richtig, d.h. gleichmäßig auf beide Geschlechter verteilt werden müßten. Weiblichkeit als Produkt und Voraussetzung von Geschlechterherrschaft wird damit entnannt. Zweitens, und damit zusammenhängend, enthält diese Sichtweise eine verwirrende Unentschiedenheit. So wird von der Sprengkraft »eigener« Bedürfnisse und Interessen von Frauen ausgegangen, obwohl zugleich von den »Fesseln des verinnerlichten Patriarchats« (92f.) die Rede ist. Es wird nicht gefragt, wie diese Fesseln gerade auch die Bedürfnisse und Wünsche der Mädchen strukturieren. Dieses Nebeneinander gegensätzlicher »Mädchenbilder« zieht sich durch den gesamten Band. Z.B. beschreiben B. Billen, D. Schlaip-Beck und G. Wimmer ein Projekt, in dem Mädchen lernen sollten, den »männlichen und gesellschaftlichen Frauenbildern eigene Vorstellungen von sich entgegenzusetzen« (124). Daß die »eigenen Vorstellungen« der Mädchen keine Kritik enthielten, sie sich eher über ihre persönlichen Unzulänglichkeiten verständigten, wird von den Autorinnen nicht als Korrektur ihrer Vorannahme ausgewertet, sondern bloß unter dem Aspekt, daß die Mädchen intellektuell überfordert gewesen seien. An anderen Stellen wird dagegen von »geschlechtsspezifischer Normierung« der Mädchen ausgegangen (Nonninger, 200) oder von der »Internalisierung der Reproduktion stereotypen geschlechtsspezifischen Verhaltens« (Schlottau, 116).

Die Beziehungslosigkeit der Texte untereinander, theoretische Ungenauigkeiten und viele Wiederholungen machen die Lektüre des Bandes mühsam. Zu wünschen wären vor allem mehr Fragen und die Einbeziehung von Forschungen zur Subjektentwicklung von Mädchen. Dennoch haben mir die Projektbeschreibungen als Praktikerin Anregungen gegeben für die Arbeit mit Mädchen und junge Frauen. Vorschläge für verschiedene Problembearbeitungen (z.B. Berufswahl, Lebensplanung, Sexualität) werden zum Teil mit Lernzielen, methodischen Überlegungen usw. didaktisch aufbereitet und fordern dazu auf, die eigene pädagogische Praxis unter diesen Gesichtspunkten zu durchdenken.

Gisela Heinrich (Hamburg)

Funk, Heide, und Anita Heiliger (Bearb.): Mädchenarbeit — Schritte zur Verwirklichung der Chancengleichheit. Juventa Verlag, Weinheim und München 1988 (145 S., br., 24,80 DM)

Mädchenarbeit wird von engagierten Frauen in der Jugendarbeit, in Kinderbetreuungseinrichtungen, auch in der Schule seit etwa zehn Jahren gemacht. 1984 erschien der 6. Jugendbericht der Bundesregierung, der das Thema »Verbesserung der Chancengleichheit von Mädchen« zum Gegenstand hatte, und begleitend dazu wissenschaftliche Expertisen zu »Alltag und Biographie von Mädchen« 1985 wurde zum »Internationalen Jahr der Jugend« erklärt.

Dieses Buch gibt eine Fortbildungsveranstaltung zum Thema »Mädchenarbeit« wieder, die 1985 in München in Zusammenarbeit der Frauen-Fachbasis als Vertretung der Interessen von Mädchen, der Volkshochschule als Bildungseinrichtung und dem Deutschen Jugendinstitut als Forschungseinrichtung durchgeführt wurde. 120 Frauen waren beteiligt. Die Bearbeiterinnen des Buches stellen ihre Thesen dem Tagungsbericht voran: Interessen und Probleme von Mädchen würden immer noch aus der jugendpolitischen Öffentlichkeit ausgegrenzt. Die Diskriminierung von Mädchen in bezug auf Ausbildungs- und Berufszugangsmöglichkeiten, in bezug auf Verweigerung eigenständiger Freiräume, die Jungen selbstverständlich zugestanden werden, in bezug auf Gewalt und sexuellen Mißbrauch würden immer noch verharmlost, tabuisiert und ins Private abgedrängt. Themen der gesellschaftlichen Benachteiligung von Mädchen seien längst noch kein selbstverständlicher Bestandteil von Aus- und Fortbildung, sondern wie Mädchenarbeit selbst, Hobby im Studium oder Sonderinteresse weniger Frauen. Frauen seien in leitenden Positionen der Bildungs- und Betreuungseinrichtungen immer noch unterrepräsentiert.

Ein erster Teil des Buches umfaßt die Referate, die das Problemspektrum: Ausbildungssituation von Mädchen, Benachteiligung von Mädchen und Frauen in der Schule, geschlechtsspezifische Erziehung im Vorschulalter und sexuelle Gewalt gegen Mädchen behandeln. Hervorheben möchte ich den Beitrag von Barbara Kave- mann zur sexuellen Gewalt gegen Mädchen. LeserInnen, die einen *Einstieg* in das Thema suchen, finden hier Erklärungsansätze und Information über: Ausmaß und Gründe öffentlicher Ignoranz dem Phänomen »Mißbrauch« gegenüber, über den Mißbraucher, über die psychische Situation des Mädchens. PraktikerInnen erhalten Anleitung, das Thema mit dem betroffenen Mädchen anzusprechen und Kooperation mit Kolleginnen herzustellen, um eigener Isolation und Belastung entgegenzuwirken.

M. Pilnei und I. Matschunas gehen von der altbekannten Tatsache aus, daß Frauen in Ausbildung und Beruf strukturell benachteiligt werden — ganz egal, wie gut sie schulisch oder beruflich qualifiziert sind. Dies belegen sie mit Statistiken zum Schulabschluß, zu den Rangplätzen der häufigsten Ausbildungsberufe, zu den SchülerInnenzahlen der Berufsfachschulen etc., die sie dem 1985 für München erstellten »Berufsbildungsbericht« entnommen haben. Sie sind der Meinung, daß im Bereich der Berufsorientierung und -findung für Mädchen für konkrete (sozial-)pädagogische Praxis Ansatzpunkte gefunden werden müßten, »mit denen bei Mädchen vor der Berufswahl eine Sensibilisierung für ihre bewußt/unbewußten Lebensentwürfe, die Konsequenzen daraus und die Entwicklung anderer Leitbilder geschaffen werden können« (15). Nach den Erfahrungen der Referentinnen sei aber das Thema »Beruf« in der praktischen Mädchenarbeit nicht einfach unterzubringen, da die Mädchen sich eher für andere Themen (Reden über Schwierigkeiten mit Eltern, Freund, »was miteinander machen«) interessierten. Sie schlagen vor, im Betriebspraktikum für HauptschülerInnen vor allem solche Betriebe auszusuchen, in denen Frauen im gewerblich-technischen Bereich Meisterinnen sind, um so positive Leitbilder für Mädchen bei der Berufswahl zu ermöglichen. In den Seminaren zur Berufswahlmotivation (als Alternative und Ergänzung zu Schullandheimaufenthalten) müsse partiell von der Koedukation abgesehen werden, damit die Mädchen z.B. über untypische Berufswünsche ebenso wie über Hausfrauenperspektiven sprechen können, ohne durch Hänseleien diskriminiert zu werden. Sie müßten lernen, Zusammenhänge von Frauenbild und Berufswahl zu reflektieren. Der Beitrag endet mit einem Grobkonzept für ein Mädchenprogramm für einen fünftägigen Klassenaufenthalt. Es folgen Praxisberichte aus unterschiedlichen Einrichtungen: dem Jugendfreizeitheim, dem

Hamburger Mädchenhaus, von den »Dollen Deerns« (einem Zusammenschluß Hamburger, in der Mädchenarbeit tätiger Frauen), von der Initiative Münchner Mädchenarbeit (I.M.M.A.). Hier kommen anschaulich die Vielfalt der Ideen von praktischer Mädchenarbeit und die Lebendigkeit der »Praxisfrauen« zum Ausdruck. Sie betonen die Notwendigkeit und Schwierigkeiten von Kooperation untereinander, sie berichten von Konkurrenz und Zusammenschlüssen und beschreiben den großen Kraftaufwand, der für die finanziellen Absicherungsmaßnahmen ihrer Arbeit immer wieder notwendig sei, da die meisten Frauen ABM-Stellen hätten. Ein dritter Teil des Buches enthält Literatur zur Mädchenarbeit von 1975 bis 1986, einige Adressen von Mädchenprojekten und Materialien zum Selbstverständnis und zur Selbstdarstellung.

Das Buch liegt inhaltlich »mitten in der Diskussion«, wie sie überall dort geführt wird, wo engagierte qualifizierte Frauen parteilich Mädchenarbeit machen. Es bezieht politisch Stellung und zeigt die strukturell-patriarchalen und ökonomischen Rahmenbedingungen auf, mit denen Mädchenarbeit kämpft. Die Bearbeiterinnen stellen daraufhin folgende Forderungen auf: Für die Herstellung der Chancengleichheit von Mädchen die Hälfte aller Mittel der Jugendarbeit für die Mädchenarbeit; Mädchenarbeit in den Einrichtungen dürfen nicht mehr mit der einzelnen engagierten Frau leben und sterben; Frauen sollten Einfluß nehmen auf die Stellenvergabe und auf die Verteilung der Mittel; institutionelle Verankerung von Konzeptionen, die in den jeweiligen Institutionen von den dort tätigen Frauen erarbeitet werden. Anregend fand ich die Idee, eine solche Fachtagung mit einem nachfolgenden Wochenende zu koppeln, wo die Mädchen selbst mit einbezogen wurden. Leider wird darüber nur gesagt, daß auf diese Weise die Tagungsinhalte den Mädchen selbst zugänglich gemacht und so von ihnen mitgetragen werden konnten.

Dieses Buch sei allen, die im weitesten Sinne mit Kindern und Jugendlichen arbeiten, empfohlen. Bleibt zum Schluß die Frage, wieviele Fachtagungen, Podiumsdiskussionen mit PolitikerInnen, Anfragen in Länderparlamenten etc. noch gemacht werden müssen, bis die Voraussetzungen für Mädchenarbeit, wie sie von Frauen bundesweit gefordert werden, Selbstverständlichkeit geworden sind.

Margaret Wens (Hamburg)

Specht, Edith: Schön zu sein und gut zu sein. Mädchenbildung und Frauensozialisation im antiken Griechenland. Frauenverlag, Wien 1989 (192 S., br., 32,- DM)

Die österreichische Althistorikerin versucht, insbesondere an Hand nicht-schriftlichen Quellenmaterials, das tradierte Frauenbild des vorhellenistischen Griechenlandes zu korrigieren, das außer Sappho keine weiblichen Ingenien aufzuweisen scheint. Da die antiken Schriftquellen fast ausschließlich von Männern verfaßt wurden und spezifisch männliche Interessengebiete betreffen, greift sie vor allem auf archäologisches Material zurück und bedient sich ethnologischer Erkenntnisse. Einzig die Gedichte der Sappho selbst bezeichnet sie als für ihre Untersuchung verbindlichen Ausgangsort, da deren Aussagen nicht gebrochen durch männliche Sicht überliefert, sondern ursprünglich für ein weibliches Auditorium geschrieben wurden (16). Sie dienen vorwiegend der pädagogischen Vorbereitung junger Mädchen um Sappho, den ihnen zustehenden Platz in der Gesellschaft einnehmen zu können (22). Analog zur Erziehung der Knaben machten homoerotische Beziehungen der Mädchen zu schönen und guten Frauen einen wesentlichen Teil der erzieherischen Elemente aus (43), zu denen, ebenfalls entgegen der traditionellen abendländischen Auffassung, neben den kulturellen auch die sportlich körperlichen zählten (102ff.).

Unter Auswertung von zum Teil neuen Quellenmaterialien, die im zweisprachigen

Anhang des Buches offengelegt werden, hilft Edith Specht, das Vorurteil abzutragen, die Frauen der griechischen Antike seien, im Gegensatz zu den Männern, nicht gebildet gewesen (104).
Karin Weingartz-Perschel (Düsseldorf)

Faulstich-Wiegand, Hannelore (Hrsg.): Abschied von der Koedukation? FHS Frankfurt/M., Fb. Sozialpädagogik und Sozialarbeit 1987 (215 S., br., 20,- DM)

Feministinnen wollen nicht mehr uneingeschränkt an die emanzipatorischen Möglichkeiten der Koedukation glauben. Untersuchungen seit Beginn der achtziger Jahre zeigen deutlich, daß formale Chancengleichheit in den Schulen nicht zwangsläufig zur konsequenten Einbeziehung der Mädchen und Frauen in alle Ausbildungsbereiche und Berufe führt.

Auf der Suche nach einer Antwort auf die Frage: »Koedukation, nein oder ja aber wie?« befinden sich die Autorinnen der vorliegenden Aufsatzsammlung, hervorgegangen aus einer Tagung der Arbeitsgruppe Frauenforschung der DGfE (Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft) 1985. Redaktionell zusammengestellt wurden die Beiträge mit der Intention, sich dem Thema historisch zu nähern, empirische Fakten neuester Untersuchungen zu präsentieren und die Frage zu klären, was zwischen Männern und Frauen die »Unterschiede bedingt« (8). Andrea Arolt ordnet die Koedukation in die allgemeinen Kämpfe um Bildung für Frauen ein. Zitatereich werden von ihr Überlegungen aus der griechischen Mythologie, seitens der katholischen Kirche, aus der Landeserziehungsheimbewegung sowie aus der bürgerlichen und sozialistischen Frauenbewegung zum »Wesen der Geschlechter« vorgeführt, mit dem Ergebnis, daß von diesen Ansätzen ausgehend sowohl der nach Geschlechtern getrennte als auch der koedukative Unterricht befürwortet werden könne. Elisabeth Beck-Gernsheim begründet die Geschlechterdifferenz in der Arbeitsteilung (worin die Frau für die Familie und der Mann für den Beruf zuständig ist) sozialisationstheoretisch. Diese halbierte Welt vermittele sich in verschiedenen Sozialisationsinstanzen. Die Kinder würden dadurch in eine »Fähigkeitsdifferenzierung wachsen ... bis schließlich die Konturen voll entwickelt sind, hier männliches, dort weibliches Arbeitsvermögen« (24). Daß dies auch für die Instanz Schule gelte, in der die Koedukation seit den siebziger Jahren normaler Alltag sei, wird mit viel Zahlenmaterial durch Ilse Brehmer und Astrid Kaiser belegt. Jungen wählen demnach vermehrt den naturwissenschaftlich, mathematisch technischen Fächerkanon; Mädchen tendieren zu sprach-, gesellschafts- und kulturwissenschaftlichen Fächern. Während der Berufs- und Studienwahl wüchse sich diese Tendenz aus. Dabei stolperten Feministinnen als erste über Zahlen, die die Entwicklung zu geschlechtspezifischen Fächerinteressen (besonders auffällig in der Pubertät) zeigen. Ebenso ließ sich belegen, daß Mädchenschulen in größerem Umfang Frauen entlassen, die sich dem naturwissenschaftlich technischen Bereich zuwenden. Interessant sind die Interaktionsforschungen im Klassenzimmer. Danach scheint die Aufmerksamkeit der LehrerInnen den Jungen als Geschlechtsbonus sicher. Selbst bei Lehrerinnen, die sich mit einer aufgeklärten Haltung den Mädchen und Jungen gleich häufig zuwenden wollen, entfallen fast zwei Drittel der Interaktionen auf die Schüler, die allerdings bei einer solchen Verteilung der Aufmerksamkeit über Bevorzugung der Schülerinnen durch die Lehrerin schimpfen.

Die Autorinnen, einige von ihnen aktive oder ehemalige Lehrerinnen, kommen zu verschiedenen Vorschlägen zur Veränderung der Schulwirklichkeit: positive Diskriminierung bei der Besetzung der Kultus- und Schulbehörde mit dem Ziel einer paritätischen Aufteilung, Quotierung der Schulleitungen, inhaltliche Änderungen der Fachdidaktiken und Sensibilisierung für das problematische Geschlechterverhältnis

während der LehrerInnenausbildung sowie die zeitweilige Einrichtung von geschlechtshomogenen Gruppen während des Sportunterrichts und der naturwissenschaftlichen und technischen Fächer, um Raum und Zeit für die geschlechtsspezifischen Aneignungsformen zu lassen. Alle Vorschläge gehen davon aus, daß die koedukative Normschule reformierbar sei. Wie die Herausgeberin in der Einleitung formuliert, ist allen Autorinnen die Perspektive gemein, daß die Geschlechter voneinander lernen können (17).

Hierin liegt meiner Meinung nach ein Defizit des Buches. Die referierten Untersuchungen lassen nicht erwarten, daß beide Geschlechter gleichermaßen voneinander und gemeinsam in der Schule lernen werden. Was zu kurz kommt, ist die subjektwissenschaftliche Forschung auf der Ebene kultureller Produktion. Ich denke, daß die oben genannten Interaktionsstudien im Klassenzimmer diesen Bereich antasten aber nicht abdecken. Es bleibt offen, wie Mädchen und Lehrerinnen ihre Erfahrungen im koedukativen Schulalltag organisieren, welche Gruppen wie gebaut werden und wie diese auch Lernbehinderungen »kultivieren« und welche Möglichkeiten in einer feministischen Mädchenschule stecken könnten. Astrid Lindberg (Hamburg)

Giese, Sigrid, und Dagmar Sachse (Hrsg.): Frauen verändern Lernen. Dokumentation der 6. Fachtagung der AG Frauen und Schule. Hypatia Verlag, Kiel 1988 (275 S., br., 22,- DM)

Schule gilt als Ort der Einübung geschlechtsspezifischer Verhaltensweisen und Arbeitsteilungen, den umzugestalten sich feministische Pädagoginnen seit einigen Jahren zur Aufgabe gestellt haben. Die dreißig Beiträge zu den Themen: »Das Verhältnis von Mädchen/Frauen zu den Naturwissenschaften, Computern und der Biotechnik«, »Die Situation der Mädchen in der Schule«, »Pädagogische Konzepte, »Macht und Gewalt«, »Frauen im Beruf« und »Fachspezifische Aufsätze« vermitteln einen Überblick über derzeitige Vorstellungen weiblichen Lernens und daraus resultierende praktische Vorschläge für den Unterricht von Mädchen. Ein Nachteil dieser Breite ist die Kürze, mit der die jeweiligen Themen abgehandelt werden (in der Regel auf ca. fünf Seiten) und so auf einer deskriptiven Ebene verbleiben, immer wieder wird die geringe Beteiligung der Mädchen am Unterricht, ihre häufige Entscheidung gegen naturwissenschaftliche und technische Fächer beklagt.

Als ein Leitgedanke zieht sich die Vorstellung durch den Band, daß Mädchen leichter lernen, wenn die Themen in ihre gesellschaftlichen (und historischen) Kontexte eingebunden werden, während Jungen sich eher für technische Details interessieren (vgl. Anneliese Dick; Ingerliese Schmidt). Insgesamt sei der Unterricht stark auf die Aneignungsweise der Jungen abgestimmt. Ein an den Bedürfnissen der Mädchen orientierter Unterricht hätte eine Umstrukturierung zur Folge, worin sowohl das »soziale Umfeld« der zu betrachtenden Phänomene, als auch die Entwicklung der Generierung von Wissen (insbesondere in naturwissenschaftlichen und technischen Fächern) einbezogen würde. Deutlich wird die Notwendigkeit eines solchen Vorgehens für den Biologieunterricht. Nellen/Nebers referieren Studien, wonach der Biologieunterricht derzeit bei Mädchen beliebter ist als bei Jungen, mit zunehmender Technisierung (Biotechnik) aber an Beliebtheit verliert. Dabei richte sich gerade die Entwicklung der Fortpflanzungstechnologien gegen die Frauen, weil es darin um die Bekämpfung von Symptomen wie der Unfruchtbarkeit ginge, statt um Ursachenforschung. So werde zu Lasten der Frauen versucht, Schäden zu reparieren, ohne Aussicht auf Prävention (vgl. den Beitrag von S. Hanbuth).

Wer sich eine fundierte Auseinandersetzung mit theoretischen Lernkonzepten und -modellen erhofft, wird enttäuscht sein; wer aber im Schulalltag steckt, kann eine

Menge von Informationen und Hinweisen auf den unterschiedlichsten Ebenen finden, wovon hier nur einige benannt werden können: wie im Mathematikunterricht über die gesellschaftliche Stellung der Frauen etwas gelernt werden kann durch die Mitarbeit der SchülerInnen an statistischem Material (Helge Jungwirth), wie ein Technikunterricht an den Kenntnissen der Mädchen anknüpfen könnte, z.B. durch die Erläuterung der Funktionsweise von Haushaltsgeräten (Ingerliese Schmidt), wie die je individuelle und allgemeine Situation türkischer Mädchen Berücksichtigung finden könnte (Hanna Kiper), wie Lehrerinnen sich in ihrem Verhalten vor der Klasse gegenseitig stützen könnten (Gabi Ruprecht). In einigen Beiträgen werden für Mädchen und Frauen relevante Themen so gut aufbereitet, daß sie als Grundlage für eine entsprechende Unterrichtseinheit dienen können. Hervorzuheben ist hier der Beitrag: »Frauen und Biotechnik« (von Nellen/Nevers), worin die unterschiedlichsten Positionen zum Thema in Thesenform vorgestellt werden.

Ein Anliegen, das sich durch mehrere Beiträge zieht, ist die Hervorhebung und Schaffung weiblicher Vorbilder für Mädchen. Christa Mulack sieht im Religionsunterricht die Möglichkeit, einen Raum für Mädchen zu schaffen, worin sie Selbstbewußtsein durch weibliche Vorbilder aus der Bibel erlangen könnten. Sie wehrt sich zugleich gegen eine »geschlechtsneutrale« Umformulierung der Bibel, wie sie bereits in den USA vorliege, weil so nicht mehr erkennbar sei, welche weiblichen Verhaltensweisen vor allem im Neuen Testament als verallgemeinerbare hervorgehoben werden, und so verloren ginge, was männliche Christen von weiblichen lernen könnten. So plädiert Christa Mulack für einen überlegten und differenzierten Umgang mit Sprache und Formulierungen, während Gabi Schütte für einen Umbau der deutschen Sprache eintritt unter Eliminierung frauendiskriminierender Formulierungen.

Die Beiträge, aneinandergereiht, ohne Dokumentation der Diskussionen zu den Themen, verweisen auf die Dringlichkeit einer anderen Art der Auseinandersetzung, worin die vielen Erfahrungen, Experimente, Unterrichtsbeobachtungen und empirischen Studien zusammengebracht, die Widersprüche verdeutlicht werden können. Meiner Meinung nach reicht es auf Dauer nicht, bestehendes Verhalten von Mädchen positiv hervorzuheben und zu verallgemeinern. Brauchen wir nicht eine Lerntheorie, worin das weibliche »Lernen in Zusammenhängen« mit den Kompetenzen (vor-)lauter Jungen und mit ihren Vorlieben für die Bereiche, die Mädchen so gerne aussparen, verbunden werden können?

Ob das Schweigen der vielen Mädchen durch einen gemüthlicheren Physiksaal (wie ihn Ingerliese Schmidt vorschlägt) oder durch die gleichverteilte Aufmerksamkeit der Lehrerinnen auf Jungen und Mädchen durchbrochen und die Mädchen so bewegt werden können, in allen gesellschaftlichen Bereichen auf Dauer mitentscheiden zu wollen, bleibt eine offene Frage.

Barbara Ketelhut (Hamburg)

Wascher, Uwe und Detlef Wutzke (Hrsg.): Berufsorientierung: Mädchen im Blickpunkt. Probleme — Chancen — Perspektiven. Verlag J.H. Bock, Bad Honnef 1988 (186 S., br., 29,80 DM)

Zehn Jahre lang wurden bundesweit staatlich finanzierte Modellversuche durchgeführt, in denen Mädchen Ausbildungen in gewerblich-technischen Berufen machten. Der Anteil von Frauen in diesen Berufen ist von 2 % im Jahre 1977 auf 7,5 % im Jahr 1985 angestiegen. Knapp 400 Ausbildungsberufe sind zugänglich. Fast 70 % der Frauen werden in 15 Berufen ausgebildet.

Mit einem neuen Modellversuch soll jetzt der Hebel an einer anderen Stelle ange-setzt werden. Ins Zentrum rückt der Entscheidungsprozeß der Mädchen bezüglich ihrer Berufswahl. Im Sommer 1987 wurde im Auftrag des BMBW und des Hessischen

Kultusministeriums das Projekt »Betriebspraktika für Schülerinnen und Schüler im gewerblich-technischen Bereich« an neun Schulen im Bezirk Gießen gestartet. Sechshundert Schülerinnen und Schüler nehmen an dem zunächst zwei Jahre laufenden Modellversuch teil. Die Eröffnungsveranstaltung im Herbst 1987 an der Universität Gießen ist in dem vorliegenden Band dokumentiert; zusätzlich wurden zwei Beiträge der wissenschaftlichen Begleitung aufgenommen. So sind diesem Band weniger Ergebnisse des Modellversuchs zu entnehmen als Vorüberlegungen sowie Ergebnisse aus anderen Forschungszusammenhängen.

Christiane Lüdtkke stellt das Vorhaben vor: Der Modellversuch geht in die Pflichtschulzeit hinein, in den Polytechnik- und Berufswahlunterricht. Vorannahme ist, daß gezielte praktische Betriebserfahrungen die Berufswahlmöglichkeiten erweitern. Ein Projekt habe ergeben, daß Mädchen ihren Berufswunsch nach einem Betriebspraktikum zu ca. 50 % änderten, Jungen dagegen nur zu 10 %. Als Pretest wurde mit Schülerinnen und Schülern einer achten Hauptschulklasse eine Projektwoche zum Thema »Mädchen in Männerberufe« durchgeführt. Programmpunkte waren Betriebserkundungen, Gespräche mit einem Berufsberater und Diskussionen. Vor und nach der Projektwoche wurden die SchülerInnen zu ihrer Einstellung gegenüber Frauenerwerbstätigkeit gefragt und nach ihren Berufswünschen. Nach der Projektwoche gaben drei Mädchen (von zwölf) an zweiter Stelle ihrer Berufswünsche gewerblich-technische Berufe an; vorher hatte keines der Mädchen dies in Erwägung gezogen. Auf die Frage, warum »typische Männerberufe« für Frauen nicht geeignet seien, hatten Mädchen und Jungen als Gründe benannt: Die Arbeit sei zu dreckig, zu schwer, sie mache Frauen keinen Spaß und anderes. Nach der Projektwoche kamen Begründungen hinzu wie: Frauen würden vom Betrieb abgelehnt, Männer wollten die Frauen nicht. So kann man gespannt sein, was der Modellversuch an weiteren Erfahrungen und Ergebnissen aufzeigen wird.

Durch die Beiträge des Bandes zieht sich die Zielvorstellung, daß Mädchen sich bei der Wahl ihres Ausbildungsberufes an der gesamten Bandbreite der Berufe orientieren sollten. Zwei Beiträge beschäftigen sich mit dem Unterrichtsfach Arbeitslehre und ihrer Aufgabe einer Berufsorientierung und Lebensorientierung. Gabriele Gehlen fordert in diesem Zusammenhang zu einer Diskussion über Koedukation auf. »Seitens des alten Werkunterrichts für Jungen liegen keine Überlegungen zur Unterrichtung von Mädchen vor und seitens des alten Hauswerks für Mädchen keine für die Unterrichtung von Jungen« (153). Hier bräuchte es empirische Untersuchungen und unterrichtsbezogene Überlegungen.

Auf Erfahrungen von Mädchen in betrieblichen Ausbildungen in gewerblich-technischen Berufen bezieht sich Hannelore Faulstich-Wieland. Die Mädchen würden von bestimmten Tätigkeiten ausgeschlossen, da davon ausgegangen werde, daß Frauen sowieso nicht als Facharbeiterinnen arbeiten werden, oder aber daß die Tätigkeiten für Frauen nicht zumutbar seien. Sie sähen sich einer besonderen »Fürsorglichkeit« und intensiveren Betreuung seitens der männlichen Ausbilder gegenüber. Die Problematik weiblicher Identität in männlichen Berufen wird kurz aufgezeigt. Die Frauen seien Einzelkämpferinnen, die Bewährungssituationen erfahren. Die Anforderung Körperkraft, die zwar erheblich in der Produktion an Bedeutung verloren habe, stelle dennoch eine Bewährungsprobe dar. Sie widerspreche dem Bild von Weiblichkeit; gleichzeitig berge die Verweigerung körperlich schwerer Arbeit die Gefahr, nicht als vollwertige Arbeitskraft angesehen zu werden. Auch Fingerfertigkeit, Geschicklichkeit und das Ertragen monotoner Tätigkeiten seien zum Teil in FacharbeiterInnenberufen noch gefragt. In diesen minderbewerteten Bereichen erführen die Frauen, die Besseren zu sein. In der männlichen Arbeitskultur seien Frauen

»unbefugte Eindringlinge«, die individuelle Strategien entwickeln müßten, um mit den Brüchen und widersprüchlichen Anforderungen leben zu können.

Für eine strukturelle Veränderung der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern und einen Umbau der männlichen Arbeitskultur wird es noch vielfältige Strategien brauchen. Dazu ist der obige Modellversuch ein anregender Beitrag.

Erika Niehoff (Hamburg)

Geschichte

Wehler, Hans-Ulrich: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Band I: Vom Feudalismus des Alten Reiches bis zur Defensiven Modernisierung der Reformära 1700-1815. Band II: Von der Reformära bis zur industriellen und politischen deutschen Doppelrevolution 1815-1845/49. C.H. Beck, München 1987
(XII, 676 und XII, 914 S., Ln., je Bd. 85,- DM, zus. 136,- DM)

Der Nationalismus des 19. Jahrhunderts bediente sich unentwegt »des Rückgriffs auf die Geschichte, um eine neue nationale Identität zu schaffen, ihr Halt zu geben oder um nationale politische Energien freizusetzen« (I,520). Gegen eine solche offene »Funktionalisierung der Geschichte« (I,521) schreibt Wehler. Die immense Arbeit, die in den bisher erschienenen 1500 Seiten steckt, soll nicht der Verklärung der Vergangenheit — ganz gleich, ob von links oder rechts — dienen, sondern der nüchternen Einschätzung von Handlungsalternativen. Nicht um historische Versatzstücke, die aus dem Steinbruch der Vergangenheit gebrochen werden, um vordergründige Manöver zu legitimieren, geht es ihm, sondern um das Ausleuchten von geschichtlichen Situationen, der in ihnen vorhandenen Möglichkeiten und Grenzen. Geschichte ist bei Wehler weniger ein existentielles Problem und auch nicht so sehr die Antwort auf die Frage, warum alles so gekommen ist. Weitaus mehr dominiert das Ziel, in der heutigen modernen Gesellschaft handlungs- und entscheidungsfähig zu sein, und das Aufarbeiten der Geschichte ist die Schulung für diese Kompetenz. Sie eröffnet Perspektiven, die das Handeln erleichtern können. So geht es zentral um Spielräume des Entscheidens und die Struktur von Handlungssituationen. Deren Analyse ist kompliziert: »Die äußeren und inneren Bedingungen des Entwicklungsprozesses sind von den Absichten und Motiven der individuellen Akteure, beide wiederum von den feststellbaren Wirkungen zu trennen.« (I,219) In dieser Hinsicht wird auch der komplizierte Prozeß der Klassenbildung im Verhältnis objektiver Lage und subjektivem Verständnis mehrfach beleuchtet (z.B. für die Arbeiterschaft II,241).

Ausgangspunkt ist das Hier und Heute gesellschaftlicher Existenz. Wehler hat auch keinerlei Scheu, dies aufzudecken, ist doch sein Werk im Grunde ein einziger großer Essay über jenen Prozeß der Modernisierung, dessen Abschluß noch lange nicht zu sehen ist. Seine erkenntnisleitenden Interessen (I,14ff.) richten sich auf die Gestaltung dieser Gesellschaft, deren zentrale Probleme er mit dem sinnvollen Verhältnis von Plan und Markt, dem Abbau sozialer Ungleichheit und der glaubwürdigen Legitimation und Kontrolle politischer Herrschaft benennt. Dies sind moderne Probleme — nur wenige hätten sie vor 200 Jahren ähnlich artikuliert. Ihre Soziogenese ist mithin auch Gegenstand des Buches.

Es geht um Gesellschaftsgeschichte — d.h. um den Entwurf einer Synthese oftmals isoliert begriffener Komplexe. Um 1700 gibt es so etwas wie Gesellschaft noch nicht (I,124). Sie bildet sich als gegliedertes und abgrenzbares Ganzes erst im 19. und 20. Jahrhundert heraus. Das spezifisch Moderne ist die Integration differenzierter

Handlungssektoren. Zu diesen Sektoren zählt Wehler die Wirtschaft, soziale Ungleichheit, politische Herrschaft und Kultur. In beiden Bänden folgt die Gliederung der Darstellung von Entwicklungsprozessen und Strukturbedingungen dieser Bereiche, bevor die jeweiligen Kulminationspunkte des Geschehens — die defensive Modernisierung als Reaktion auf die Französische Revolution und die deutsche Doppelrevolution 1845-49 — geschildert werden. Dieser Aufbau führt zu Wiederholungen, die besonders im zweiten Band lästig sind. Vorangestellt ist jeweils eine Diskussion des Bevölkerungswachstums (im zweiten Band als selbständiges Kapitel ausgewiesen, während sie im ersten Band mit unter Wirtschaft verhandelt wird).

Wehler will Gesellschaftsgeschichte als neues Paradigma verstanden wissen, da in ihr die Interessen einer zeitgemäßen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte als auch einer modernen Politik- und Kulturgeschichte konvergieren können. Er bezieht sich damit auf Max Weber, zählt aber auch Marx, Sombart und andere zu seinen Vätern. Gesellschaftsgeschichte integriert die Entwicklungsprozesse sozialer Sektoren im Interesse der Klärung der Frage, welche Wechselwirkungen »zwischen diesen 'Umständen', welche 'die Menschen' prägen, und 'den Menschen', welche die 'Umstände machen',« bestehen können (I,30).

Wehler diktiert immer wieder theoretische Instrumente, um die Entwicklung zur modernen Gesellschaft zu beschreiben und zu analysieren, muß aber auch zur Darstellung von lebendiger Geschichte griffig formulieren. So kommt die »Entwicklungstheorie«, die Wehler heranzieht, immer wieder plakativ zum Tragen. Da steht dann z.B. »vom Entwicklungstrend her der Agrarkapitalismus 'auf der Tagesordnung'« (I,425). Oder die Reaktion auf akute Arbeitsmarktprobleme der Akademiker wurde durch einen »gesellschaftlichen Evolutionsprozeß unterstützt, der seit langem im Gange war« (II,220). Noch plastischer: »Die längst in Gang gesetzten und vorandrängenden Modernisierungsprozesse griffen wie Zahnräder ineinander und verstärkten sich wechselseitig in ihrer Dynamik.« (II,458) Es gibt eine »autonome Dynamik«, die die moderne Gesellschaft schafft, und es werden Evolutionsschübe in Gang gesetzt (II,320). Kommen die Formen der sozialen Sektoren mit der Modernisierung nicht mit, entsteht ein Stau von Problemen, der dann zu Spannungen und Revolutionen führen kann (II,318). Mir drängt sich das Bild vom Fließband auf, auf dem die Menschen laufen. Bleiben sie stehen oder laufen gar zurück, kommt es zu Stockungen und Zusammenstoßen. Anhalten läßt es sich aber kaum; höchstens in der Geschwindigkeit regulieren. Wer aber — um im Bild zu bleiben — steuert das Fließband? Eine eindeutige und einfache Antwort läßt sich kaum geben. Weder ist es im 19. Jahrhundert die entstehende Bourgeoisie, die das Ruder im Griff hat, noch war es die preußische Reformbürokratie zu Beginn des Jahrhunderts. Eher schon spielt der Problemdruck, der von der ungeheuren Bevölkerungsvermehrung ausgeht, eine große Rolle. Aber auch er führt kaum zu direkten durchgreifenden Änderungen. Man hat den Eindruck, daß in jedem Sektor jede Partei und Klasse interessensbezogen handelt und sich »hinter dem Rücken« der Beteiligten die entscheidenden Veränderungen vollziehen. Nur einige wenige helllichtige Geister blicken weiter. Wer die Weichen stellt, läßt sich immer nur konkret sagen: Da setzt sich einer in der Bürokratie durch und treibt etwas voran, da gibt es einen agilen Unternehmer, der auch gegen Widerstand etwas aufbaut usw. Nicht immer erreicht Wehler diese konkrete Ebene — das wäre wohl auch kaum zu leisten. Seine Leistung besteht darin, die jeweiligen Bedingungen auszuleuchten und den Blick auf diese — letztlich wohl nicht prognostizierbare Größe zu lenken. Die Rolle von einzelnen kommt dementsprechend nicht zu kurz. Wehler spart hier auch nicht mit Charakterisierungen — »der agile von Bülow-Cummerow« (II,619 und öfter) bleibt jedem Leser im Ge-

dächtnis! Sie machen die Schilderung gut lesbar, sind zugleich aber auch schwer zu überprüfen.

Mit spürbarer Lust polemisiert Wehler gegen moralische Wertungen als auch gegen »Mythen«. So setzt er der romantischen Wertung, die die sozialen und menschlichen Kosten der Moderne beklagt, die These gegenüber, daß es gerade die soziale Ungleichheit war, die einen entscheidenden Antrieb zum Fortschritt bildete. Erst die Abschaffung der ständischen Gleichheitskontrollen und der zwangsweise durchgesetzte Verzicht auf eine standesgemäße »Nahrung« setzte die Dynamik in Gang, mit deren Hilfe die Probleme gelöst werden konnten. Nicht der entstehende Kapitalismus im 19. Jahrhundert sei schuld an der Verelendung ganzer Bevölkerungsgruppen. Das Gegenteil ist richtig: Er allein sei in der Lage gewesen, die pauperisierten Massen zu beschäftigen und — wie karg auch immer — in Lohn und Brot zu bringen.

Was die »Mythen« anbetrifft, so zeigt Wehler z.B. auf, daß das Kapital in der Anfangsphase der Industrialisierung längst nicht die große Rolle spielte, die ihm oft zugedacht wird. Vor allem an Hand der in der Regel schnell überzeichneten Eisenbahnaktien belegt er, daß Kapital zur Genüge vorhanden war. Das Problem lag darin, die Schranken zu überwinden, die seiner Anlage im Wege standen. Damit hebt er auch die beliebte These aus den Angeln, daß das Geld aus den Kolonien herausgeplündert wurde (II,594). Der moderne Kapitalismus entstehe aus einer »Vielzahl okzidentaler Eigenarten« (II,594), deren spezifische Konstellation analysiert werden muß. Deutschlands Modernisierung stellt einen historischen Einzelfall dar und läßt sich nicht aus anderen Strukturen deduzieren.

Die bisher vorliegenden Bände sind um zwei Thesen organisiert. Band I behandelt die Veränderungen nach der Französischen Revolution in Deutschland als defensive Modernisierung. Äußerer Druck, erzwungen durch militärische Niederlagen, nötigt zu Reformen, die in sehr kurzer Zeit von einer gezielt und bewußt handelnden Bürokratie durchgezogen werden, ehe die Reaktion dem ganzen Einhalt gebietet. Der deutsche Reformabsolutismus leistet 1815 im Vergleich zum Vorher Ungeheures, bleibt aber auch auf halber Strecke stehen. Er war »eine zutiefst ambivalente Erscheinung« (I,362). Band II gipfelt in der These, daß mit der Revolution 1848 die letzten Reste des Feudalzeitalters aus der Welt geschafft wurden. Auf Grund der schwankenden und ambivalenten Reformpolitik konnte dies erst durch die Entladung einer Revolution geschehen. Auch sie blieb begrenzt und hatte ohnehin nur recht wenig wirkliche Chancen. Das Entscheidende ist ihr Doppelcharakter: die Überschneidung von politischer und industrieller Revolution. »Während in Westeuropa diese beiden Revolutionen ihr ursprüngliches Zentrum in je einem eigenen Land besaßen, vollzog sich die 'deutsche Doppelrevolution' in ein und demselben Staatenbund in derselben Zeitspanne.« (II,587) Beides zusammen markiert — trotz aller Unvollkommenheit — eine »Fundamentalzäsur in der neueren deutschen Geschichte« (II,588).

Trotz aller Betonung einer Alternative zur reinen Politikgeschichte, läßt sich der Eindruck nicht ganz vermeiden, daß die »große Perspektive« den Blick dominiert. Zwar spricht Wehler ausdrücklich auch Erfahrungsperspektiven der Beteiligten an — so z.B. generationsspezifische Erfahrungsmuster (II,679) —, wird aber merkwürdig undeutlich, wenn es z.B. um den Blickwinkel der »kleinen Leute« geht. Da berichtet er u.a. vom »symbolischen Vandalismus« bei Aufständen der Unterschicht, der durch ein »'explosives Gemisch' aus den sozialen Folgelasten des Strukturwandels« (II,356/7) entstand, redet von Zerstörungsritualen und bezeichnet das Ganze dann als »Symbol der Spannungen einer Krisenzeit« (ebd.). Schon sozialpsychologisch könnte hier klar sein, daß bei Unterschichtsrevolten von symbolischen Handlungen

selten geredet werden kann. In der Regel geht es um sehr konkrete Wut. Symbolische Handlungen sind eher eine Sache der Gebildeten.

Ähnlich eigenartig ist Wehlers Abwehr gegenüber einer lebensweltbezogenen Forschung, die auch die Veränderungen der unmittelbaren Erfahrungswelt der Menschen als Gegenstand der Geschichtsschreibung begreift. Sicher ist zuzugeben, daß vieles, was unter dieser Rubrik läuft, ganz und gar nicht Wehlers Interesse an der Moderne teilt. Dennoch wären zumindest Exkurse in diese Richtung hilfreich. Denn was soll man von folgender Anmerkung halten? Da berichtet er von Impressionen Heines über die Beschleunigung der Zeiterfahrungen durch die Eisenbahn, die in dem Satz gipfeln: »Durch die Eisenbahn wird der Raum getötet, es bleibt uns nur noch die Zeit übrig«, und kommandiert dann den Leser: »Zurück aus der Welt der intuitiven Einsicht des Poeten in die abstrakte Begrifflichkeit der Führungssektorenanalyse!« (II,623) Weder ist das eine intuitiv noch das andere abstrakt! Man spürt hier Berührungssängste, die der Souveränität Wehlers merkwürdig kontrastieren.

Fazit: Wehlers Werk setzt eindeutig Maßstäbe. Das neue Paradigma der Gesellschaftsgeschichte als historische Sozialwissenschaft wird selbst Geschichte machen. Es ist gezielt auf die Analyse der Moderne — Wehler macht keine Konzessionen an Anti-Modernisten oder Postmoderne. Nicht zuletzt ist seine Analyse der Geschichte der letzten 200 Jahre auch ein Beleg dafür, daß die Gesellschaft mit existentiellen Problemen fertig werden kann, wenn auch nicht immer in dem Tempo, das nötig wäre, um Opfer zu vermeiden. Gesellschaft als Integration differenzierter Bereiche mit hoher Problemlösungskompetenz — das ist seine Sicht auf unsere Zeit. Und so ist dies — trotz aller betonten Nüchternheit — ein durchaus optimistisches Werk!

Gerhard Wegner (Celle)

Lamprecht, Karl: Alternative zu Ranke. Schriften zur Geschichtstheorie. Hrsg. von Hans Schleier. Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig 1988 (463 S., br., 3,50 M bzw. 9,- DM)

Der Leipziger Kulturhistoriker Lamprecht (1856-1915) gehörte um die Jahrhundertwende zu den international renommiertesten, aber zugleich zu den in der deutschen Fachhistorie angefeindeten Gelehrten. Mit seinem Programm der Geschichtsbetrachtung, das er in seiner voluminösen *Deutschen Geschichte* (1891ff.) historiographisch zu realisieren suchte, löste er den sogenannten Methodenstreit aus; er selbst wurde zum Außenseiter stigmatisiert: Sein Blick auf die Gesamtentwicklung und die Suche nach den Triebkräften und den inneren Zusammenhängen (den »Gesetzen«) der Geschichte, seine Erkenntnis von der Bedeutsamkeit wirtschaftlicher und sozialer Faktoren standen in schroffem Gegensatz zum deutschen Historismus in der Tradition Rankes, der, ausgehend vom Primat des Staates, die politische Ereignisgeschichte und die Personengeschichte zum alleinigen Forschungsgegenstand erhoben hatte. Vordergründig ging es im Lamprecht-Streit um den Gegensatz von Kulturgeschichte und politischer Geschichte; in philosophisch-wissenschaftstheoretischer Hinsicht ging es um die Unterschiedlichkeit von »nomothetischen« Natur- und »ideographischen« Geisteswissenschaften und ihrer jeweiligen Forschungsstrategien, d.h. um den Gegensatz von »Erklären« und »Verstehen«. Schließlich verhärtete sich der Dissens zum Antagonismus zwischen westeuropäischem Rationalismus (Positivismus) und deutschem Historismus (Idealismus).

Der vorliegende Band enthält ein kurzes Vorwort, eine instruktive Einleitung in Werk und Person Lamprechts durch den Herausgeber Schleier, der Mitarbeiter beim Zentralinstitut für Geschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR und Honorarprofessor der Universität Halle ist, sodann die Texte, die jeweils durch einen

knappen Vorspann Schleiers in den allgemeinen Diskussionszusammenhang sowie in die intellektuelle Entwicklung Lamprechts eingeordnet werden, ferner kommentierende Anmerkungen zu den Texten, in der Regel Übersetzungen der fremdsprachigen Zitate, schließlich ein Personenregister.

Bei jeder Edition stellt sich die Frage nach den Auswahlprinzipien. Sicherlich war es richtig, die persönlich ausgerichtete Polemik, die zum Teil eigene Streitschriften hervorgebracht hat, auszuklammern, zumal diese Literatur (etwa Lamprechts *Historische Methode und historisch-akademischer Unterricht* von 1910 — gegen W. Goetz) nur wenig Gedanken enthält, die nicht bereits in einzelnen der abgedruckten Texte (vgl. z.B. 421ff.) zum Ausdruck kämen. Das gilt im Grunde auch für die beiden Broschüren Lamprechts, die vor einigen Jahren im Reprint erschienen sind (*Moderne Geschichtswissenschaft*, 1904/ND: 1971; *Einführung in das historische Denken*, 1912/ND: 1971), sowie für Lamprechts berühmte Rektoratsrede aus dem Jahre 1910. Lediglich ein Aufsatz, den Schleier nicht berücksichtigt hat — *Individualität, Idee und sozialpsychische Kraft in der Geschichte* aus dem Jahre 1897 — hätte meines Erachtens unbedingt in die Sammlung gehört: weil hier in Auseinandersetzung mit W. v. Humboldts Programmschrift *Über die Aufgabe des Geschichtsschreibers* (1821) eine Fundamentalkritik des idealistischen Historismus geleistet wird. Lamprecht zeigt hier einen Dolppunkt des historistischen Geschichtsdenkens — die Unterstellung einer Subjekt-Objekt-Identität von Gegenstandsbereich und Forscher — unbarmherzig auf, bleibt aber mit seinem eigenen Lösungsvorschlag de facto im vorgegebenen System gefangen. Auch von ihm werden die theoretischen Konstrukte, mit denen der Historiker praktisch arbeitet, nicht als Theorien eingeführt, sondern als adäquate Widerspiegelung einer empirischen Realität.

Schleiers Band vereinigt 21 Texte: Auszüge aus umfassenden historiographischen Werken bzw. geschichtstheoretischen Programmschriften, ferner Zeitschriftenaufsätze sowie kurze Diskussionsbemerkungen und programmatische Rezensionen, schließlich auch unveröffentlichte Dokumente. Zwar gibt es nur bei fünf Texten Überschneidungen mit der — übrigens sündhaft teuren (215,- DM) — Sammlung von H. Schönebaum, aber diese Texte machen immerhin über die Hälfte des Gesamtumfanges aus. An einigen zentralen Texten, so z.B. an Lamprechts Schrift *Alte und neue Richtungen in der Geschichtswissenschaft* (1896), die eine detaillierte und aufsehenerregende Ranke-Kritik beinhaltet, und *Was ist Kulturgeschichte? Beitrag zu einer empirischen Historik* (1897) — die erste systematische Begründung seiner umstrittenen Kulturzeitalter-Theorie —, wird man schwerlich vorbeigehen können. Auch die historiographiegeschichtliche Selbstvergewisserung *Die Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft vornehmlich seit Herder* (1898), die viel Ablehnung provoziert hat, die aber meines Erachtens wegen der Prägnanz ihrer Gedankenführung besticht, und die auch die weitere Forschung maßgeblich beeinflusst hat (vgl. 307, auch 25), ist ein echtes Muß einer solchen Edition. Schleier hat in der Tat klare Akzente gesetzt: Seine Auswahl berücksichtigt vor allem Texte, in denen Lamprecht das Programm einer umfassenden Kulturgeschichtsschreibung theoretisch entwickelt bzw. auf Probleme der Universalgeschichtsschreibung reflektiert. Schließlich wird Lamprecht auch als innovativer Wissenschaftsorganisator in den Blick genommen (vor allem 333ff., 416ff.). Schleier geht es weniger darum, Lamprechts Theoriengebäude vollständig zu rekonstruieren bzw. dessen Genesis und die vielfältigen Modifikationen im einzelnen nachzuzeichnen — dies wäre bei Lamprechts Sprunghaftigkeit und Widersprüchlichkeit auch ein sehr schwieriges Unterfangen. Ziel ist vielmehr, die Lamprechtsche Konzeption der Kulturgeschichte als ernstzunehmende Alternative zum Historismus zu erweisen. Deshalb bleiben Lamprechts

späte geschichtstheoretische Traktate, die Schleier zufolge den Umschlag in einen metaphysischen Irrationalismus anzeigen, weitgehend unberücksichtigt.

Neben bekannten und zum Teil auch wenig bekannten (schwer zugänglichen, verstreut publizierten) Aufsätzen hat Schleier vier unveröffentlichte Manuskripte aus dem Nachlaß (Universitätsbibliothek Bonn) und dem Staatsarchiv Dresden publiziert. Diese Texte ergänzen vorzüglich die einschlägigen Dokumente, die bei R. v. Bruch (*Weltpolitik als Kulturmission*, Paderborn 1982, 147-205) abgedruckt sind bzw. die demnächst von J. Rüsen und H.W. Blanke (*Transformation des Historismus*, ca. 1990) publiziert werden. Schleiers Sammlung erschöpft sich somit nicht darin, einige geschichtstheoretische Texte eines lange Zeit verfeimten Historikers in einer preisgünstigen Ausgabe erneut zugänglich zu machen, sondern ist darüber hinaus auch ein innovativer Forschungsbeitrag. Der Spezialist der Historiographieggeschichte wird diesen Band ebenso begrüßen wie ein größeres historisch interessiertes Publikum.

Horst Walter Blanke (Bielefeld)

Hammerstein, Notker (Hrsg.): Deutsche Geschichtswissenschaft um 1900. (Aus den Arbeitskreisen »Methoden der Geisteswissenschaften« der Fritz Thyssen Stiftung). Franz Steiner Verlag, Stuttgart 1988 (355 S., br., 64,- DM)

Vom Titel ausgehend, hätte man eine Bestandsaufnahme der deutschen Geschichtswissenschaft für die Jahre 1878-1918 erwartet, tatsächlich werden aber so etwas wie kursorische Studien zum historischen Denken vom frühen 19. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts geboten: In insgesamt vierzehn personenorientierten Aufsätzen werden zum einen einige bedeutende Historiker sowie zum anderen solche Philosophen (W. Dilthey), Theologen (E. Troeltsch), Nationalökonomien (G. v. Schmoller, K. Bücher), Juristen (O. v. Gierke) und Soziologen (Max Weber) behandelt, die zur Entwicklung des historischen Denkens einen spezifischen Beitrag geleistet haben. Die Zusammenstellung der einzelnen Aufsätze ist recht bunt. U. Muhlack hat einen schon fast verzweifelt anmutenden Versuch unternommen, Ranke gegen dessen moderne Kritiker aufzuwerten; sein Beitrag ist eindrucksvolles, wenn auch nicht überzeugendes Beispiel der neohistoristischen Ranke-Hagiographie, mit der die anderen Autoren freilich nichts zu tun haben. Neben den Aufsätzen über Th. Mommsen als gewissermaßen gottbegnadeten Literaten (A. Heuß), J. Burckhardt (W. Hardtwig), F. Meinecke und O. Hintze sei hier vor allem auf drei Beiträge hingewiesen: L. Schorn-Schütte, die vor einigen Jahren eine große Lamprecht-Monographie vorgelegt hat (1984), bietet in ihrem Aufsatz zunächst eine knappe Biographie Lamprechts, geht dann kurz auf den mit dessen Namen verbundenen Methodenstreit ein, um schließlich (170-91) die »Nachwirkungen und Prägungen« Lamprechts in Deutschland zu untersuchen. O.G. Oexle liefert ein eindringliches Portrait des erkonservativen Historikers G. v. Below, der, obwohl er außerordentlich einflußreich war, von der Wissenschaftsgeschichtsschreibung bislang stiefmütterlich behandelt worden ist. Und G. Hübinger, der zeitweise an der jetzt erscheinenden Max-Weber-Gesamtausgabe mitgearbeitet hat, bringt prägnant das Verhältnis Max Webers zu den historischen Kulturwissenschaften auf den Punkt. Die Webersche Kategorie »Idealtypus« faßt er folgendermaßen: »Idealtypen sind bewußt extrem formulierte Gedankenkonstrukte und als solche die notwendige begriffliche Vorarbeit historischer Erkenntnis. Diese selbst besteht jetzt darin, das unendliche Material der als chaotisch gedachten historischen Wirklichkeit mit Hilfe der Idealtypen systematisch zu gliedern (unterschiedliche Ausformungen des Kapitalismus: Beutekapitalismus, Erwerbskapitalismus u.a.), den jeweils konkreten Untersuchungsgegenstand daran zu messen und Kriterien historischen Wandels anzugeben (vom Patriarchalismus zum Kapitalismus).

Die geschichtslogische Quintessenz liegt in zwei Punkten: Erstens, Erkenntnisziel ist die kulturelle Eigenart eines historischen Phänomens, keine wie immer geartete Gesetzmäßigkeit. Zweitens, die 'Objektivität' historischer Erkenntnis liegt in ihrer bewußt eingemommenen Perspektivität.« (278)

Hübingers Aufsatz ist beeindruckendes Beispiel einer modernen, theoriegeleiteten Wissenschaftshistorie, die sich um begriffliche Klarheit bemüht und die Disziplingeschichte des eigenen Faches zunehmend als eine Problemgeschichte von Fragestellungen schildert. Historiographiegeschichte, so verstanden, ist kein esoterisches Unterfangen, sondern integraler Bestandteil einer Historischen Sozialwissenschaft, zugleich auch immer ein Stück wissenschaftstheoretischer Selbstreflexion. Letzteres gilt für einen Großteil der Beiträge in doppelter Hinsicht: Zum einen insofern, als in der Beschäftigung mit diesen Geschichtsdenkern grundlegende Probleme jeglicher historischer Erkenntnisarbeit exemplarisch herausgearbeitet werden, zum anderen, weil die Bedeutung der diskutierten Gelehrten unabgeholten, zumindest noch nicht ausgeschöpft ist. Die Namen Burckhardt, Troeltsch, Lamprecht, Weber und Hintze — aber nicht nur sie — stehen für einen nachhaltigen Orientierungswechsel der deutschen Wissenschaft.

Warum der Herausgeber in seinem Vorwort demgegenüber gerade die Kontinuität betont, die die deutsche Fachhistorie ausgezeichnet habe (siehe besonders 9f.), und damit, Muhlack freilich ausgenommen, die erklärte Absicht der meisten seiner Beiträge desavouiert, vermag ich nicht zu sagen. Es gibt kein erkennbares Konzept, das die einzelnen Beiträge aufeinander beziehen würde. Auch die Korrekturen sind sehr nachlässig durchgeführt worden; selbst ein Personenregister fehlt.

Horst Walter Blanke (Bielefeld)

Schwabe, Klaus (Hrsg.): Deutsche Hochschullehrer als Elite 1815-1945. (Deutsche Führungsschichten in der Neuzeit. Hrsg. von Günther Franz, Bd. 17.) Harald Boldt Verlag, Boppard am Rhein 1988 (315 S., br., 72,- DM)

Die »Büdingers Forschungen zur Sozialgeschichte« bilden seit ihrem Bestehen einen wichtigen Beitrag zur Elitenforschung. Auch der vorliegende Band bringt Tagungsbeiträge und versucht darüber hinaus, in einer »Zusammenfassung« (297-306) auch die Diskussionen zu dokumentieren. B. Faulenbach (225-46: *Die Historiker und die »Massengesellschaft« der Weimarer Republik*) faßt im wesentlichen Thesen seines zu Recht vielgepriesenen Buches *Ideologie des deutschen Weges* (1980) zusammen, während B. vom Brockes Beitrag *Professoren als Parlamentarier* (55-92) neben einer Kompilation dürrer, überwiegend personenbezogener Notizen vor allem umfangreiches Tabellenmaterial enthält (69ff.), das freilich unausgewertet bleibt. Auch die Beiträge von Ch. E. McClelland (27-53: *Die deutschen Hochschullehrer als Elite, 1815-1850*), F. Ringer (93-104: *Das gesellschaftliche Profil der deutschen Nationalökonomien im Wilhelminischen Deutschland*) sind eng auf ihre richtungsweisenden Monographien bezogen. K. Schwabe skizziert in seinen *Einführenden Bemerkungen die Rahmenbedingungen und Selbstdeutung des beruflichen Wirkens deutscher Gelehrter* (9-25); d. h. er entwickelt das Frageraster und das Kategoriensystem, die für alle Aufsätze mehr oder weniger verbindlich sind.

Hier wird unter anderem auch auf den Begriff der »Elite« reflektiert, indem im Anschluß an K. Lenk und H.-G. Schumann die deutsche Hochschullehrerschaft zugleich als »Leistungselite« und als »Wertelite« charakterisiert wird (vor allem 15f.; vgl. 150, 214f., 218, 225, 228 und öfter). Die deutschen Professoren stellten ohne Zweifel ihrem eigenen Selbstverständnis zufolge und auch im Hinblick auf ihre gesellschaftliche Reputation eine »Leistungselite« dar, aber darüber hinaus auch,

insofern sie »den Zeitgenossen ideelle Maßstäbe zu vermitteln« versuchten (16), eine »Wertelite«. Eine gesellschaftliche »Führungsschicht«, die das politische Leben maßgeblich bestimmt hätte, bildeten sie darum noch nicht.

Die Chancen, aber auch die Grenzen ihrer Einflußmöglichkeiten werden in den beiden Beiträgen von L. Burchardt *Naturwissenschaftliche Universitätslehrer im Kaiserreich* (151-214) und H. Seier *Die Hochschullehrer im Dritten Reich* (247-95) deutlich. Burchardt gibt ein facettenreiches Soziogramm der Vertreter der naturwissenschaftlichen Disziplinen; er zeigt, wie diese es verstanden haben, sich zunehmend Geltung zu verschaffen. Dieser Entwicklungsprozeß resultierte nicht zuletzt aus der wirtschaftlichen Bedeutung ihrer Fächer und deren Kriegswichtigkeit, letzteres insonderheit im Falle der Chemie. Seier rekonstruiert in seinem sehr nuancierten Beitrag, auf der Grundlage umfangreicher Literaturkenntnis und zum Teil auch unter Verwertung unbekannter Archivmaterials, den Exodus jüdischer bzw. »jüdisch versippter« und politisch oppositioneller Gelehrter von den deutschen Universitäten. Hat bereits dieser Vorgang die deutsche Wissenschaft, zumindest in einigen Fächern, weit zurückgeworfen (s. z.B. 262), so haben die zum Teil plumpen Übergriffe nationalsozialistischer Parteigliederungen und Behörden schließlich deshalb Widerstände provoziert, weil der Verfall des wissenschaftlichen Niveaus zu befürchten war. (Namentlich die rhetorisch gemeinte Frage des »Frankenführers« J. Streicher, was schwerer wiege, die Gehirne sämtlicher dahergelaufener Universitätsprofessoren oder das Gehirn des »Führers«, führte einen entscheidenden Stimmungsumschwung herbei; 286f.) Seier zeigt den widersprüchlichen Prozeß zwischen exzessiv ausgelebter »Täterkriminalität« (278), perfider Kollaboration und Bereitschaft zur Denunziation auf der einen Seite, einer mehr oder weniger bereitwilligen Dienstbarkeit, einer stillschweigenden Anpassung, dem Weitermachen im altgewohnten Trotz auf der anderen Seite sowie schließlich, freilich selten, partieller Opposition. Die Verhältnisse an den Universitäten unter dem NS-Regime seien durch eine »einzigartige Mischung aus doktrinärem Ausnahmezustand und traditioneller Lebenskultur« gekennzeichnet gewesen (290, M. Funke). Horst Walter Blanke (Bielefeld)

Heinrich Ritter von Srbik. Die wissenschaftliche Korrespondenz des Historikers 1912-1945. Hrsg. von Jürgen Kämmerer (Deutsche Geschichtsquellen des 19. Jahrhunderts. Hrsg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 55). Harald Boldt Verlag, Boppard am Rhein 1988 (XXXIX und 611 S., Ln., 210,- DM)

Diese Auswahlbriefsammlung des bedeutenden österreichischen Historikers (1878-1951) umfaßt 164 Briefe von und 210 an Srbik und steht damit den Sammlungen der Briefe F. Meineckes (1962) und G. Ritters (1984) gleichberechtigt zur Seite. Sie zeigt Srbik bei der fachwissenschaftlichen Arbeit, wobei bisweilen dessen politische Grundpositionen berührt werden. Ein Großteil der Briefe seit Mitte der zwanziger Jahre behandelt die Frage der deutschen Zukunft. Viele interessante Fragen werden nur angedeutet — und sehr vieles bleibt offen. Das ist zum einen deshalb der Fall, weil viele der knappen Ausführungen in einzelnen Briefen, anders als in Schwabes Edition der Ritter-Briefe, nicht durch einen ausführlichen biographischen Abriss des Herausgebers gefüllt werden; das ist zum anderen allerdings auch Programm. Erklärtermaßen hat Kämmerer darauf verzichtet, eine Interpretation leisten zu wollen (XXIV, XXVIII), tatsächlich aber leistet er einer ganz dezidierten Interpretation Vorschub. Denn ganze Briefgruppen — z.B. die Korrespondenz mit dem NS-Historiker Walter Frank — sind offenbar systematisch ausgespart worden, so daß Srbiks Verstrickungen in die Wissenschaftspolitik des Dritten Reiches vernebelt und nicht,

was Aufgabe der Edition gewesen wäre, dokumentiert werden. Die Edition bereichert die historiographiegeschichtliche Forschung, aber sie ist zutiefst apologetisch.

Horst Walter Blanke (Bielefeld)

Boockmann, Hartmut, und Hermann Wellenreuther (Hrsg.): Geschichtswissenschaft in Göttingen. Eine Vorlesungsreihe. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1987 (408 S., 20 Abb., Ln., 58,- DM)

Vorliegender Band versammelt 14 Beiträge, die jeweils zwischen 20 und 40 Seiten lang sind; es handelt sich mit Ausnahme des Schlußbeitrages von H. Heimpel (siehe unten) um die schriftlichen Fassungen von Vorträgen, die als Göttinger Ringvorlesung (WS 1985/86) zum Thema des Buchtitels von den Professoren und Dozenten der Mittelalterlichen und Neueren Geschichte gehalten worden sind. Die Aufsätze bieten entweder Porträts einzelner, herausragender Historiker (Chr. Meiners, P.F. Kehr, K. Brandi, P.E. Schramm) bzw. in zwei Fällen auch Doppelporträts (L.T. Spittler/W. Havemann, G.G. Gervinus/F.Chr. Dahlmann), oder sie behandeln eine übergreifende Fragestellung: Sie untersuchen etwa das Verhältnis von »Statistik«, Politikwissenschaft und Staatengeschichte in der Spätaufklärung, sie bieten eine Längsschnittanalyse der thematisch-inhaltlichen und institutionellen Entwicklung des Lehrangebotes im Fach Geschichte, sie schildern den Beitrag, der nach 1945 in Göttingen zur Erforschung der osteuropäischen Geschichte geleistet worden ist, und anderes mehr. Freilich widmen sich auch die meisten der personenbezogenen Aufsätze systematischen Fragen — am Beispiel von Spittler und Havemann werden etwa die Anfänge der wissenschaftlichen Landesgeschichtsschreibung in Göttingen diskutiert —, und viele der mitunter recht anspruchsvoll betitelten übergreifenden Beiträge bestehen im wesentlichen aus einer Aneinanderreihung von Einzelporträts — der Aufsatz *Zwischen Kaiserreich und Diktatur. Göttinger Historiker und ihr Beitrag zur Interpretation von Geschichte und Gesellschaft* z.B. beschäftigt sich mit den acht Neuzeithistorikern, die von 1893 bis 1945 in Göttingen gewirkt haben.

Die Themen des Bandes ergaben sich aus den persönlichen Neigungen seiner Autoren, was einerseits zu zahlreichen Überschneidungen geführt hat (über L.A. Schlözer: 16ff., 79ff., 104ff. und öfter) und andererseits dazu, daß wichtige Fragen ausgespart geblieben sind. Eingehende Würdigungen J.Chr. Gatterers, G. Waitz' und R. Wittrams, deren Bedeutung jeweils weit über Göttingen hinausreicht, fehlen beispielsweise, während andererseits — m.E. zu Recht — auch solche Historiker ausführlich gewürdigt werden, die erst nach ihrem Weggang aus Göttingen diejenigen wissenschaftlichen Leistungen erbracht haben, die ihren Ruhm begründeten: Kehr, W. Mommsen (239ff., 208ff.). Die Beiträge sind, was ihre Qualität betrifft, sehr unterschiedlich. Manche bleiben bei einem Referat des (nicht nur dem Spezialisten) hinlänglich Bekannten stehen, andere sind dagegen originelle Beiträge zur Wissenschaftsgeschichtsschreibung. Hervorheben möchte ich in diesem Zusammenhang zwei Beiträge: F. Lotters Aufsatz über *Christoph Meiners und die Lehre von der unterschiedlichen Wertigkeit der Menschenrassen* (30-75) und Wellenreuthers *Mutmaßungen über ein Defizit* (261-286), letztere eine subtile Studie über ein in der Tat merkwürdiges Phänomen: daß trotz reichhaltiger Bibliotheksbestände die britische und nordamerikanische Geschichte im Werk der Göttinger Historiker kaum eine Rolle gespielt hat. Wellenreuther vermutet politische Implikationen: denn »Befassung mit der anglo-amerikanischen Geschichte hieß auch, sich mit den politischen Strukturen und Verhältnissen auseinanderzusetzen, die in direktem Kontrast zu jenen des eigenen Landes standen, ja deren Legitimation gefährden mochten« (262). Eine Musterung des so kümmerlichen Ertrages wissenschaftlicher Beschäftigung

mit der englischen und amerikanischen Geschichte verdeutlicht jedenfalls die systemstabilisierende Funktion, die eben dieser Beschäftigung zukam. Lotter untersucht Meiners' eigentümliche Stellung im Spannungsfeld von umfassend angelegten kulturhistorischen und ethnologischen Interessen und einer (recht dogmatischen) Fundamentalerklärung der gesamten Menschheitsgeschichte; er rekonstruiert dessen wissenschaftliche und politische Positionen, kritisiert sein methodisches Vorgehen und bezieht auch dessen Rezeptionsgeschichte mit ein.

Der Band deckt gut zwei Drittel der 250jährigen Universitätsgeschichte zeitlich ab: vom letzten Drittel des 18. Jahrhunderts bis in die 1950er Jahre. Behandelt werden Gegenstandsbereiche, Interpretationsmodelle, die politischen Optionen, das Verhältnis von Alltagswelt und Wissenschaft, Fragen der Wissenschaftsorganisation (vor allem 243ff., 296ff.) ebenso wie solche der Rezeptions- und Wirkungsgeschichte. Im wesentlichen wird der Wissenschaftsbetrieb an Hand der von Göttinger Geschichtsordinarien vorgelegten Publikationen rekonstruiert. Der Vorlesungsbetrieb wird (abgesehen von Boockmanns Beitrag, 161-85) eher stiefmütterlich behandelt (39, 262ff., 353f.) Die Frage geschichtswissenschaftlicher Dissertationen — eine Frage, die keineswegs neu oder ungewöhnlich ist (vgl. P.E. Hübingers Geschichte des Bonner Historischen Seminars, 1963) — bleibt ebenso ausgeklammert (Ausnahme: 332ff.) wie die Frage, wie sich die geschichtstheoretische Selbstreflexion, die in Göttingen ja eine eindrucksvolle Tradition hat (sie ist unter anderem mit den Namen Gatterer, Chr.F. Rühls, Gervinus, E. Bernheim und Wittram verbunden), im einzelnen entwickelt hat (irreführend: 196). Die Göttinger Geschichtsprofessoren kommen fast ausschließlich als Schöpfer von mehr oder weniger konsistenten Gedankensystemen in den Blick; von gelegentlichen Hinweisen (z.B. 212f.) einmal abgesehen, werden sie aber nicht als eine besondere soziale Gruppe behandelt. Schließlich: Zwar gibt es durchaus traditionskritische Bemerkungen (bes. 54f., 80, 222f., 235f.), insgesamt überwiegt aber eine gewisse selbstzufriedene Beschaulichkeit, wie sie bei Publikationen anlässlich von Universitätsjubiläen zumeist üblich ist.

Als Schlußbeitrag hat Heimpel den Text einer Vorlesung abgedruckt und kommentiert, die der Anglist H. Schöffler im Oktober 1945 vor über 500 Hörern gehalten hat: *Zur Lage* (366-84), eine Beschäftigung mit dem NS-System und seinem eigenen Verhalten während der Jahre 1933-45. Dieser Text ist wegen seiner schonungslosen Offenheit ein eindrucksvolles Dokument zur Zeitgeschichte: Sehr assoziativ und persönlich gehalten, dringt Schöffler zwar kaum zu einer tiefgreifenden Analyse der historisch-politischen Zusammenhänge vor (von den ökonomischen ganz zu schweigen). Der Vergleich mit ähnlichen Texten, die deutsche Fachhistoriker zum Zwecke der Selbstvergewisserung und Vergangenheitsbewältigung kurz nach Kriegsende verfaßt haben — etwa mit G. Ritters Aufsatz *Der deutsche Professor im »Dritten Reich«* (1945) —, zeigt das subjektiv ehrliche Bemühen um eine Neuorientierung nach dem Zusammenbruch des Faschismus, verdeutlicht aber zugleich die Grenzen, die durch das tradierte Kategoriensystem gesetzt waren.

Horst Walter Blanke (Bielefeld)

Raulff, Ulrich (Hrsg.): Mentalitäten-Geschichte. Zur historischen Rekonstruktion geistiger Prozesse. Klaus Wagenbach Verlag, West-Berlin 1987 (185 S., br., 17,50 DM)

Mentalitätsgeschichte als »'zentrifugale' Art der Sozial- und Kulturgeschichte« (7) ist eine relativ junge Wissenschaft, zu deren bedeutendsten Werken die Zivilisationsgeschichte von Elias gezählt wird (8). Sie wurde gegen die politische Ereignisgeschichte entworfen und richtete ihr Augenmerk auf die Strukturen langer Dauer.

Eine überzeugende Theorie der Mentalitäten ist bislang nicht erarbeitet worden; es liegen nur »vage und problematische Definitionen« vor (9), die meist auf einer Abgrenzung gegen den Bereich des Ideologischen oder der Ideengeschichte basieren. Es geht um das Denken, Fühlen, Handeln der Menschen, um die Konnexionen und Korrelationen von Vorstellungen, Affekten, Habitus, und zwar nicht individuelle, sondern kollektive. Die vom Herausgeber vorgeschlagenen Definitionsversuche, die auf Geiger und Ortega y Gasset aufbauen, gipfeln in Aphorismen wie »Mentalität ist eine Haut — Ideologie ist ein Gewand« (10). Vielleicht wäre es fruchtbarer gewesen, mit dem Begriff des Habitus zu operieren?

Ein einführender Aufsatz von Le Goff begründet die Relevanz der Mentalitätengeschichte mit dem »langen Nachhall der Denksysteme« (23), die den wirtschaftlichen, politischen etc. Veränderungen nachhinken. Etymologisch nähert er sich dem Begriff (und in diese Fußstapfen tritt der Herausgeber mit einem eigenen Beitrag). Seinen Aufschwung führt er auf die Leerstelle in der Wirtschafts- und Ideengeschichte zurück, die die Mentalitätengeschichte »in enger Anlehnung an die Geschichte der Kultur- und Glaubenssysteme, der Werte« auszufüllen gedenkt (30). Die Verwendung des Begriffs »System« erscheint in diesem Zusammenhang problematisch. André Burguière arbeitet den Begriff bei Marc Bloch und Lucien Febvre auf: Die Mentalitätengeschichte hat am meisten zur Bekanntmachung ihrer Zeitschrift *Annales* beigetragen, die ihren Untertitel »économies et sociétés« nach dem Krieg um »civilisations« ergänzte. R. Sprandel geht methodischen Fragen des Quellenumgangs nach und diskutiert, inwieweit sich von einem Buch auf die Mentalität seiner Leser schließen läßt. Michel Vovelle konstatiert eine Rückkehr zum Qualitativen über die Wiederentdeckung des Individuellen, der »case studies«, der Biographien in jüngster Zeit. Peter Burke definiert Mentalitätengeschichte mit Hilfe dreier Charakteristika: 1. Betonung kollektiver an Stelle individueller Einstellungen, 2. Interesse für unausgesprochene Annahmen und 3. für Symbole, Metaphern, dafür, wie die Leute denken (127). Er diskutiert vier Einwände gegen den mentalitätengeschichtlichen Ansatz: 1. Die Suche nach Mentalitätsunterschieden führe dazu, alle möglichen merkwürdig, fremd vorkommenden Einstellungen als Elemente einer einheitlichen Mentalität zu behandeln und so den Konsens einer Gesellschaft zu überschätzen. 2. Das Problem der Veränderung von Denkweisen ist ungeklärt. 3. Meinungssysteme werden als autonome behandelt. 4. Er basiert auf einem evolutionistischen Geschichtsbild. Burke schlägt vor, erstens sich stärker mit Interessen, Kategorien, Metaphern zu beschäftigen; zweitens, den Begriffsschemata, die das Denken strukturieren, Stereotypen, Paradigmen und den Beziehungen der Meinungen untereinander größeren Raum zu geben. Wenn Denkweisen als Bündel von Schemata vorgestellt werden, die sich gegenseitig stützen, aber auch in Widerspruch stehen können, ließen sich Veränderungen eher erklären (139). Etwas unverbunden daneben stehen P.H. Huttons Ausführungen über die Psychohistorie Eriksons. Abschließend ein Gespräch des Herausgebers mit Christian Meier. Wolfgang Kowalsky (West-Berlin)

Soziale Bewegungen und Politik

Trotzki, Leo: Schriften 1. Sowjetgesellschaft und stalinistische Diktatur. Band 1.1 (1929-1936) und Band 1.2 (1936-1940). Hrsg. von Helmut Dahmer, Rudolf Segall und Reiner Tosstorf im Auftrag des Vereins zur wissenschaftlichen Erforschung und Aufarbeitung historischen Kulturguts e.V., Frankfurt/M. Verlag Rasch und Röhring, Hamburg 1988 (zus. 1416 S., Ln.; je 78,- DM)

Vor zehn Jahren schrieb Hermann Weber im Nachwort zu einer Neuausgabe von Trotzki's »Tagebuch im Exil« (1979, 272) in bezug auf den Umgang mit Trotzki in der Sowjetunion: »Es gibt keine ernsthafte Auseinandersetzung mit Trotzki, bestenfalls wird auf die stalinistischen Thesen der zwanziger Jahre zurückgegriffen und ein grundsätzlicher Gegensatz zwischen Lenin und Trotzki konstruiert.« Dieses Verdikt scheint noch aktuell — trotz der Veränderungen in der Sowjetunion und trotz der ersten zaghaften Korrekturen an der Einschätzung Trotzki's.

Vor diesem Hintergrund ist das Erscheinen des ersten Bandes der auf zehn Bände geplanten Ausgabe der »Schriften« ein Politikum ersten Ranges, zumal er eine Auswahl von Trotzki's Texten zu »Sowjetgesellschaft und stalinistischer Diktatur« enthält. Georg Fülberth hat in seiner Besprechung in *konkret* (11/88) vermutet, daß für diese Editionsplanung »markt-günstige« Überlegungen ausschlaggebend gewesen seien. Tatsache ist jedoch, daß dieses Editionsprojekt eine lange Vorgeschichte hat (die Helmut Dahmer im Nachwort ausführlich schildert) und bis zu der Anfang der siebziger Jahre von ihm bei der Europäischen Verlagsanstalt besorgten Ausgabe der »Schriften über Deutschland« (Frankfurt/M. 1971) zurückgeht. Die Schlußredaktion an den jetzt vorliegenden beiden Teilbänden begann 1984; auch die Lektüre der Einleitung sollte deutlich werden lassen, daß die Editionsarbeit begonnen hatte, lange bevor von »Perestrojka« die Rede war. Daß der Band parallel mit den Veränderungen in der Sowjetunion erscheint, ist also Zufall, schmälert jedoch nicht die politische Wirkung.

Zuallererst trägt er dazu bei, eine neue Legendenbildung zu verhindern. Während — mit Recht — die Kommunisten der sogenannten »rechten« Opposition gegen Stalin und ihre Ideen rehabilitiert werden, zeichnet sich in der sowjetischen und westlichen Diskussion eine Tendenz ab, die »linke« Opposition (aber etwa auch den frühen, »linken« Bucharin) zu unterschlagen bzw. in die Nähe der Stalinschen Politik zumindest ab 1929 zu rücken. Viele der in diesem Band versammelten Texte haben die umfassende Kritik Trotzki's an der Stalinschen Zwangskollektivierung mit der »vollständigen Liquidierung der Kulaken als Klasse« und der Überindustrialisierung unter dem Motto »einholen und überholen in kürzester Frist« zum Inhalt. Sie zeigen ein dazu alternativ stehendes Programm der Industrialisierung und landwirtschaftlichen Entwicklung, das die linke Opposition seit den zwanziger Jahren vertrat und zu dem unabdingbar das politische Programm der Wiederherstellung der Partei- und Sowjetdemokratie als Priorität gehörte (siehe z.B.: »Der neue Wirtschaftskurs in der UdSSR« — 1930, 139ff. und »Erfolge des Sozialismus und Gefahren des Abenteuerertums« — 1930, 171ff.). Auch in bezug auf die Verurteilung der Stalinschen Außenpolitik liefert der Band eindeutiges Material, etwa die Texte, die sich mit dem Verhältnis zu Nazideutschland auseinandersetzen (siehe z.B.: »Stalin — Hitlers Quartiermeister« — 1939, 1256ff. und »Die Rolle des Kreml in der europäischen Katastrophe« — 1940, 1338ff.). Allein dies macht diesen ersten Band der »Schriften« zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel in der aktuellen Diskussion um die historischen Alternativen und die zukünftigen Entwicklungsmöglichkeiten des »realen Sozialismus«, wie immer man die Positionen Trotzki's im einzelnen bewerten mag.

Trotzki — und mit ihm die ganze Generation der »alten revolutionären Garde« — ist ab Mitte der zwanziger Jahre mit einer historisch völlig neuen Situation konfrontiert, für die es im theoretischen »Arsenal« des Marxismus kein begriffliches Instrumentarium gibt: der nachrevolutionären Entartung des ersten Arbeiterstaates in der Geschichte, der aus einer siegreichen proletarischen Revolution hervorgegangen ist. Die Entartungserscheinungen der Revolution sieht Trotzki nicht (wie viele in der Tradition des Stalinismus befangene Theoretiker) in Überbleibseln der vorrevolutionären Gesellschaft begründet, sondern als regressive Tendenzen, wie sie von allen progressiven Umwälzungen in der Geschichte der Menschheit hervorgebracht wurden. Hier sieht er eine Analogie vor allem zur Französischen Revolution. Die Festigung der Stalinschen Herrschaft ab Mitte der zwanziger Jahre stellt für ihn eine besondere — sowjetische — Form des Thermidors, d.h. einer politischen Konterrevolution bei Aufrechterhaltung der wichtigsten sozialen Errungenschaften der Revolution (Staatseigentum an den Produktionsmitteln, Außenhandelsmonopol, Planwirtschaft) dar. Charakterisiert er anfangs (bis 1935) noch die Stalinsche Politik als »bürokratischen Zentrismus«, der zwischen den rechten, restaurativen Kräften und der linken Opposition schwankt, so wird dieser Zentrismus für ihn zu einem »Sowjet-Bonapartismus«, je mehr sich Stalins persönliches plebiszitäres Regime stabilisiert. Diese Form des Bonapartismus existiert auf dem Boden der sozialen Herrschaft des Proletariats, usurpiert dieses politisch und stützt sich unmittelbar auf eine »Sowjetbürokratie«, die sich als neue Schicht, als »Kaste«, über die Arbeiterklasse erhebt und »den Widerspruch zwischen Proletariat und Bauernschaft, zwischen Arbeiterstaat und Weltimperialismus reguliert«. (603) Trotzki wendet sich damit gegen vorschnelle Etikettierungen der neuen Herrscher in der Sowjetunion als neuer Klasse und versucht, mit diesen historischen Analogien und »offenen« Begriffen die neue Wirklichkeit in ihrer ganzen Widersprüchlichkeit und Entwicklung zu begreifen.

Trotzki steht damit nicht allein. Er stützt sich — und es gehört zum Verdienst der Herausgeber der Schriften, dies unter anderem in den Anmerkungen dokumentiert zu haben — auf Ansätze bei Christian Rakowski, einem aus Rumänien stammenden Führer der sowjetischen linken Opposition, vor allem auf dessen Text »Die Ursachen der Entartung von Partei und Staatsapparat« von 1928, der im Anhang des zweiten Teilbandes abgedruckt ist und nun nach über fünfzig Jahren wieder in deutscher Sprache zugänglich ist. Und er setzt an Lenins Kampf gegen die Bürokratisierungstendenzen an.

In einer Notiz zur Vorbereitung der 10. Parteikonferenz hatte Lenin selbst — wie es dann bei Oppositionellen verbreitet war — von der Möglichkeit eines sowjetischen »Thermidors« gesprochen, was nach 1923/24 von der Stalin-Fraktion zu unterdrücken versucht wurde (siehe 409f.). Und er hatte in der berühmten Gewerkschaftsdebatte von 1920/21 — gegen Trotzki — von einem »Arbeiterstaat mit bürokratischen Auswüchsen« gesprochen (LW 32,7). Trotzki setzt an diesem Begriff an und gibt ihm eine neue Qualität, indem er ihn zum Kern seiner Analyse der sozialen und politischen Entwicklung der Sowjetunion macht: Die Sowjetgesellschaft ist eine Übergangsgesellschaft, deren sozialistische Transformation blockiert ist. Über sie erhebt sich ein bürokratisch degenerierter, entarteter Arbeiterstaat. Dieses Provisorium könne sich nur nach zwei Richtungen entwickeln: Entweder stoße die Bürokratie die neuen sozialistischen Eigentumsformen um und eröffne den Weg zur kapitalistischen Restauration oder die Bürokratie werde vom Proletariat beseitigt und damit der blockierte Übergang zum Sozialismus erneut eröffnet. Seit 1933 sieht er dafür eine neue — politische — Revolution als Voraussetzung, von der er ab Anfang 1936 explizit spricht und die er dann im zentralen Text dieses Bandes, »Verratene Revolution« (1936), umfassend entwickelt.

Auf der »realpolitischen« Ebene hat Trotzki eine Niederlage erlitten. Das hat viele dazu bewogen, seine Analyse ebenfalls für überholt zu halten. Die hier versammelten Texte belegen das Gegenteil: Gegenüber vielen anderen Theorien (»neue Klasse«, »Staatskapitalismus«, »bürokratischer Kollektivismus«, »Herrschaft der Manager« usw.) erweist sich sein Ansatz immer noch als einer der fruchtbarsten. Es finden sich zudem Ansätze für eine Analyse der sozialen und politischen Veränderungen der von der Roten Armee im Gefolge des Zweiten Weltkriegs besetzten Gebiete (siehe dazu »Die UdSSR im Krieg« — 1939, vor allem 1290ff.). Dennoch: Dieser erste Band der Schriften dokumentiert auch die Schwächen, Widersprüche, Lücken der Trotzki'schen Analyse. Da sind zum einen die Korrekturen bzw. Änderungen, die er selbst in einer Reihe von Fragen vornimmt, etwa in bezug auf die Thermidor-Analogie und ihre Datierung, auf seinen Begriff vom bürokratischen Zentrismus. Da ist der grundlegende Perspektivenwechsel von der Reform zur Revolution, von der Fraktion zum Aufbau einer neuen Partei und seine Datierung. (Wäre es nicht »logisch« gewesen, diese Konsequenz schon früher, etwa ab 1929, zu ziehen?) Da ist sein Beharren darauf, in der Sowjetunion existiere trotz aller Entartung immer noch eine Form der Diktatur des Proletariats (eine unzulässige Verkürzung des Marx'schen Begriffs?). Da ist schließlich seine grundlegende perspektivische Einschätzung des Stalinismus als Episode.

Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit diesem zweifellos zentralen Bereich des Trotzki'schen theoretischen Werkes wird leider durch einen unverständlichen Mangel beeinträchtigt: Es sind ausschließlich Arbeiten Trotzki's seit 1929 versammelt. Es mag dafür einleuchtende Gründe geben (die an keiner Stelle benannt werden): die definitive Stabilisierung der Stalin-Herrschaft, die Ausweisung Trotzki's aus der UdSSR, die damit verbundene größere Distanz zum unmittelbaren Geschehen und das Entstehen umfangreicherer analytischer Arbeiten über die sowjetische Entwicklung. Dennoch ist das Fehlen der frühen Texte zur Bürokratisierung ab 1923/24 (für den Band 3 vorgesehen) zu bedauern. Das widerspricht Trotzki's Position selbst, der den vollzogenen Thermidor auf Mitte der zwanziger Jahre datiert; und es macht die Genese der Trotzki'schen Stalinismus-Analyse nicht nachvollziehbar. Auch der Zusammenhang zur frühen Auseinandersetzung mit der Bürokratisierung — vor allem bei Lenin — wird nicht hergestellt, was die aktuelle politische Brisanz dieser Edition noch gesteigert hätte. Pierre Frank weist in seiner Einleitung auf diesen Zusammenhang hin und erwähnt die wichtigsten frühen Texte (vor allem »Der Neue Kurs«, 1923; »Kapitalismus oder Sozialismus?«, 1925; »Plattform der Linken Opposition«, 1927).

Diese Einleitung stellt allerdings den zweiten Schwachpunkt des vorliegenden Bandes dar. Bereits 1980 geschrieben, ist sie inzwischen in weiten Teilen anachronistisch, etwa wenn Frank Veränderungen in der Sowjetunion erst als letztes Glied einer Kette von Veränderungen in den anderen nichtkapitalistischen Ländern für möglich hält (um nur ein Beispiel zu nennen). Dies kann man dem Autor nicht vorwerfen, der 1984 vor Abschluß der Edition starb — wohl aber den Herausgebern, auch wenn Helmut Dahmer in seinem Nachwort um eine aktualisierte Problemdarstellung bemüht ist. Die eigentliche Schwäche der Einleitung liegt jedoch in ihrem weitgehend apologetischen und dogmatischen Charakter. Hier wäre ein weniger pietätvoller Umgang der Herausgeber mit dem früheren Sekretär Trotzki's und langjährigen Führer der Vierten Internationale sinnvoll gewesen.

All das schmälert jedoch keineswegs das Verdienst der Herausgeber dieses ersten Bandes der Schriften. Zwar enthält der Band nicht alle Texte zum Thema. (So fehlen z.B. Texte zur wirtschaftlichen Entwicklung in der UdSSR, zum 16. Parteitag der

KPdsU, zur Problematik der Parteiausschlüsse/»Geständnisse«/Kapitulationen/Rückkehr in die Partei wie sie in den *Writings* enthalten sind: z.B. »Toward the Sixteenth Congress of the CPSU«, Mai 1930; »The Expulsion of Zinoviev and Kamenev«, Oktober 1932; »The Soviet Economy in Danger«, Oktober 1932; »A New Moscow Amalgam«, Januar 1937.) Für »Kenner« bietet er nichts Überraschendes, was man vielleicht auf Grund der Tatsache hätte erwarten können, daß das Trotzki-Archiv in Harvard inzwischen zugänglich ist. Die Herausgeber und die Mitarbeiter haben dennoch eine wahrhaft vorbildliche wissenschaftliche Leistung vollbracht, etwa durch den exakten Nachweis der Originaltexte (zumeist russische) und der deutschsprachigen Übersetzungen. Sämtliche Texte wurden entweder neu aus dem Russischen übersetzt oder in der Übersetzung an Hand des Originals überarbeitet. Der Anmerkungsapparat bringt eine Fülle von Informationen über Persönlichkeiten der internationalen Arbeiterbewegung, über bedeutende Debatten, Strömungen, Konflikte in der Arbeiterbewegung, über historische Ereignisse und theoretische Zusammenhänge, wie sie nicht in den offiziellen Lehrbüchern der Arbeiterbewegung stehen, sondern zum großen Teil »vergessen«, »unterdrückt« und »bearbeitet« wurden. Diese Anmerkungen umfassen etwa vierzig Prozent des Textes; dies ist zweifellos, wie die Herausgeber selbst eingestehen, zu viel und macht die Lektüre oft mühsam, zumal die Anmerkungen häufig mit allgemeinen, in Nachschlagewerken zugänglichen Informationen oder mit nicht direkt zum Thema gehörenden Hinweisen überfrachtet sind, etwa wenn beim Stichwort Quantität/Qualität gleich das passende Hegel-Zitat zur Hand ist oder der Begriff »Orden« erklärt wird (um nur zwei Beispiele zu nennen). Leider fehlen ein Sachregister und eine Zeittafel, wie sie so vorbildlich in den Schriften über Deutschland enthalten waren.

Ein vielversprechender Anfang ist gemacht. Nachdem die Arbeiten an der russischen Werke-Ausgabe 1926 eingestellt wurden, wird nach Abschluß der geplanten Edition neben den *Writings* (New York 1973-1979) und den *Œuvres* (Paris 1978) eine dritte große Trotzki-Ausgabe von internationalem Standard vorliegen. Der Editionsplan sieht das Erscheinen von zehn Bänden (in mehreren Teilbänden; pro Jahr sollen zwei erscheinen) zu folgenden Themen vor: Schriften über China, Linke Opposition und Vierte Internationale, Permanente Revolution, Literatur und Revolution, Schriften über Deutschland, Mein Leben, Lenin, Stalin, Geschichte der russischen Revolution. Dies entspricht etwa einem Viertel des Trotzki'schen Werkes. Demgegenüber muß jede Kritik an der Auswahl fast verstummen. Selektion ist notwendig und notwendig einseitig. Zwar entwirft der Editionsplan kein verengtes politisches Bild Trotzki's (vgl. meine Kritik an Duncan Hallas im Argument-Rezensionsbeihft 1987), aber es müßten einige wesentliche Lücken gefüllt werden, um ein annähernd repräsentatives Bild des Trotzki'schen Œuvre zu vermitteln. Im Editionsplan fehlen zum Beispiel die Schriften zu »nebensächlichen« Themen wie Fragen des Alltagslebens, Verhältnis Individuum-Geschichte, Rolle von Wissenschaft und Philosophie, Moral. Es fehlen seine Arbeiten zur Frage der Gewalt und des Terrorismus; vor allem auch die (im Englischen fünfbandige) Sammlung der militärischen Schriften. Nicht berücksichtigt sind die Arbeiten vor 1914 (etwa die zum Balkankrieg); ebensowenig die zur Geschichte des Marxismus und seine politischen Porträts sowie die Texte, die sich mit dem Problem Klasse—Partei—Führung und jene, die sich mit speziellen Ländern oder wichtigen Einzelfragen beschäftigen (wie die zu Frankreich, Spanien, Großbritannien, Italien, USA, zur Frage der Schwarzen, zur Judenfrage). Die Liste ließe sich fortsetzen.

Werner Mackenbach (Frankfurt/M.)

Conquest, Robert: Ernte des Todes. Stalins Holocaust in der Ukraine 1929-1933. Verlag Langen-Müller, München 1988 (464 S., Ln., 48,- DM)

Der britische Historiker versucht die Frage zu beantworten, warum es ungerechnet in der Ukraine zu jenen katastrophalen Hungersnöten gekommen ist, denen etwa 7 Millionen Menschen zum Opfer fielen. Sie stehen zunächst im Zusammenhang mit der Ablösung der Neuen Ökonomischen Politik (NÖP) durch den »Neuen Kurs« einer forcierten Industrialisierung und Kollektivierung, wobei Conquest es gerade nicht unternimmt, den Unterschied zwischen beiden Wirtschaftskonzepten zu zeigen. Bei konsequenter Weiterentwicklung der NÖP wäre die Katastrophe vermeidbar gewesen. Am Anfang standen die von Stalin persönlich initiierten Zwangsmaßnahmen zur Beschaffung von Getreide durch Parteimitglieder und Milizeinheiten nach der sogenannten »Ural-sibirischen Methode«. Überzeugend wird der Übergang zu den Gewaltakten gegen Kulaken beschrieben, die eine Welle der Repression und Verunsicherung einleiteten, die Conquest mit den Requisitionen des Kriegskommunismus vergleicht. Innerhalb von knapp drei Jahren wurden rund 15 Millionen Einzelhöfe in 20 000 Kolchosen und 4 000 Sowchosen transformiert. Danach folgte, bedingt durch die Einziehung des Saatgutes, die Hungerkatastrophe, besonders gravierend in der Ukraine, der Kornkammer Rußlands. Denn im Sommer 1932 setzte die Moskauer Führung das Ablieferungssoll auf 7,7 Millionen Tonnen Getreide herauf. Obgleich es der ukrainischen KP-Führung, in der die eingeleitete Politik umstritten war, noch gelang, die Gesamtzahl um eine Million Tonnen zu drücken, war dieses Ablieferungssoll für die ukrainische Landwirtschaft nicht zu leisten. Der Weg in die Katastrophe setzte ein. Auf dem Lande kam es zu Formen von Kannibalismus. Verzweifelte Bauernfamilien wurden daran gehindert, die Städte zu betreten, in denen es wenigstens noch eine Minimalversorgung mit Lebensmitteln gab. Der gleichzeitige Export von ukrainischem Getreide, um westliche Technologie für die Industrialisierung zu importieren sowie die Lagerung von Getreide in Armeedepots verdeutlichen den Zynismus der Moskauer Zentralregierung, die bereits kleinste Vergehen mit der Todesstrafe ahnden ließ.

Obgleich soziale und wirtschaftliche Ursachen sowie der »Doktrinenstreit« innerhalb der Parteiführung bedacht werden müßten, sieht Conquest den Hauptgrund für diese Maßnahmen darin, daß Stalin ein »Exempel« gegen autonomistische und nationalistische Strömungen statuieren wollte. Bereits 1925 hatte er die Grundzüge seiner späteren Politik formuliert, indem er die Bauernfrage mit dem Nationalismus einzelner Sowjetrepubliken verknüpfte. Beiden Phänomenen begegnete die Parteiführung mit unverhohlenem Mißtrauen. Die soziale Differenzierung der Bauernschaft, die sich durch die Kommerzialisierung des Agrarsektors verschärfte und eine »Kulakisierung« zur Folge hatte, und die Autonomiebestrebungen, die im Agrarbereich eine starke Basis fanden, konnten das Machtmonopol der Partei und der Moskauer Zentralregierung in Frage stellen. So schien der Schlag gegen die Ukraine nur konsequent, obwohl z.B. der Jahresbericht des deutschen Generalkonsulats in Charkow 1931 ein Abflauen des dortigen Nationalismus beobachtete. Nichtsdestotrotz diente die Kollektivierung und die bewußte Zuspitzung der Hungersnot der definitiven Unterwerfung der ukrainischen Nation. Zu Stalins Credo des Aufbaus des Sozialismus in einem Lande gehörte die Verschmelzung aller Völkerschaften im Sowjetstaat. Spätestens nach Lenins Tod setzte eine forcierte Russifizierungspolitik ein. Auch die im Vergleich zu anderen Sowjetrepubliken rasche Vernichtung der Intelligenz und die umfassenden Säuberungen in der dortigen KP sprechen für Conquests These, Stalin habe in der Ukraine irreversible Fakten schaffen wollen. Die stalinistischen Apparate gingen dabei von einem Entsprechungsverhältnis zwischen Kollektivierung

der Landwirtschaft und Produktivitätssteigerung aus, das die Perestrojka inzwischen in Frage stellt.

Eine andere Ursache für das kompromißlose Vorgehen der Parteiführung sieht Conquest in der historischen Bauernfeindlichkeit der Bolschewiki, deren Klassenanalyse dem städtischen Proletariat Vorrang vor den bäuerlichen Zwischenklassen gebe. Gerade der Haß führender Bolschewiki auf die Kulaken, die »1918 verschwunden« (!) seien, sowie diffus belegte Äußerungen von Sinowjew und Dserschinskij aus den Jahren 1917 bzw. 1918, wonach die Feinde der Revolution »vernichtet« werden müßten, seien erste Anzeichen einer gewaltsamen Lösung (11f.). Ob Stalin, Bucharin oder Trotzki, in der Frage der Kollektivierung seien sie grundsätzlich einig gewesen: »Die Frage war: wieviel Druck und wann?« (84) Für Conquest liegen die Wurzeln der stalinistischen »Linkswendung«, die das faktische Ende der NÖP bedeutete und die in jener Periode geschaffenen Marktbeziehungen durch staatliche Requisitionen ersetzte sowie zunehmende Überführung der Einzelhöfe in staatliche und genossenschaftliche Formen einleitete, in der gesamten Theorietradition des Bolschewismus (13). Die fanatische Durchsetzung ihrer Dogmen veranlasse Kommunisten, über Leichen zu gehen. Solche Prämissen mindern den deskriptiven Wert dieser Arbeit. Schließlich scheitert Coquest beim Versuch, die Grundlagen des Stalinismus offenzulegen, weil er die Geschichte des Bolschewismus, ja des gesamten Marxismus, monokausal interpretiert. Er instrumentalisiert singuläre Ereignisse wie z.B. Bucharins Aufruf »zur Liquidierung der Kulaken als Klasse« aus dem Jahre 1928 für seine These, es gebe keine inhaltlichen Unterschiede zwischen den Fraktionen. Er verschweigt oder sieht nicht, daß es dezidierte Alternativen zum Stalinismus gegeben hätte.

Jens Becker (Dietzenbach)

Murarka, Dev: Michail Gorbatschow. Die Grenze der Macht. Bastei-Lübbe Verlag, Bergisch-Gladbach 1987 (510 S., br., 17,80 DM)

Allen auf dem hiesigen Buchmarkt vorliegenden Gorbatschow-Biographien (neben Murarkas Arbeit sind das Schmidt-Häuer 1985 und Z. Medwedjew 1987) sind vier ursächlich miteinander verknüpfte Mängel gemeinsam: Man vermißt eine detaillierte Beschreibung der sowjetischen Intelligentsia-Szene, die in den siebziger und achtziger Jahren Vorarbeiten geliefert hat, ohne die die Tendenzwende seit 1985 nicht denkbar ist. Sie machen den eigentlichen Zankapfel der Reformen, die geschichtliche Erfassung und Bewertung des Stalinismus, nicht genügend kenntlich. Sie unterschätzen die Fähigkeit der neuen sowjetischen Führung, die Beziehungen zum Westen und besonders zu den Vereinigten Staaten kurzfristig radikal zu verbessern. Und in den eher wissenschaftlich-trockenen Gorbatschow-Studien ist kaum das theoretisch-schöpferische Element auszumachen, das den Wandel kennzeichnet.

Davon abgesehen, dürfte Murarkas Arbeit die unbekannteste und zugleich lesenswerteste sein. Der Autor kommt aus Indien, wurde in London Politologe und trotzkiistisch orientierter Anhänger der Friedensbewegung und arbeitet seit mehr als einem Jahrzehnt in Moskau als Korrespondent verschiedener westlicher Zeitungen. Er macht keinen Hehl daraus, daß er bei aller Kritik an den zahlreichen Mißständen doch starke Sympathien für Gorbatschow und das von ihm vertretene System hat. Im Gegensatz zu Medwedjew behandelt er den neuen Generalsekretär nicht als Angehörigen oder Führer einer sogenannten politischen Seilschaft und ist nicht darauf aus, die Etappen seines Aufstiegs dadurch zu belegen, daß er an Hand sowjetischer Presseverlautbarungen nachzählt, an welcher Stelle in der Rangreihenfolge Gorbatschow aufgeführt oder nicht aufgeführt wurde. Allerdings bekennt auch er sich zu der im Westen unter Fachleuten gängigen und einleuchtenden Vermutung, daß Gorbatschow

seine steile Karriere unter anderem seiner Herkunft aus dem Kraj Stawropol im Kaukasus-Vorland verdankt. Als Erster Sekretär des Kraj-Stawropol-Parteikomitees war Gorbatschow von 1970 bis 1978 auch für den nahegelegenen Kurort Mineralnoje Wodi zuständig, wo in den siebziger Jahren viele der überalterten Politbüromitglieder aus der Moskauer Zentrale ihren Genesungsurlaub verbrachten. Es ist ihm offenbar bei eher informellen Zusammenkünften gelungen, die Vorgesetzten von seiner Intelligenz und Dynamik zu überzeugen.

Murarka bemüht sich zu rekonstruieren, wo sich Gorbatschow wann aufgehalten hat, was er ganz individuell politisch wahrgenommen haben mag und wie diese Erfahrungen ihn wohl geprägt und für seine gegenwärtigen Aufgaben vorbereitet haben könnten. Das verhilft ihm manchmal zu verblüffenden Erkenntnissen. So wendet er sich gegen die verbreitete Vorstellung, Gorbatschow sei der erste sowjetische Staatsmann, der nicht zur durch Leiden belasteten Nachkriegsgeneration gehöre — mit dem Hinweis darauf, daß Gorbatschow 1942 als Zehnjähriger die Besetzung seiner Heimat durch deutsche Truppen erlebte: »... kein Dach über dem Kopf, Hunger und Kälte, die ständigen Nachrichten über nahestehende Menschen, die verletzt, verstümmelt oder getötet wurden, die Verzweiflung der Frauen daheim, der Freunde, Verwandten und Nachbarn — dies alles prägt sein Inneres für alle Zeit. (...) Für ein Kind ist der Krieg kein Technicolorfilm, in dem es mitspielt.« (216) An anderer Stelle führt Murarka an, daß vor der Revolution in der Gegend von Stawropol besonders viele wohlhabende Bauern gelebt und die Kollektivierung der Landwirtschaft 1929-30 in diesem Rayon besondere Verwüstungen hervorgerufen hatte. »Michael, damals noch ein Baby, kann keine Erinnerungen an jene Zustände haben. Aber etwas später muß er die traurigen Geschichten gehört, die anhaltende Bitterkeit und den Unwillen ringsherum gespürt haben, während er aufwuchs — auch dann noch, als wieder ein bescheidener Wohlstand in die Region einkehrte.« (62) Der tschechische Reformkommunist Zdenek Mlynár, der in den frühen fünfziger Jahren an der Moskauer Universität mit Gorbatschow befreundet war, erzählt 1985: »Bei dem Studium des 'Kolchosrechts' erfuhr ich gerade von Gorbatschow, wie im Alltag der Kolchosen bei der 'Gewährleistung der Arbeitsdisziplin' die Rolle dieser Rechte klein und die Rolle der Gewalt groß ist. Und als wir in dem Film 'Die Kuban-Kosaken' die reichgedeckten Tische zu sehen bekamen, wurde ich von ihm belehrt, wie diese Tische in Wirklichkeit aussahen.«

Doch der entscheidende Vorzug der Biographie von Murarka wird erst jetzt deutlich, nachdem Gorbatschow sich mit seinen Vorschlägen zur Reform der Partei und der Staatsführung durchgesetzt hat. Murarka macht darauf aufmerksam, daß Gorbatschow bereits wenige Wochen nach seiner Wahl zum Generalsekretär, am 17. Mai 1985, in seiner Rede im Leningrader Smolny-Institut die Konservativen innerhalb der Partei und damit indirekt die Partei insgesamt für die Stagnation und die vorkrisenhaften Erscheinungen verantwortlich gemacht hatte. Gorbatschow damals: »Man sollte alle Mängel, negativen Erscheinungen und Mißgriffe in neuem Licht betrachten. Dies ist um so wichtiger, wenn man bedenkt, daß die Disziplin und Präzision in manchen Orten nachgelassen hat, sogar in führenden Kadern. Dem sollten wir ein Ende bereiten, Genossen ... Natürlich müssen wir, so wie die Dinge liegen, allen unseren Kadern die Chance geben, die Erfordernisse des Augenblicks zu verstehen und sich daran zu orientieren. Aber jene, die sich nicht darauf einstellen wollen und uns in der Erfüllung dieser neuen Aufgaben auch noch behindern, müssen ganz einfach aus dem Weg gehen.« Murarka bemerkt anschließend, daß diese Rede nicht nur wegen des offenen Aussprechens innenpolitischer Wahrheiten elektrisierend gewirkt habe, sondern auch, weil hier erstmalig die Partei selbst als Angriffsziel genannt

wurde. Ein gutes Jahr später, bei einer Zusammenkunft mit führenden sowjetischen Schriftstellern am Vorabend des VII. Schriftstellerkongresses, kam Gorbatschow noch einmal auf das Thema der Kritik innerhalb der Partei zurück. Die *Prawda* veröffentlichte zwei Tage später Auszüge aus dieser Diskussion. Im unveröffentlichten Teil verwies Gorbatschow auf die Problemlage: »Zwischen dem Volk, das Veränderungen wünscht und von Veränderungen träumt, und der Führung liegt die Verwaltungsschicht — der Ministerienapparat, der Parteiapparat, und diese Schicht will nichts von ihren Rechten, die mit Privilegien verbunden sind, aufgeben.« (295) Im veröffentlichten Teil kam Gorbatschow dann auf die Notwendigkeit der Selbstkritik innerhalb der KPdSU zu sprechen. Murarka zitiert die offizielle und die inoffizielle Version des Gesprächs und macht dabei auf die Hintergedanken aufmerksam, die jetzt die erwähnten Reformvorschläge von Gorbatschow motivieren (die kursiv gesetzten Sätze findet man nur im offiziellen Text): »Wenn wir uns nicht selbst kritisieren und uns keiner Analyse unterziehen — wir haben keine Oppositionspartei, Genossen, deshalb ist es ganz einfach eine wesentliche Notwendigkeit für die Funktion sowohl der Partei als auch der Gesellschaft. Und jene, die versuchen, die junge, lebhafteste Stimme, die Stimme der Gerechtigkeit zu unterdrücken, um auf alten Maßstäben und Geisteshaltungen zu beharren, müssen in ihre Schranken verwiesen werden. Übrigens, wir haben ein Gesetz: Jene Personen, die Kritiker strafrechtlich zu verfolgen suchen, können selber strafrechtlich verfolgt und einem Gerichtsverfahren unterzogen werden. Zu solchen Gerichtsverhandlungen wird es kommen.« (324)

Sollte sich die Freiheit der Kritik innerhalb der Partei nicht durchsetzen, müßte Gorbatschow eigentlich die ihm unakzeptabel erscheinende Entstehung von Oppositionsparteien tolerieren. In einem Diskussionsbeitrag auf der Allunionskonferenz 1988 sagte der KPdSU-Chef: »Wenn wir nicht das politische System reformieren, wird der Sozialismus sterben.« Erst nach diesen Interventionen wurde mir als außenstehendem Beobachter bewußt, daß in den Biographien eine naheliegende Frage überhaupt nicht ventiliert wird: Wieso konnte Gorbatschow von der überalterten und extrem konservativen Parteiführung nach dem Tode von Andropow und Tschernenko überhaupt gewählt werden? Es ist schwer vorstellbar, daß er den Kollegen seine Analyse der Krise des realen Sozialismus und des daraus resultierenden Zwangs zu Reformen bewußt vorenthalten hat. Sollten sie dagegen bereits vor der Wahl seine Einschätzung gekannt und — wie auch immer zögerlich — letzten Endes akzeptiert haben, bleibt schwer nachvollziehbar, wieso nicht ein einziger die Parteimitgliedschaft auf den bevorstehenden Schock der Reformen vorbereitet hat. Die hiesige Kremiforschung scheint bis zum heutigen Tag nicht in der Lage zu sein, so einfache Fragen zu stellen, geschweige denn zu beantworten.

Der nicht eben hervorragende Ruf des Verlages Bastei-Lübbe dürfte erklären, warum diese Studie hierzulande kaum die Resonanz gefunden hat, die sie eigentlich verdient. Eine zweite Auflage wäre wünschenswert. In diesem Zusammenhang könnte nicht nur die Vielzahl entstellender Satz- und/oder Übersetzungsfehler eliminiert, sondern auch eine Beantwortung dieser letzten Frage versucht werden.

Erik Nohara (West-Berlin)

»Es heißt oft, die Technologie sei — ähnlich wie Frankensteins Monster — außer Kontrolle geraten. Nicht die Technologie ist außer Kontrolle geraten, sondern der Kapitalismus und die Männer.«

Cynthia Cockburn
Die Herrschaftsmaschine



Argument

Cynthia Cockburn
**Die
Herrschaftsmaschine**
*Geschlechterverhältnisse und
technisches Know-how*

Wenn wir Frauen die Kontrolle über unser Leben, unsere Arbeit, unsere Umwelt, unsere Beziehungen zu anderen Menschen gewinnen wollen, dann kommen wir um die Aneignung technischen Know-hows nicht herum.

Cynthia Cockburn hat die Arbeitsplätze und -beziehungen von Frauen und Männern, die mit neuen Technologien arbeiten, in vier Bereichen untersucht. Trotz der elektronischen Revolution sind die Männer nach wie vor die Technologen, die Frauen die niedrigbezahlten Maschinenbedienerinnen. Die geschlechtsspezifisch hierarchisierte Arbeitsteilung ist eine Konstante im Prozeß der technologi-

schen Revolutionierung der Produktion.

Cynthia Cockburn zeigt, auf welchen Wegen es den Männern gelingt, die Macht, die der Kontrolle über die Technologie entspringt, für sich zu reservieren. Hier — und nicht im vermeintlichen Desinteresse oder Unvermögen der Frauen — liegt die Ursache dafür, daß es so wenige Ingenieurinnen, Technikerinnen und Facharbeiterinnen gibt.

Angesichts dieser Herrschaftsmaschinerie mit ihren ineinandergreifenden Rädern von Arbeitsteilung und Kontrolle hat eine bloße Gleichberechtigungspolitik keine Chance. Es bedarf autonomer Frauentechologieschulungen sowie einer feministischen Gewerkschafts- und Betriebsrätinnenpolitik, um das männliche Technologiemonopol zu brechen.

Aber: »Nichts würde sich zum Besseren wenden, würden wir Frauen einfach nur in die männliche Welt eintreten und unsere eigenen Werte und Anliegen zurücklassen. Die Dinge würden sich verschlimmern ... Der revolutionäre Schritt wäre, die Männer zurück zur Erde zu holen, die Technologie häuslich zu machen und den Zusammenhang zwischen Produzieren und Bewahren neu zu gestalten.«

277 Seiten, br., DM 28,—

Argument

Rentzelstraße 1 2000 Hamburg 13

30 Jahre Argument

Verfasser/innen

A: =Arbeitsgebiete; V: =Veröffentlichungen M: =Mitgliedschaften

Acker, Joan, 1924; PhD, Prof. f. Soziologie an der Univ. of Oregon und im Arbeitslivzentrum Stockholm. V: *Doing Comparable Worth* (1989); »Gender, Class and relations of distribution«, in *Signs* (1988); »The problem with patriarchy«, in *Sociology* (1989). A: Frauen und Arbeit, Feministische Theorie

Anders, Günther: siehe *Argument* 173

Becker, Jens, 1964; Doktorand (Polit. Wiss.) an der Univ. Frankfurt. A: Internationale Arbeiterbewegung; Osteuropa

Berg, Günter, 1959; Wiss. Mitarb. der Arbeitsstelle Bertolt Brecht an der Univ. Kalsruhe. A: Literatur und -theorie des 19. und 20. Jh.

Blanke, Horst Walter: siehe *Argument* 176

Boer, Dick, 1939; Dr., Dozent an der Theol. Fak. der Univ. Amsterdam; Pfarrer der Niederländischen Ökumenischen Gemeinde in der DDR. V: *Eine phantastische Geschichte. Theologie und ideologischer Kampf* (niederländ., 1988). A: Ideologietheorie; Theologiegeschichte. M: Christen für den Sozialismus

Bogner, Ralf Georg, 1967; stud.phil. et rer. nat. an der Univ. Wien; Dokumentation Edward Samhaber am Adalbert-Stifter-Institut Linz. V: *Keine chinesische Mauer* (1988); *Der Nachlaß E. Samhabers* (Mithrsg., in Vorb.). A: Theorie der Kommentierung, historische Lexikographie, Regionalliteratur

Bubeck, Diemut, 1959; B.Phil., Doktorandin am St. Anne's College, Oxford. A: Feminismus; feministisch-materialistische Konzeption sozialer Gerechtigkeit. M: Europäisches Forum sozialistischer Feministinnen

Dölling, Irene, 1942; Dr.sc. Prof. an der Sektion Kulturwiss. und Ästhetik Kultur der Humboldt-Universität Berlin (DDR). V: *Individuum und Kultur* (1986); »Zur Vermittlung von gesellschaftlichem und individuellem Lebensprozeß«, in *Weimarer Beiträge* (1981); »Frauen und Männerbilder als Gegenstand kulturtheoretischer Forschung«, in *Weimarer Beiträge* (1988)

Dümling, Albrecht, 1949; Dr.phil., Musikwissenschaftler und -kritiker. V: *Laßt euch nicht verführen. Brecht und die Musik* (1985); *Entartete Musik* (1988); *Verteidigung des musikalischen Fortschritts* (1988). A: Musik in Exil und Faschismus

Frank, André Gunder, 1929; Prof. f. Entwicklungsökonomie und Sozialwissenschaften an der Univ. Amsterdam. V: *Kapitalismus und Unterenwicklung in Lateinamerika; Die europäische Herausforderung* (1989). A: Dritte Welt, Lateinamerika (»Entwicklung von Unterenwicklung«); Geschichte des Weltsystems; Krisentheorie

Hahn, Claudia, 1961; Dichterin, Übersetzerin, freiberufl. Lektorin. V: *Bedenkliche Zeiten*. Gedichte und Texte zu Hiroshima und Nagasaki (1985); *Was zu sagen ist*. Lyrik und Prosa (1988). A: deutsch-, englisch-, spanischsprachige Literatur, Politik, Psychologie, Ethnologie

Haug, Frigga: siehe *Argument* 174

Haug, Wolfgang Fritz: siehe *Argument* 176

Hauser, Kornelia: siehe *Argument* 176

Heinrich, Gisela, 1954; Pädagogin in einer therapeutischen WG für drogenabhängige Frauen. V: *Geschlechterverhältnisse und Frauenpolitik*, AS 110 (Mitautorin, 1984). A: weibliche Vergesellschaftung und Sucht/Abhängigkeit. M: GEW

Hocke, Peter, 1958; Redakteur, z.Zt. Studium der Politischen Wissenschaften und Philosophie an der FU Berlin. A: Neue Soziale Bewegungen, Philosophie und NS. M: IG Medien

Ketelhut, Barbara: siehe *Argument* 174

Kowalsky, Wolfgang: siehe *Argument* 173

Kuhn, Annette: siehe *Argument* 173

Lindberg, Astrid, 1959; Dipl.Päd., erwerbslos. A: Erziehungswissenschaft, Sportwissenschaft

Mackenbach, Werner: siehe *Argument* 176

Meyer-Siebert, Jutta: siehe *Argument* 173

Niehoff, Erika, 1951; Dipl.-Soz., Wiss. Mitarb. in einer Umschulung (Modellversuch). V: *Geschlechterverhältnisse und Frauenpolitik*, AS 110 (Mitautorin, 1984); *Keine Angst vor Elektronik* (1989). A: *Geschlechtsspezifische Lernkulturen*. M: HBV

Nohara, Erik: siehe *Argument* 176

Rehmann, Ruth: siehe *Argument* 176

Rodejohann, Jo, 1947; Dipl.-Pol., Geschäftsführer, Redakteur des *Argument*. V: *Rüstungsindustrie auf dem Weg in die Krise* (1985); *Ist der Frieden noch zu retten?* (Mitautor, 1986). A: *Friedensfragen*

Ruoff (Kramer), Karen, 1945; PhD, Direktorin des Berlin Study Center der Stanford University. V: *Tui oder Weiser? Zur Gestalt des Philosophen bei Brecht*, AS 11 (1976); *Aktualisierung Brechts*, AS 50 (Mithrsg., 1980); »Rückblick auf die Wende zur Neuen Subjektivität«, in *Argument* 142 (1983); *New Subjectivity: Third Thoughts on a Literary Discourse* (Ph.Diss., Stanford 1984); »Kaufhauswandern«, in *Argument* 165 (1987) und 168 (1988)

Schlechtweg-Jahn, Ralf, 1960; M.A. Germanistik. A: *Literaturgeschichte* 12. bis 16. Jahrhundert. M: ÖTV

Schmidt, Ricarda, 1953; Dr.phil., Lektorin an der Univ. Sheffield. V: *Westdeutsche Frauenliteratur in den 70er Jahren* (1982). A: *Deutsche und angloamerikanische Frauenliteratur; Literaturtheorie*; E.T.A. Hoffmann

Schwarz, Herta, 1950; 1983-88 Wiss. Mitarb. an der FU Berlin; z.Zt. Mitarbeit am Forschungsschwerpunkt »Der Brief als kommunikatives und literarisches Faktum ...«. A: *Ästhetische Theorien* (insbes. 18. Jh., Hölderlin); *Brieftheorie des 18. und 19. Jh., Lyrik und Lyriktheorie*

Su Shaozhi, 1923; Prof. f. Ökonomie an der Univ. Peking; ehem. Direktor des »Instituts für Marxismus-Leninismus-Maoismus« der Chinesischen Akademie der Wiss.; z.Zt. in den USA. V: *Tentative Views on the Class Situation and Class Struggle in China at the Present Stage* (1981); »Über den chinesischen Weg zur Modernisierung«, in *Neue Technik und Sozialismus*, AS 95 (1982); *Democratization and Reform* (1988)

Treck, Werner van: siehe *Argument* 174

Tugendheim, Thomas, 1957; Dipl.-Päd. im Bereich Straffälligenhilfe. V: *Reform von außen — Ein kriminalpädagogisches Projekt* (1988). A: *Jugendkriminalität, Kriminologie*

Ujma, Christina, 1959; M.A. Anglistik, wiss. Hilfskraft am Institut f. Germanistik an der Univ. Marburg, Doktorandin. A: *Marx, Kulturtheorie, Literatur und Literaturtheorie der Moderne, Großbritannien, Konservatismus*. M: ehem. stellv. Bundesvorsitzende der Jusos

Vaßen, Florian, 1943; Dr.phil., Prof. für neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Univ. Hannover. V: *Georg Weerth* (1971); *Vormärz* (1979); *Assoziales Theater* (Mithrsg., 1984). A: *Vormärz, Weimarer Republik, Brecht, DDR-Literatur, Theater*

Weingartz-Perschel, Karin, 1943; Dr.phil., Wiss. Mitarb. am Industriemuseum Solingen. V: *Darstellung des Begriffs der Arbeit als marxistische Zentralkategorie* (1981); *Komponistinnen von A-Z* (Mitautorin, 1988). A: *Frauenforschung, Sozialanthropologie, Erkenntnistheorie*

Wéns, Margret, 1939; Dipl.Psych., Prof. f. Sozialpädagogik an der Fachhochschule Hamburg. A: *Sozialarbeit mit Frauen und Mädchen*

Wéssolleck, Winfried, 1950; Dipl.-Sozialwissenschaftler, z.Zt. erwerbslos. V: *Die Ökologiebewegung* (1985). A: *Theorie sozialer Bewegung, sozialwissenschaftliche Ökologie*, M: GEW

blätter **der** **IGFM**

158 '89

Frankreich in der Dritten Welt — Dritte Welt in Frankreich

mit Artikeln zur französischen Afrikapolitik, Frankophonie, Guadeloupe, Ausländern in Frankreich

10 Jahre Revolution in Nicaragua

mit Diskussionsbeiträgen zur Wirtschaftspolitik der Sandinisten und zur Nicaragua-Solidarität

Länderberichte

Panama, Peru, Paraguay, Namibia, Indonesien, Jordanien

159 '89

China — Reform und Krise

Hintergründe der jüngsten Ereignisse

Radio und Fernsehen in der VR China

Die Ereignisse aus der Sicht eines Beteiligten

Berichte

zu Birma, Argentinien, Aquino-Besuch, El Salvador, Bildungssystem in Ghana, GEPA, Gewerkschaftlicher Internationalismus, Abschiebung, IGFM und Kirchentag, Geschichte der IGFM (Internationale Gesellschaft für Menschenrechte)

Rezensionen

Tagungsberichte

Einzelheft 5 DM, Jahresabo 40 DM. Aktion Dritte Welt e.V., Informationszentrum Dritte Welt, Postfach 5328, 7800 Freiburg i.Br.

Die Neue Gesellschaft Frankfurter Hefte

*Zeitschrift für Demokratie
und Sozialismus*

8 '89

L.Vaculik: Im Dezember des August-Jahres
P.Steinbach: Willi Münzenberg 100

R.Seidelmann: Auf dem Weg zur Weltgesellschaft. Der Stockholmer SI-Kongreß

Streitgespräch: G.Rohrmoser — K.Schacht:
Die Krise der Union

B.Hombach: Labour Party auf dem Weg
nach Godesberg

Heimkehr in die Fremde — Jüdische Remigration

A.Demirović: Das Glück der Wahrheit —
Die Rückkehr der »Frankfurter Schule«

J.Meynert: »Ich habe Narben von Kopf bis
Fuß« — Deutschland nach 1945 aus der Sicht
jüdischer Emigranten

Gespräch mit Ernst Loewy

D.Claussen: Arnold Zweigs Heimkehr nach
Berlin

U.Homann: »Juden in Deutschland — das ist
wie Stochern im Nebel«

G.Kunert: Atempause

Diskussion: Bremer Programm der SPD

A.Gorz: Sozialismus, Ökologie und kultureller
Umbruch

O.Negt: Ein Programm des guten Willens,
aber ohne Gesellschaftsanalyse

R.Altmann: Kultur — ein zentrales Problem
im industriellen System

P.Glotz: Ethik und Kinetik

36. Jg. 1989

Hrsg. für die Friedrich-Ebert-Stiftung von Holger Börner, Walter Dirks, Eugen Kogon †, Johannes Rau, Heinz O. Vetter, Hans-Jochen Vogel, Herbert Wehner. Redaktion: Peter Glotz (Chefredakteur), Rainer Diehl †, Hans Schumacher (verantwortl.). - Erscheint monatlich. Einzelheft 9,50 zzgl. Versand; Jahresabo 66,- DM zzgl. Versand. - Verlag Neue Gesellschaft, Postfach 20 13 52, 5300 Bonn 2

Prokla

Zeitschrift für politische Ökonomie
und sozialistische Politik



75 '89

Euro-Fieber

Prokla-Redaktion: Editorial

D.Behrens: Kontinuitäten deutscher Europa-
politik?

I.Tömmel: Europäischer Binnenmarkt und
mediterrane Peripherie

A.Statz: Deutsch-französische Militärkoo-
peration — Eine Achse der Westeuropäisierung?

H. Herr/A.Westphal: Zum Verhältnis von
realwirtschaftlicher und monetärer Integra-
tion Westeuropas

S.Amin: Ansätze zu einer nicht-eurozentri-
schen Kulturtheorie

N.Rehrmann: Spanien, Europa und Lateina-
merika: Zur Geschichte legendärer Kultur-
beziehungen

H.Gerstenberger: Strukturen jauchzen nicht.
Über die Bewegungsform der Französischen
Revolution

G.Grözinger: Noch einmal: Das Transforma-
tionsproblem. Replik auf Michael Heinrich

M.Heinrich: Wider die Glasperlenspiele.
Eine Antwort an G.Grözinger

20. Jg. 1989

Hrsg. v. d. Vereinigung zur Kritik der politischen Ökonomie e.V. — Redaktion: E.Altvater, H.Ganßmann, M.Heinrich, K.Hübner, B.Mahnkopf (geschäftsführend). — Erscheint mit 4 Nummern im Jahr. Einzelheft 16 DM, Jahresabo 52 DM — Verlagsadresse: Rotbuch Verlag GmbH, Potsdamer Str. 98, 1000 Berlin 30. — Redaktionsadresse: Postfach 100 529, 1000 Berlin 10.

tendenzen

Zeitschrift für engagierte Kunst

167 '89

Zeitbilder — Streitbilder

U.Leibinger-Hasibether: Bilder, die unver-
zichtbar sind. Über Klaus Schröter

R.Hiepe: Das Volk in den Tuileries. Karl-
Heinz Meyer malt die Französische Revolu-
tion

G.Sprigath: Bildersturm 1989, z.B. Brüssel-
Watermael-Boitsfort

I.Weber: Carl Schellemann zum 65.

M.Nungesser: Habdanks Bibelillustrationen

R.Hiepe: Der Weg eines Menschen. Gerd
Umbach, Holzschneider und Zeichner,
Westberlin

Denkmale fortschrittlicher Kunstpublizistik

G.Grosz: Abwicklung

D.Kramer: Die Künstler müssen sich gegen
den Raubbau an den Künsten wehren

W.Hasibether: Anmerkungen zur Kunstsi-
tuation

U.Weitz: Kunst und Küche

E.Antoni: Liaison dangereuse? Die Indu-
striegewerkschaft Medien ist da

J.Schön: Disco für Intellektuelle? Zur Kölner
»Videokulptur«-Ausstellung

H.Adam/P.Eggensperger: Rezeption von
NS-Kunst — warum gerade heute?

N.Schneider: Kunstgeschichte und Herme-
neutik. Anmerkungen zu einem »neuen« An-
satz in der Kunstwissenschaft

Redaktion: E.Antoni, H.Erhart, W.Grape, R.Hiepe;
U.Krempel, Th.Liebner, W.Marschall (verantwortl.),
C.Nissen, C.Schellemann, G.Sprigath, G.Zingert. — ten-
denzen erscheint in 4 Nummern jährlich. Jahresabonnement
32 DM (inkl. MWSt und Porto); Lehrlings-, Schüler-,
Studenten-Abo 27 DM. — Redaktionsanschrift: Hohenzol-
lernstr. 146 Rg, 8000 München 40. — Verlag: Pahl-Rugen-
stein, Gottesweg 54, 5000 Köln 51

TEXT+KRITIK



103 '89

Rainer Werner Fassbinder

Ch.Braad Thomsen: Der doppelte Mensch

R.W.Fassbinder: Sybille Schmitz. Geschichte für einen Spielfilm

M.Töteberg: Das Theater der Grausamkeit als Lehrstück. Zwischen Brecht und Artaud: Die experimentellen Theatertexte Fassbinders

A.Haag: »Er hat immer diese Sehnsucht nach Liebe gehabt, und deswegen war er böse«. F.Biberkopf/Reinhold: Die Kontrahenten der Seelenkämpfe R.W. Fassbinders

H.Brüggemann: »Berlin Alexanderplatz« oder »Franz, Mieke, Reinhold, Tod & Teufel?« Fassbinders filmische Lektüre des Romans von A.Döblin. Polemik gegen einen melodramatischen Widerruf der ästhetischen Moderne

H.L.Arnold: Fragen. Zur Auseinandersetzung um »Der Müll, die Stadt und der Tod«

H.Friedrich: Antisemitismus, Grausamkeit und Sexualität. Psychodynamische Aspekte der Vorurteilsproblematik in »Der Müll, die Stadt und der Tod«

N.Aaltenhofer: Absage an jeden Milieu-Realismus. Aus einem Gerichts-Gutachten zu »Der Müll, die Stadt und der Tod«

B.Uhrmeister: »It was indeed a German Hollywood Film«. Fassbinder-Rezeption in den USA

Fassbinder's Favorites

M.Töteberg: Bibliographie

Herausgeber: Heinz Ludwig Arnold. Redaktionelle Mitarbeiter: Ingrid Laurien, Otto Lorenz, Angelika Machinek und Michael Töteberg. — Erscheint viermal jährlich, Abopreis 38 DM zzgl. Versand. — Redaktion: Tuckermannsweg 10, 3400 Göttingen — Verlag: edition text + kritik, Postfach 80 05 29, 8000 München 80

28 '89

Theater- und Mediengeschichte nach 1945
W.Lange: America in Bavaria. Die Theaterstadt München im Nachkrieg

B.Schültke: »Was war mir die Politik! Gar nichts — und die Kunst alles.« Die Entnazifizierung des ehemaligen Frankfurter Generalintendanten Hans Meißner

C.Voester: »Stempel auf der Brotkarte«. Filmindustrie und Filmpolitik 1945 bis 1949

D.Geißler: Freiheit und Notwendigkeit. Filmkontrolle nach 1949

M.Loiperdinger: Amerikanisierung im Kino? Hollywood und das westdeutsche Publikum der fünfziger Jahre

M.Schmidt: »Solange du da bist«. Restauration und Regression im bundesdeutschen Spielfilm der Nachkriegszeit und der fünfziger Jahre

K.Hickethier: Vernebelter Anfang. Polemischer zur »Stunde Null« des Fernsehens

H.Peitsch: Fahnen. Brot und Hände. Kollektivsymbole der Befreiung in der Dramatik der DDR

Ph.Manger: Opfer einer Tabuisierung? Heinar Kipphardts »Bruder Eichmann«

M.Müller: Bildung oder Ausbildung? Überlegungen zum Kölner Symposium »Der Wert des Studiums der Theaterwissenschaft für die Theaterpraxis«

F.F.Weyh: Macht das TAT zum DAT! Skizze eines Deutschen Autorentheaters

Herausgegeben vom Verein zur Erforschung theatraler Verkehrsformen e.V., Berlin. — Erscheint viermal jährlich. Einzelheft 12 DM, Jahresabo 34 DM (Stud. 30 DM) zzgl. Versand. — Bestelladresse: Wochenschau-Verlag, Adolf-Damaschke-Str. 103, 6231 Schwalbach/Ts. — Adresse der Redaktion: TheaterZeitschrift, Baerwaldstraße 69, 1000 Berlin 61

WECHSEL WIRKUNG

TECHNIK NATURWISSENSCHAFT
GESELLSCHAFT

42 '89

*Perestroika — Neue Wege der Forschungs-
politik*

B.Goldmann: Erwachen aus dem dogmatischen Schlaf. Die Erneuerung der sowjetischen Wissenschaft

G.Lauterbach: Determinanten der Wissenschaftsstrategie. Forschungs- und Technologiepolitik in der DDR

R.Scharff: Polens Wissenschaft im Umbruch

R.Rode: Die verfluchte Liste. Lehren aus den Exportkontrollen

20 Jahre Plakat. Betriebsarbeit bei Daimler Benz. Ein Gespräch

H.Reinicke: Die sentimentalische Revolution

A.Knie: Von der Technikfolgenabschätzung zur -geneseforschung

H.Hobbelink: Ein gefundenes Fressen. Biotechnologie und »Dritte Welt«

B.Luber: Wenn Bäume die Gegner sind. Militärische Einsätze von Entlaubungsmitteln

W.Neumann: Verwirrung im Strahlenschutz

Genspalte

Berichte/Projekte

Rezensionen

Technoptikum

11. Jg. 1989

Redaktion: Reinhard Behnisch (verantwortl.), Regine Hebestreit, Herbert Mehrrens, Barbara Orland, Ralph Ostermann, Rainer Schlag, Rainer Stange, Matthias Tang, Patricia Wolf. — Erscheint vierteljährlich. — Einzelheft 7 DM, Jahrsabo 28 DM. — Verlag und Redaktion: Gneisenaustr. 2, 1000 Berlin 61

WIDERSPRUCH

Beiträge zur
sozialistischen Politik

17 '89

Schweizer Armee, Macht, Krieg

R.Brassel-Moser: Der Feind als Waffe und Wahn. Vom Überleben der Feindbilder in »friedlichen« Zeiten

J.Lang: Mythos Armee und die »Bürgersoldaten«. Die bundesrätliche Botschaft gegen die Armeeabschaffungs-Initiative — ein Dokument helvetischen Geschichts-Revisionismus

J.Tanner: Die Aushöhlung der Neutralität durch ihre Bewaffnung

Dossier I. CH-Armee, NATO-Strategie und Kalter Krieg

Dossier II. Zum militärisch-industriellen Komplex in der Schweiz

E.Krippendorff: Das Militär: Symbiose von Gewalt und Herrschaft

P.Hug: Vom Ende der Sicherheitspolitik. Skizze eines friedenspolitischen Konzeptes für die Schweiz

Französische Revolution, Rousseau und Frauenrechte

C.Gaspard: Rousseau und die Französische Revolution

S.Blättler/I.M.Marti: Freiheit und Gleichheit der Brüder. Philosophinnen bedenken Revolution und Aufklärung am Leitfaden feministischer Interessen

Olympe de Gouges: Erklärung der Rechte der Frau und Bürgerin (1791)'7

9. Jg. 1989

Herausgegeben vom Redaktionskollektiv Widerspruch: Martin Bondeli, Franz Cahannes, Peter Farago, Pierre Franzen, Susi Lindig, Giaco Schiesser, Walter Schöni, Urs Sekinger, Jakob Tanner, Reto Tognina. — Erscheint zweimal jährlich. — Einzelheft Fr. 12.-, im Abo 2 Hefte pro Jahr: Fr. 21.-. — Redaktionsanschrift: Redaktionskollektiv Widerspruch, Postfach 652, CH-8026 Zürich

WIDER SPRÜCHE

Zeitschrift für sozialistische Politik im
Bildungs-Gesundheits-u. Sozialbereich

31 '89

Politik des Sozialen

N.Diemer: Für eine »Politik des Sozialen«

K.A.Chassé: Lebensweise und Sozialstaat

B.Geissler: Sozialpolitik für Frauen: Zunächst einmal gleiche Rechte

U.Martiny: Einige Voraussetzungen für eine Politik des Sozialen: Das Beispiel der nicht-verheirateten Frauen

Ch.Glaß: Zwischen Bangen und Hoffen —
Verarbeitungsformen von Arbeitslosigkeit
bei Jugendlichen

V.Fesel: Subjekte und Akteurinnen der Sozialpolitik: Sozialarbeit als alter und neuer Frauenberuf

I.Ostner: Am Staat vorbei? Sozialarbeit mit armen Frauen

Forum

W.Völker: Bericht vom sozialpolitischen Forum der AG SPAK

AG SPAK: Sozial kaputt? Sozialpolitische Initiativen (nicht mehr) im Bundesinteresse?

Ch.Sonnenfeld: Gesundheit durch Selbstkontrolle

Magazin

Herausgeber: Sozialistisches Büro, Redaktion: N.Diemer, E.Schmid, F.Schütte, Ch.B.Kimmich, Th.Kimmich, T.Kunstreich, F.Düchting, R.Laux, F.Manke, B.Rose, K.Dehnbestel, H.Narr, H.Dorn, K.Blanc, D.Hail, C.W.Macke, W.Völker, G.Pabst, M.Hentschel, A.Wagner, A.Schaarschuch. - Jährlich 3-4 Hefte. - Einzelh. 9 bis 15 DM incl. Versand. Jahresabo 39 DM. - Redaktion Widersprüche: Postf. 102062, 6050 Offenbach. Vertrieb: Verlag 2000, Postfach 102062, 6050 Offenbach

wiener tagebuch

marxistische
monatsschrift

7-8 '89

Tabu: Grund zum Feiern? / Das Reich der Freiheit und das Massaker von Tiananmen / Moral als Politikersatz / Ökosoziale Marktwirtschaft / Klerikollaboration / Hagelschlag und Bastillensturm / Anders wohnen - anders leben

L.Spira: Ideologische Monatsschau

Frei auf Bewährung. Gespräch mit Vaclav Havel

A.Heller/F.Féher: Hat der Sozialismus noch eine Zukunft?

C.Gábeta: Von der Freiheit wird man nicht satt. Argentinien's Bilanz des Scheiterns

Zwanzig Jahre Wiener Tagebuch

WTB 1971 (H.Friesenbichler) / Solidarität (F.Marek) / Für eine zweite Menschwerdung (E.Fischer) / Franz (M.Pollack) / Konservatives Manifest (Th.Prager) / Mein Tagebuch (H.Bamberger) / Die Drucker (Ch.R.) / Die »Alten« (H.R.) / Der Nachwuchsläser (C.-W.Macke) / Der Literatur-Redakteur (E.Hackl)

Said: Die Beichte des Ayatollah

L.Rubio: Supermann auf mexikanisch —
Hoffnung der Armen

P.Rosner: Aufstieg und Fall der Planwirtschaft

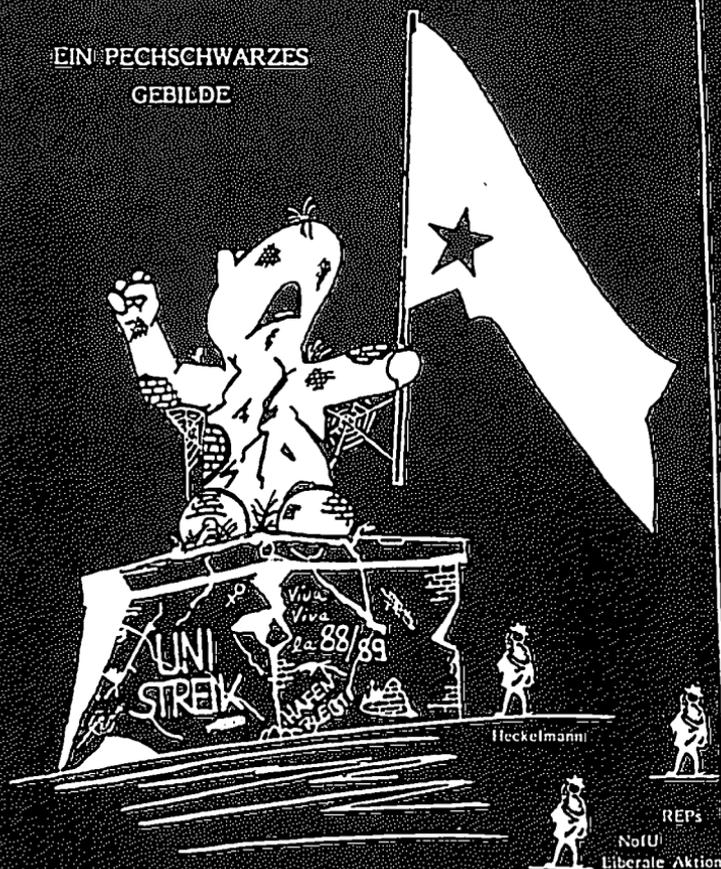
B.Lichtenberger-Fenz: Die Vertreibung der Vernunft

I.Pollack: Vom Glück, eine Portugiesin zu sein. Nelkenrevolution und Frauenliteratur

Herausgeber: Verein »Freunde des Wiener Tagebuch«. —
Chefredakteur: Leopold Spira, Redakteur: Christof Reinprecht. — Erscheint monatlich. — Einzelpreis ÖS 35,-; Jahresabo ÖS 320,- (Ausland ÖS 400,-/DM 60,-); Studenten ÖS 200,- (Ausland ÖS 250,-/DM 40,-). — Verlags- und Redaktionsadresse: Belvederegasse 10, A-1040 Wien

FU BERLIN

EIN PECHSCHWARZES
GEBILDE



Über Ursachen und Hintergründe des UN₁MUTs
von den StudentInnen der B¹reiten Universität Berlin

Hrsg. vom Informationsreferat, Am-Institut vom Derrhot-Brecht Institut
(fr. eingetragenes Zeichen und vom ASUA der FU Berlin
November 1989)

Ab Mitte November im Handel. In Berlin insbesondere in folgenden Buchhandlungen erhältlich:
Wolfgang Arnold: 'Krakehler', Hagelbergerstr. 12, 1B62 / Buchhandlung am Savignyplatz, Cramerstr. 9, 1B12 / Dorotheenstädtische Buchhandlung, Turmstr. 4, 1B21 / Das Europäische Buch, Knesebeckstr. 3, 1B12 / Heinrich Heine Buchhandlung, Hardenbergstr. - im BHF Zoo, 1B12 / Jürgens Buchladen, Königin-Luise-Str. 40, 1B33 / Buchhandlung Karl Marx, Karl-Marx-Str. 64, 1B44 / Kiepert, Hardenbergstr. 4-5, 1B12 / Motzbuch, Motzstr. 32, 1B30 / Schleicher, Königin-Luise-Str. 41, 1B33 / Marga Schwoeller Bücherstube, Knesebeckstr. 33, 1B12

Für Westdeutschland erhältlich durch Buchbestellungen im Buchhandel. Bei größeren Mengen über den ASUA-FU Berlin, Kiebitzweg 23, 1000 Berlin 33

die

Herausgegeben von
Kurt Morawietz



Zeitschrift für Literatur, Kunst und Kritik

hören

„Größte und wichtigste Literaturzeitschrift in deutscher Sprache“ (NDR). „Wichtigste Kulturzeitschrift“ (Aspekte/ZDF). „Eine Publikation von internationalem Format und Ruf“ (Börsenblatt des Deutschen Buchhandels). Alfred-Kerr-Preis 1980 und 1988.

„Konkurrenzlos auf der ganzen Strecke zeitgenössischer Literatur“ (Die Weltwoche, Zürich). „Ein Stachel ins Hirn des belletristischen Lesers“ (DIE ZEIT). „Eine der wenigen Literaturzeitschriften, die es geschafft haben, Qualität und Dauer zu vereinen“ (Frankfurter Rundschau). „Eine der gescheitesten und konsequentesten unter den Zeitschriften in Deutschland“ (Times, London).

„Die einzige Zeitschrift Ihrer Art, die zu einer ernsthaften Konkurrenz der fest etablierten Zeitschriften großer Verlage geworden ist“ (Die Tat, Zürich). „Nichts von der Stange, richtig was zum Lesen“ (Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt).

JETZT IM 34. JAHRGANG. Mit inzwischen mehr als 150 Ausgaben: Literatur & Politik. Wirklichkeit & Visionen. Ästhetik & Utopie. Poesie & Geschichte. Heimat & Exil. Klassik & Moderne. Von Büchern & Menschen. Vergessene Autoren. Formen des Widerstands. Literatur als Gedächtnis der Welt. Motto: „Man muß die Leute inkommodieren, ihnen ihre Behaglichkeit verderben, sie in Unruhe und Erstaunen setzen“ (Friedrich Schiller).

«die hören»
im Wirtschaftsverlag



Verlag für neue Wissenschaft GmbH
Postfach 10 11 10
2850 Bremerhaven 1

Jahresabonnement
(4 Bände): DM 48,-;
Einzelausgabe
(jeweils ca. 220 Seiten): DM 15,-,
Doppelband: DM 19,80,
zzgl. Versandkosten



Philosophie der Befreiung — Befreiung der Philosophie

Enrique Dussel

Philosophie der Befreiung

Argument

Enrique Dussel

Philosophie der Befreiung

*Mit einem Vorwort von
Raúl Fornet-Betancourt*

207 S., br., DM 26,—

Enrique Dussel, argentinischer Herkunft, ist einer der bekanntesten lateinamerikanischen Befreiungstheologen. Er schrieb »Philosophie der Befreiung« im mexikanischen Exil, ohne Zugang zu seiner in Argentinien verbliebenen Bibliothek. Von daher ist das Buch, wie er selbst sagt, ein theoretisches und philosophisches Provisorium — aber diese scheinbare Schwäche ist seine Kraft. In einer brisanten Verbindung der der Theorien von Marx und Emmanuel Lévinas holt Dussel die abendlän-

dische Philosophie aus dem Zentrum (Europa) an die Peripherie (Lateinamerika/Dritte Welt) und fragt, inwieweit sie für die Befreiung der unterdrückten Völker nutzbar gemacht werden kann. Dussel möchte einen weltumspannenden philosophischen Dialog in Gang setzen, der noch die traditionelle Sprache des Zentrums benutzt, um sich zugleich jedoch von ihr zu emanzipieren, damit sie den Unterdrückten und Verdammten der Weltgeschichte von Nutzen sein könne. Das engagierte Werk vermittelt dem deutschen Publikum einen ersten Zugang zu den Problemen, mit denen sich die Philosophie in der Dritten Welt konfrontiert sieht.

»Die Philosophie der Befreiung ist postmodern, volksnah (eine Philosophie des Volkes, eine Philosophie mit dem Volk), feministisch. Sie ist eine Philosophie, die ihren Ausdruck findet durch die Jugend der Welt, die Unterdrückten der Erde, die Verdammten der Weltgeschichte.« (Aus dem Vorwort von Enrique Dussel)

Argument

Rentzelstraße 1 2000 Hamburg 13

Summaries

Joan Acker: What Happened to the Paradigm Shift?

The feminist alternative in sociology has not been sufficiently well developed to present a clear challenge to the dominant gendered paradigms. But the outlines of a more radical alternative are emerging.

Frigga Haug and Kornelia Hauser: Women's Experience and the Concept of Gender

In their discussion of the concept of gender in feminist research, the authors propose to concentrate on gender-relations. They show the importance of working with women's experience as a basis for the theoretical understanding of women's oppression and how society functions. With the example of their ongoing research on women and fear, they show how women's fear is related to knowledge. They outline a relationship of the spheres of production and reproduction in the light of the current ecological crises.

Irene Dölling: Marxism and the Woman Question in the GDR

Taking as starting point the changes in women's living conditions in the last 40 years, as well as the necessary revisions in socialist countries, the author argues for a discussion of the woman question as a constitutive element in the theory of socialism. Prerequisite for this would be, for one, the elaboration of a theory of social reproduction which portrays concretely the relationships between material production and the »production of life«, for another, an analysis of the forms in which gender relations are lived and symbolically interpreted.

Diemut Bubeck: Women's Work and Marx's »Realm of Freedom«

The author argues that Marx's utopia of abundance, which was one of his answers to the »problem of necessary labours«, is fundamentally flawed. This becomes most obvious when women's work is brought into the discussion. Marx's alternative ideas about the minimisation of necessary labour as well as his dialectic of labour, however, allow us to specify crucial constraints on the social distribution of labour in communist society.

Annette Kuhn: On the Difficulty for Women's History Research in Treating German Fascism

In the recent debate on the unique quality of the inhumanity of German Fascism, the question of women's responsibility for its murderous policies was not raised. This male-biased view of the history of Fascism is matched by an inability on the part of feminist scholars to make women's role in Fascism visible.

Su Shaozhi: No One Has the Right to Judge Who is and Who is not a Marxist

These two speeches (abridged) by the former head of the Marxism-Leninism Research Institute at the Chinese Academy of Social Sciences were written for a Chinese Communist Party meeting to mark the 10th anniversary of the third plenary session of the 11th CCP Central Committee (Dec. 1978). In his first speech, »Open a New Page in the History of Marxism«, which he was not allowed to give, Su urges his audience to admit that contemporary Marxism has reached a crisis and that a pluralistic, critical and open understanding of Marxism is necessary. In his second speech, Su attacks conservative ideologues who differentiate between »good« and »bad« Marxists — not unlike the political culture of the Cultural Revolution and its »struggle between the two lines«. What was meant as a warning analysis is now the bitter reality in China.

Dick Boer: The Christian Intervention in the Religious Sphere

A phenomenological representation of the »Christian religion« as object of a Marxist theory of ideology. The »Christian religion« is in itself a revolutionary intervention in the religious sphere: a revolution in heaven, so that earth is freed from oppressive gods »above«. The author discusses the Marxian critique of religion, which, on the one hand, recognized how »religion« exploits the cry for salvation, in that it orients towards an »illusory« happiness beyond this world, but which did not, on the other hand, recognize how »religion« as such can be the strength of the weak.

Erziehungswissenschaft

<i>Schlapeit-Beck, Dagmar (Hrsg.): Mädchenräume. Initiativen — Projekte — Lebensperspektiven (G.Heinrich)</i>	800
<i>Funk, Heide, und Anita Heiliger (Bearb.): Mädchenarbeit — Schritte zur Verwirklichung der Chancengleichheit (M.Wens)</i>	802
<i>Specht, Edith: Schön zu sein und gut zu sein. Mädchenbildung und Frauensozialisation im antiken Griechenland (K.Weingartz-Perschel)</i>	804
<i>Faulstich-Wiegand, Hannelore (Hrsg.): Abschied von der Koedukation? (A.Lindberg)</i>	805
<i>Giesche, Sigrid, und Dagmar Sachse (Hrsg.): Frauen verändern Lernen. Dokumentation der 6. Fachtagung der AG Frauen und Schule (B.Ketelhut)</i>	806
<i>Wascher, Uwe, und Detlef Wutzke (Hrsg.): Berufsorientierung: Mädchen im Blickpunkt. Probleme — Chancen — Perspektiven (E.Niehoff)</i>	807

Geschichte

<i>Wehler, Hans-Ulrich: Deutsche Gesellschaftsgeschichte (G.Wegner)</i>	809
<i>Lamprecht, Karl: Alternative zu Ranke. Schriften zur Geschichtstheorie (H.W.Blanke)</i>	812
<i>Hammerstein, Notker (Hrsg.): Deutsche Geschichtswissenschaft um 1900 (H.W.Blanke)</i>	814
<i>Schwabe, Klaus (Hrsg.): Deutsche Hochschullehrer als Elite 1815-1945 (H.W.Blanke)</i>	815
<i>Kämmerer, Jürgen (Hrsg.): Heinrich Ritter von Srbik. Die wissenschaftliche Korrespondenz des Historikers 1912-1945 (H.W.Blanke)</i>	816
<i>Boockmann, Hartmut, und Hermann Wellenreuther (Hrsg.): Geschichtswissenschaft in Göttingen (H.W.Blanke)</i>	817
<i>Raulff, Ulrich (Hrsg.): Mentalitäten-Geschichte. Zur historischen Rekonstruktion geistiger Prozesse (W.Kowalsky)</i>	818

Soziale Bewegungen und Politik

<i>Trotzki, Leo: Schriften I. Sowjetgesellschaft und stalinistische Diktatur (W.Mackenbach)</i>	820
<i>Conquest, Robert: Ernte des Todes. Stalins Holocaust in der Ukraine 1929-1933 (J.Becker)</i>	824
<i>Murarka, Dev: Michail Gorbatschow: Die Grenze der Macht (E.Nohara)</i>	825